

Männlichkeit erzählen : Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer

Scholz, Sylka

2004

<https://doi.org/10.25595/1286>

Veröffentlichungsversion / published version

Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Scholz, Sylka: *Männlichkeit erzählen : Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2004. DOI: <https://doi.org/10.25595/1286>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

Scholz
Männlichkeit erzählen

Sylka Scholz, Dr. rer. pol., studierte Kulturwissenschaft und Soziologie in Berlin, danach wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Frauenforschung an der Universität Potsdam; derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am sozialwissenschaftlichen Institut der Humboldt-Universität Berlin.

Sylka Scholz

Männlichkeit erzählen

Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen
ostdeutscher Männer

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage Münster 2004

© 2004 Verlag Westfälisches Dampfboot

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lütke · Fahle · Seifert, Münster

Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

ISBN 3-89691-569-X

Inhalt

Einleitung	9
1. Die narrativ-biographische Konstruktion von Selbst, Geschlecht und sozialer Welt	17
1.1 Biographie als generatives Prinzip der Selbst- und Weltkonstitution	19
1.2 Das Verhältnis von Geschlecht und Biographie	23
1.3 Das Konstruktionsmedium Lebensgeschichte	27
2. Die soziale Produktion von Männlichkeit	35
2.1 „Hegemoniale Männlichkeit“ und „Männliche Herrschaft“ – Zentrale Prämissen der Konzepte	36
2.2 Hegemoniale Männlichkeiten als ein Modus der sozialen Reproduktion von Männlichkeit – Kritik und Erweiterungen	42
3. Zwischen männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter. Geschlechterverhältnis und Lebenslauf in der DDR und Ostdeutschland	48
3.1 Das Geschlechterverhältnis in der DDR und Ostdeutschland	49
3.2 Institutionen des Lebenslaufs	55
4. Lebensgeschichten erheben und untersuchen	71
4.1 Das narrative Interview. Erzähl- und biographietheoretische Implikationen und ihre Kritik	73
4.2 Prämissen der Untersuchung und Forschungsfragen	80
4.3 Untersuchungsgruppe und methodisches Vorgehen	82
5. Wie Männlichkeit und Identität biographisch „gemacht“ werden. Zwei Fallrekonstruktionen	87
5.1 Unermüdliches und aktives Engagement für eine bessere Gesellschaft. Eine Entwicklungs- und Bekenntnisgeschichte (Dieter Schulz)	88

5.2 Von Bad Saarow nach Amerika. Eine Abenteuer- und Bekehrungsgeschichte (Sven Frodhin)	117
5.3 Schlüsselkategorien der biographischen Konstruktion von Männlichkeit	159
6. Die Fokussierung von Berufsarbeit und die Rekonstruktion beruflicher Identitäten	165
6.1 Der Entwurf beruflicher Identitäten	166
6.2 Die Berufswelt als hierarchisch strukturierte „Welt unter Männern“	176
6.3 Der formale Aufbau der lebensgeschichtlichen Erzählungen	182
6.4 Resümee: Die biographische Reproduktion der Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit	184
7. Die Bewältigung der Armeezeit und die Erlebnisse von (männlicher) Gemeinschaft	187
7.1 Die Bewältigung des Wehrdienstes durch die Schaffung von individuellen Freiräumen	188
7.2 Der Gewinn an Lebenserfahrungen in einer männlichen Gemeinschaft	195
7.3 Resümee: Die NVA als Produktionsort von Männlichkeit	200
8. Sohn, Bruder, (Ehe-)Partner, Vater – Familienfragmente	203
8.1 Relationen zur Herkunftsfamilie	204
8.2 Intime Beziehungen und Partnerschaften	215
8.3 Die Bedeutung der eigenen Vaterschaft	225
8.4 Resümee: Die schwierige Relation von Männlichkeit und Familie	237
9. Prozesse des Doing Gender in der Interviewinteraktion	240
9.1 Gemeinschafts- und Differenzkonstruktionen „unter Männern“	241
9.2 Die ambigüine Rolle der Interviewerinnen	249
9.3 Resümee: Die Konstruktion von Männlichkeit als eine „Männersache“	253

10. Schlussbetrachtungen	255
10.1 Die biographische Rekonstruktion von Identität und Geschlecht	256
10.2 Männlichkeitskonstruktionen in der DDR und in Ostdeutschland	260
10.3 Die dialogische Struktur des narrativen Interviews	263
Anmerkungen	266
Anlagen	281
I. Überblick über das Sample	281
II. Kurzbiographien der Interviewpartner	282
III. Verzeichnis der wichtigsten Abkürzungen	290
IV. Glossar	290
Literatur	292

Einleitung

Die Lebenslagen und Lebenserfahrungen ostdeutscher Männer sind bisher aus einer Geschlechterperspektive weder für die Zeit der DDR noch für die Zeit nach der Wende 1989 kaum erforscht worden.¹ In der wissenschaftlichen Literatur finden sich in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts nur einige pauschale Diagnosen.² So vermutet etwa der westdeutsche Männerforscher Walter Hollstein, dass die Fortschritte der westdeutschen Männer hin zu mehr Geschlechtergleichheit durch die ostdeutschen Männer, „die sich noch im chauvinistischen Zeitgeist der fünfziger Jahre bewegen“ (Hollstein 1992, 9) zunichte gemacht werden würden. „Noch der konservativste Mann aus der Bundesrepublik [ist] progressiver als der ‘fortschrittlichste’ Geschlechtsgenosse der DDR“ (ebd., 238), deshalb werden „die DDR-Männer das Rad der männlichen Emanzipation erst einmal anhalten, wenn nicht gar temporär zurückdrehen“ (ebd., 222).³

Für den ostdeutschen Kulturwissenschaftler Günter Kracht befinden sich die ostdeutschen Männer nach der Wende „im sozialen und vor allem kulturellen freien Fall“ (Kracht 1999, 53). Die Mehrzahl von ihnen ist den neuen gesellschaftlichen Anforderungen nicht gewachsen und statt sich wie die Frauen den neuen Herausforderungen der Individualisierung zu stellen, fänden sie sich in der „Imbissbudengemeinschaft“ (ebd., 56) zusammen. Nimmt man nur die Klientel der „Bierbüchsentrinker“ (ebd.) an der Imbissbude in den Blick, dann erscheint die „Situation ostdeutscher Männer“, da kann man Kracht nur zustimmen, tatsächlich „traurig und trostlos“ (ebd., 53).

Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung ist ein von mir initiiertes und geleitetes Lehrforschungsprojekt an der Universität Potsdam, welches im Wintersemester 1998/99 begann. Im Mittelpunkt des Projektes stand die Frage, wie der Zusammenbruch des Erwerbssystems der DDR nach der politischen Wende 1989 sowie die zunehmende Flexibilisierung des Arbeitsmarktes in den neunziger Jahren von ostdeutschen Männern erfahren und bewältigt wurden. Ausgehend von der Annahme, dass männliche Identität sich in modernen Gesellschaften vor allem in und durch Erwerbsarbeit konstituiert, interessierte uns, ob und welche Folgen die Veränderungen im Erwerbssystem für individuelle Identitätskonstruktionen haben.

Da ein qualitatives Forschungsprojekt nur eine kleine Anzahl von Fällen bearbeiten kann, wurde die Untersuchungsgruppe eingegrenzt auf Männer, die zwischen Mitte der fünfziger und Mitte der sechziger Jahre in der DDR geboren wurden. Diese Auswahl war wie folgt motiviert: Die befragten Männer haben ihre Berufsausbildung und ihre ersten Arbeitserfahrungen noch in der DDR gemacht. Zum Zeitpunkt der Wende 1989 waren sie zwischen Mitte 20 und Mitte 30. Im Gegensatz zu älteren Männern, die durch Vorruhestandsregelungen in der ersten Hälfte der neunziger Jahre vor dem 65. Lebensjahr aus dem Erwerbssystem aus-

schieden, waren Männer der befragten Geburtsjahrgänge Ende der neunziger Jahre noch bzw. wieder in den Arbeitsmarkt integriert.

Um die subjektiven Wahrnehmungsmuster und Bewältigungsstrategien hinsichtlich der Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt und die Relevanz von Erwerbsarbeit für männliche Identität untersuchen zu können, haben wir einen qualitativen Forschungsansatz gewählt. Nach der Beschäftigung mit verschiedenen Methoden, schien mir ein biographischer Ansatz am besten geeignet, um die Forschungsfragen zu beantworten. Die Erhebung und auch die Auswertung der Interviews erfolgten nach der Methode des narrativen Interviews (Rosenthal 1987; 1995; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997). Im Rahmen des Lehrforschungsprojektes ist eine erste Auswertung eines Teils der Interviews erfolgt.⁴ In der weiteren Untersuchung habe ich das gesamte Interviewmaterial, natürlich mit Einverständnis der Studierenden, weiter bearbeitet.

Methodische Irritationen

Für die Erforschung von Biographien wird das von Fritz Schütze entwickelte narrative Interview bevorzugt, welches sowohl ein Erhebungsinstrumentarium als auch ein Auswertungsverfahren ist. Roland Girtler hat dieses Instrument sogar als die „Königin unter den soziologischen Methoden“ (zitiert nach Heinze 2001, 166) bezeichnet. Ziel eines solchen Interviews ist es, die Interviewten zu einer spontanen Erzählung über ihr Leben zu motivieren. Gelingt es, ihn oder sie in die Darstellungsform des Erzählens statt des Berichtens, Beschreibens oder Argumentierens zu bringen, so wird davon ausgegangen, dass das, was erzählt wird, dem vergangenen Handeln sehr nahe kommt und die „Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsskapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruiert“ (Schütze 1977, 1). Ein solcher methodischer Ansatz verspricht also die biographische Erfahrungsaufschichtung und damit auch mögliche Veränderungen der Bedeutung von Erwerbsarbeit im Lebensverlauf rekonstruieren zu können.

Darüber hinaus enthält die Methodenliteratur klare Anweisungen, wie ein narratives Interview zu führen ist. Dies ist für den Erfolg eines Projekts mit Studierenden, die noch wenige Erfahrungen mit der Tätigkeit des Interviewens haben, eine wichtige Voraussetzung. Wenn man diese Regeln befolgt, so legen die Darstellungen nahe (vgl. insbesondere Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997; 2000; Heinze 2001), steht einem Gelingen auch bei Anfängern und Anfängerinnen nichts im Wege. Dass es in einem Teil der Interviews, die im Rahmen dieser Untersuchung geführt wurden, nicht gelungen ist, die befragten Männer zu einer ausführlichen Erzählung über ihr Leben zu motivieren und die Interviews stattdessen nur

narrative Passagen, aber keine geschlossene Lebensgeschichte enthalten, schien mir zunächst durch die Unerfahrenheit der Interviewenden begründet zu sein. Jedoch stellten sich im Laufe der Interviewauswertung zunehmend Zweifel an dieser Auffassung ein und ich begann nach den Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Erzählens zu fragen.

Auffallend war des Weiteren, dass, obwohl wir die befragten Männer um die Erzählung ihres „ganzen Lebens“ gebeten hatten, sie fast ausschließlich über ihre Ausbildung und ihren Beruf, ihren Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee und sportliche Aktivitäten erzählten. Private Beziehungen, vor allem die zu (Ehe-) Partnerinnen und Kindern, wurden kaum thematisiert. Zunehmend drängte sich mir die Frage auf, wie dieses Phänomen zu deuten ist. Sind (Ehe-)Partnerinnen und Kinder im Leben der befragten Männer bedeutungslos, wenn darüber nicht gesprochen wird? Davon ausgehend fragte ich mich, inwieweit kann von der „erzählten“ auf die „gelebte Lebensgeschichte“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 149) geschlossen werden? Nach Abschluss des Lehrforschungsprojektes begann ich daher mich ausführlich mit den erzähltheoretischen Prämissen des narrativen Interviews auseinander zu setzen.

Im Mittelpunkt dieser Beschäftigung stand die Frage nach der Homologie von Erzählung und Erfahrung (Bude 1985): Geben wir unsere Erlebnisse und Erfahrungen in der Reihenfolge wieder, in der wir sie erlebt haben? Was erzählen wir eigentlich, wenn wir nach unserem „ganzen Leben“ befragt werden, aus der Fülle der Einzelerlebnisse und alltäglichen Erfahrungen? Welche praktischen Dinge und Voraussetzungen ermöglichen es, das Leben als Geschichte zu erzählen? Dabei fiel mir eine merkwürdige Lücke in der soziologischen Biographieforschung auf: Wird einerseits davon ausgegangen, dass die Konstruktion einer Lebensgeschichte „nicht nur vom tatsächlichen Lebenslauf determiniert [wird], sondern auch von vielfältigen äußeren Einflußfaktoren, von gesellschaftlich-institutionalisierten Erwartungsstrukturen, von Vorbildern populärer Biographien, von Alltagstheorien, dem Zuhörer unterstellten Erwartungen, von Legitimations- und Präsentationszwängen“ (Alheit & Dausien 1985, 74), so richtet sich die Analyse der Lebensgeschichten auf die Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte und die Erfahrungsaufschichtung im gelebten Leben.

Gerade in den „vielfältigen äußeren Einflussfaktoren“ schien mir aber der Schlüssel zur Interpretation der Fokussierung auf Berufsarbeit und der Dethematisierung von Familienbeziehungen zu liegen. Um meine anfänglichen Forschungsfragen beantworten zu können, wurde es somit notwendig, sich detailliert mit der sozialen Praxis des Erzählens zu beschäftigen. Welchen Regeln und welchen kulturellen und sozialen Mustern folgt man bei der Konstruktion seiner Lebensgeschichte? Welche Muster von Identität und Geschlecht strukturie-

ren lebensgeschichtliche Erzählungen vor? Welche Rolle spielt der oder die Zuhörende für das, was erzählt wird? Welche Legitimations- und Präsentationszwänge greifen in der halböffentlichen Situation eines narrativen Interviews?

Obwohl dies kein Ausgangspunkt meiner Untersuchung gewesen ist, ist sie so nun auch eine Arbeit über das lebensgeschichtliche Erzählen geworden. Die Auseinandersetzung mit den kulturellen und sozialen Regeln des Erzählens sowie der Bedeutung von Narrationen für die Biographie und Identität der Individuen zieht sich als einer der Schwerpunkte durch die Untersuchung.

Männlichkeit erforschen

Wie können „männliche Identitätskonstruktionen“ erforscht werden? In dieser Hinsicht erwiesen sich die vagen Vorstellungen im Vorfeld des Projektes, dass dies mittels lebensgeschichtlicher Erzählungen möglich sei, als unzureichend. Die Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter gilt im Alltag als eine Naturtatsache, die von Geburt an gegeben ist und dementsprechend nicht verändert werden kann, es sei denn, man verwandelt sie mit dem chirurgischen Messer. Die Geschlechtszugehörigkeit erscheint als das fraglos Gegebene. Mann „hat“ eine männliche Identität, weil man als Mann geboren ist, lautet die „Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1984, 26). Als etwas fraglos Gegebenes ist die Geschlechtszugehörigkeit kaum reflexiv zugänglich.

Identität und Geschlecht sind jedoch nicht etwas, was das Individuum „hat“, sondern etwas sozial Gemachtes, was im Alltagshandeln „getan“ werden muss, sie sind „soziale Konstruktionen“. Die theoretischen Vorannahmen, die einer solchen Auffassung zu Grunde liegen, werde ich im ersten Kapitel erläutern. Jedoch gibt es nicht „männliche“ und „weibliche“ Identitäten, denn Identitätskonstruktionen sind durch weitere soziale Kategorien wie Milieu/Klasse, Ethnie, Generation bestimmt. Geschlecht ist in modernen Gesellschaften allerdings eine zentrale Dimension der Identitätskonstruktionen, denn jedes Individuum muss sich im Rahmen der kulturellen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit einem der beiden Geschlechter zuordnen. In der vorliegenden Arbeit liegt der Schwerpunkt auf der Analyse der Konstruktion von Männlichkeit, die immer in die Identitätskonstruktion eingebunden ist.

Während in der Untersuchung lebensgeschichtlicher Erzählungen von Frauen Geschlecht als ein „rote[r] Faden“ ... aus dem Text einer Lebensgeschichte herauspräpariert werden kann“ (Dausien 2001, 64), ist dies jedoch bei Lebensgeschichten von Männern nicht der Fall, „die geschlechtliche Markierung wird kaum thematisch, weder argumentativ noch narrativ“ (ebd.). Dies kann als Effekt der modernen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit angesehen werden, in der „Ge-

schlecht“ mit Frau und Weiblichkeit gleichgesetzt wird. Die moderne Geschlechterordnung schafft Frauen als Geschlechtswesen. „Der Mann“, so heißt es bspw. beim Aufklärer Jean-Jacques Rousseau, „ist nur in gewissen Augenblicken Mann, die Frau aber ihr ganzes Leben lang, oder wenigstens ihre ganze Jugend hindurch. Alles erinnert sie unaufhörlich an ihr Geschlecht“ (Rousseau 1981, 389). Während die Frau als das Geschlechtlich-Besondere gilt, wird der Mann als das Allgemeine-Menschliche angesehen, sein Geschlecht bleibt unter dieser Bestimmung verborgen. Das zentrale Bestimmungsmerkmal moderner Männlichkeit, so auch Michael Meuser (1998), ist ihre Unsichtbarkeit. Aus der Hypostasierung bzw. Übersteigerung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen folgt zudem die Überlegenheit gegenüber Weiblichkeit.

Wie kann nun aber das Unsichtbare sichtbar gemacht werden? Anstatt den „roten Faden“ Männlichkeit doch noch irgendwie aus den Erzählungen herauszupräparieren, habe ich das narrative Interview als eine interaktive soziale Praxis untersucht, in der Identität und Männlichkeit narrativ „gemacht“ werden. Die befragten Männer, so werde ich zeigen, rekonstruieren Männlichkeit in ihren lebensgeschichtlichen Narrationen auf drei verschiedenen Ebenen, die eng miteinander verknüpft sind und sich nur analytisch trennen lassen: Auf der *inhaltlichen* Ebene – was in der Lebensgeschichte erzählt wird – erfolgt die Konstruktion von Männlichkeit mittels Hypostasierung bzw. Nicht-Thematisierung verschiedener Lebensbereiche. Auf der *formalen bzw. grammatikalischen* Ebene – wie die Lebensgeschichte konstruiert wird – wird Männlichkeit mittels spezifischer Erzählmodi hergestellt. Und drittens wird Männlichkeit auf der *interaktiven* Ebene über die Bezugnahme auf das Geschlecht des bzw. der Interviewenden erzeugt.

Insgesamt ist die Untersuchung wie folgt aufgebaut: In den ersten beiden Kapiteln werden die theoretischen Grundlagen der Arbeit dargelegt. Im ersten Kapitel werde ich mein Konzept von Biographie erläutern und zeigen, wie die Konstruktion von Biographie, Identität und Geschlecht narrativ erfolgt. Dabei richtet sich mein Augenmerk auf das Konstruktionsmedium Lebensgeschichte. Im zweiten Kapitel stelle ich mein Konzept von Männlichkeit vor, dass sich vor allem an Robert Connells Arbeiten orientiert und den Begriff der „hegemonialen Männlichkeit“ erweitert. Im Zentrum des Kapitels steht die Frage, wie männliche Hegemonie in modernen Gesellschaften geschaffen und erhalten wird.

Im dritten Kapitel werde ich diese Frage in Bezug auf die DDR und Ostdeutschland präzisieren. Ich werde zeigen, dass das Geschlechterverhältnis durch eine spezifische Spannung von männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter charakterisiert ist. Diese Spannung schlägt sich wiederum in den Institutionen des Lebenslaufs wie Schule, Arbeitsmarkt, Familie etc., welche die Biographien von Individuen vorstrukturieren, in einer je spezifischen Art nieder.

Deshalb wird in diesem Kapitel auch der institutionelle Lebenslauf für Männer der befragten Geburtsjahrgänge rekonstruiert.

Im vierten Kapitel fasse ich meine Forschungsfragen zusammen und stelle dar, wie die lebensgeschichtlichen Interviews durchgeführt und ausgewertet wurden. Ausgehend von meiner Kritik der erzähltheoretischen Prämissen des narrativen Interviews formuliere ich eine eigene Auswertungsmethode. Um mein Vorgehen bei der Interviewanalyse zu verdeutlichen, werde ich im fünften Kapitel anhand von zwei kontrastierenden Fallanalysen zeigen, wie die Interviewpartner Identität und Männlichkeit in der lebensgeschichtlichen Erzählung herstellen. Die Modi der Männlichkeitskonstruktion werden im Anschluss an das Kapitel zu Schlüsselkategorien zusammengefasst. Diese Schlüsselkategorien strukturieren den Vergleich mit den anderen Fällen. Die Fallvergleiche werden in den Kapiteln sechs bis neun dargestellt. Die Kapitel sind in ihrem Umfang sehr unterschiedlich. In dieser Hinsicht habe ich mich an der Spezifik der Lebensgeschichten orientiert, die ich zu Beginn des jeweiligen Kapitels erläutern werde. Im zehnten Kapitel werden die Ergebnisse in Bezug auf Männlichkeitskonstruktionen in der DDR und Ostdeutschland zusammengefasst und ein Resümee hinsichtlich der Anwendung des narrativen Interviews für die Erforschung von Männlichkeit gezogen.

Das Buch ist im historischen Präsens geschrieben. Für diese Form habe ich mich entschieden, um den Konstruktionscharakter der Erzählungen besser darstellen zu können und den Leser und die Leserin an der Verfertigung der Geschichten, wie sie in der Interviewinteraktion erfolgte, teilhaben zu lassen.

Das Problem der Reifizierung

Eine Studie, die analysiert, wie biographisch Männlichkeit konstruiert wird, muss sich dem Problem stellen, dass sie das, was sie analysieren will, bereits im Vorfeld der Untersuchung festlegt. Die Zweigeschlechtlichkeit von Individuen und damit die Geschlechterdifferenz werden notgedrungen als gegeben vorausgesetzt und so möglicherweise reproduziert. In der Frauen- und Geschlechterforschung wird dieses Phänomen als „Reifizierung“ (Gildemeister & Wetterer 1992, 201) bezeichnet.

Dieses Dilemma, welches sich im übrigen auch für Untersuchungen von Generationen, Klassen, Milieus, Ethnien etc. stellt, ist nicht zu lösen, es kann nur reflexiv bearbeitet werden (Kelle 1997). Der Forscher bzw. die Forscherin muss sich der Tatsache immer bewusst bleiben, dass die befragten „Männer“ ihre Geschlechtszugehörigkeit in der Interaktion „machen“. Das Augenmerk dieser Untersuchung richtet sich darauf, wie sie dies tun. Dabei gilt es die verwendeten Begriffe und Konzepte immer wieder kritisch zu reflektieren. Ich verstehe Männlichkeit daher als eine „analytische Kategorie“ (Dölling 1999, 22).

Eine Frage, die mir häufig gestellt wurde, lautet: Warum ist nicht auch die Bedeutung von Erwerbsarbeit für ostdeutsche Frauen untersucht worden, ist die Gefahr der Reifizierung nicht größer, wenn nur Männer befragt werden? Die Antwort lautet: Das Problem stellt sich genau so, wenn beide Geschlechter interviewt werden, denn auch dann geht man ja davon aus „Männer“ und „Frauen“ zu befragen, bleibt also im Raster der Zweigeschlechtlichkeit. Die Vielfalt der Untersuchungen über Frauen in der DDR und Ostdeutschland berechtigt das Vorgehen, in dieser Forschungsarbeit nur Männer zu befragen. Darüber hinaus habe ich selbst im Rahmen einer anderen Untersuchung Interviews mit Frauen durchgeführt und ausgewertet (Scholz 1997; Hahn & Scholz 1997) und hatte dadurch eine Vergleichsfolie, die mir für die reflexive Bearbeitung des Reifizierungsproblems ausgesprochen nützlich war.

Abschließend einige Vorbemerkungen zur Darstellungsweise: Obwohl Geschlechterkonstruktionen mittlerweile im Plural gedacht werden und diese Pluralisierung ein entscheidender theoretischer Gewinn für die Frauen- und Geschlechterforschung ist, benutze ich Männlichkeit (und auch Weiblichkeit) im Singular. Ich folge dabei einer Argumentation von Michael Meuser. Er hat gezeigt, dass Studien, die sich auf die Pluralisierung von Männlichkeit konzentrieren, einer „Faszination der Differenz“ (Meuser 2000, 55) erliegen, die dazu führt, dass der Blick auf Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern und innerhalb der Genusgruppe Männer verloren geht. Ziel der Untersuchung ist es, gerade diese Aspekte ins Visier zu nehmen und zu fragen, ob und welche „gemeinsamen Strukturen von Männlichkeit“ (Meuser 2000, 55) sich in der Vielfalt von Männlichkeitskonstruktionen rekonstruieren lassen.

Die interaktive Verfertigung

Obwohl eine Dissertation immer von dem oder der Promovierenden in vielen (endlosen) Stunden allein am Schreibtisch verfertigt wird, sind dennoch viele Personen an einer solchen wissenschaftlichen Arbeit beteiligt, denen ich an dieser Stelle danken möchte.

Dies sind zum einen die Interviewpartner, die mit den Erzählungen über ihr Leben diese Untersuchung überhaupt erst ermöglicht haben. Ich danke meiner Familie, die mir den Kontakt zu vielen meiner Interviewpartner vermittelt hat. In diesem Zusammenhang sind auch die Studierenden des Lehrforschungsprojektes zu nennen, die zwei Drittel der Interviews durchgeführt und einen Teil der Interviews ausgewertet haben. Besonderer Dank gilt René Prochnow, Manuela Salzwedel, Christian Ripp und Wiebke Waburg, die sich weit über das übliche Maß engagiert haben und teilweise in ihren Diplomarbeiten die Themen weiterverfolgten.

Unverzichtbar für das Zustandekommen einer Dissertation sind die permanente Lektüre und Diskussionen zunächst der Fallanalysen und später der ersten Kapitelentwürfe. In dieser Hinsicht danke ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Forschungskolloquiums am Lehrstuhl für Frauenforschung von Prof. Dr. Irene Dölling und den Frauen meiner Dissertationsgruppe. Besonders verbunden bin ich Daphne Hahn, Ina Dietzsch und Sabine Hark, die immer wieder meine Texte gelesen und mit mir diskutiert haben. Prof. Dr. Irene Dölling, die die Dissertation betreute, danke ich für die Möglichkeit, das Lehrforschungsprojekt am Lehrstuhl durchführen zu können. Die Diskussionen der ersten Kapitelentwürfe und schließlich des Manuskriptes der Dissertation haben mir für die Fokussierung und Strukturierung der Arbeit sehr geholfen. Ebenso möchte ich dem Zweitgutachter Prof. Dr. Erhard Stölting danken, mit dem ich vor allem im Rahmen eines gemeinsamen Seminars methodische Fragen diskutieren konnte.

1. Die narrativ-biographische Konstruktion von Selbst, Geschlecht und sozialer Welt

Thomas Nerbitz¹ nennt im Interview auf die Bitte der Interviewerin, seine Lebensgeschichte zu erzählen, zunächst sein Geburtsdatum und -ort und stellt seine Position in der Geschwisterreihenfolge dar. Anschließend erzählt er:

„In Lübbenau bin ich aufgewachsen, am Stadtrand und für mich war das eigentlich im Nachhinein sehr gut gewesen. Und da war sehr viel Wald und Wiesen und Park und da konnte man viel rumstromern. Dies ist natürlich, wenn man jetzt von der heutigen Sicht hinguckt, eigentlich auch sehr prägend für mich gewesen und wichtig eben, weil wenn man jetzt nach vorne [schaut], ich ja Maler geworden bin. [...] Es war für mich irgendwie so ein Grundstein [...] also das Rumstromern durch die Landschaft“ (2/11-17).

Gleich zu Beginn seiner lebensgeschichtlichen Erzählung argumentiert Thomas Nerbitz, dass das Fundament für seine spätere Entwicklung zum Maler schon in seiner Kindheit gelegt wurde. In der folgenden circa dreiviertelstündigen Erzählung stellt er seinen schwierigen beruflichen Werdegang und seine permanente Auseinandersetzung mit der Malerei dar. Er berichtet der Interviewerin ausführlich, warum es für ihn so problematisch war, *„sich einzugestehen [...] dass ich Maler war“* (10/8). Insgesamt fokussiert er seine lebensgeschichtliche Erzählung auf seine Entwicklung zum Maler, in der er die erste eigene Ausstellung als eine Art Initiationserlebnis beschreibt. Entsprechend der Logik seiner Erzählung beendet er diese mit dem Bericht über seine aktuellen Ausstellungsprojekte und seine Existenz als Maler, die materiell nur unzureichend gesichert ist. Abschließend schätzt er ein: *„Ja, das ist jetzt so mein Stand. Schluss, aus, Punkt (klopft auf den Tisch)“* (10/41-42). Thomas Nerbitz ist in seiner Erzählung in der Gegenwart angekommen und schließt seine Lebensgeschichte ab.

Auffällig ist, dass der Interviewte bereits zu Beginn seiner Lebensgeschichte auf die Gegenwart verweist und vor allem über seine Entwicklung zum Maler erzählt. Dieses Phänomen wirft die Frage auf, ob er aus der Vielfalt seiner Erlebnisse und Erfahrungen nur diejenigen auswählt, die für seinen aktuellen Standpunkt bedeutsam sind. Werden alle anderen Ereignisse weggelassen? Welche Bedeutung haben gesellschaftliche Vorstellungen von Biographie und Identität für das, was in einer Lebensgeschichte erzählt wird? Spricht Thomas Nerbitz bspw. deshalb über seine frühen Malversuche, weil wir in unserer Gesellschaft davon ausgehen, dass die Kindheitserlebnisse unseren weiteren Werdegang prägen? Wird beim Entwurf der eigenen Lebensgeschichte auf bestimmte Erzählkonventionen wie etwa die Entwicklungsgeschichte zurückgegriffen?

Im folgenden Kapitel beschäftige ich mich mit diesen und ähnlichen Fragen. Ich gehe davon aus, dass in modernen Gesellschaften Individuen ihr Selbst, wel-

ches in der modernen Kultur der Zweigeschlechtlichkeit immer ein geschlechtliches Selbst ist, den Bezug zu anderen Individuen und zur sozialen Welt narrativ-biographisch herstellen. Diese Annahme werde ich in den folgenden drei Teilen des Kapitels erläutern. Grundlage dieser Prämisse sind sozialkonstruktivistische Ansätze in der soziologischen Biographieforschung und der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung sowie Konzepte aus der Narrationspsychologie und der sozialpsychologischen Identitätsforschung.² So verschieden die Ansätze im Einzelnen sind, gehen sie doch von einem gemeinsamen Ausgangspunkt aus: Wirklichkeit gibt es nicht an sich, sondern sie wird durch das wechselseitige aneinander orientierte und interpretierende Handeln der Individuen hergestellt. Die soziale Welt wird durch Interaktionen konstruiert, die immer intersubjektiv sind.³ Ich verzichte aus Platzgründen auf eine ausführliche Auseinandersetzung mit den einzelnen Konzepten und stelle im folgenden Kapitel nur die für meine Untersuchung zentralen Aspekte dar.

Im ersten Abschnitt des Kapitels lege ich die theoretischen Prämissen hinsichtlich des Biographiekonzeptes dar. Ich werde darstellen, in welchem Verhältnis gesellschaftliche Strukturen, Biographie und Individuum zueinander stehen. Mit Fischer-Rosenthal gehe ich davon aus, dass „Individuum und Gesellschaft genau im Medium der Biographie zusammen[hängen]“ (Fischer-Rosenthal 1996, 102). Es wird gezeigt, wie durch Biographien gesellschaftliche Ordnung und individuelle Orientierungen produziert und reproduziert, aber auch transformiert werden.

In der soziologischen Biographieforschung wird das Verhältnis von Biographie und Geschlecht bisher wenig beachtet. Das Phänomen, dass einem großen Teil der biographischen Untersuchungen Männerbiographien zu Grunde liegen, das heißt in den Forschungsprojekten ausschließlich oder überwiegend Männer befragt werden, wird bisher kaum reflektiert.⁴ Nur im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung, die sich ihrerseits vor allem der Erforschung von Frauenbiographien zuwendet, erfolgt eine Auseinandersetzung mit der Relation von Biographie und Geschlecht (vgl. u.a. Diezinger et al. 1994). Ich schließe in meiner Untersuchung an Bettina Dausiens Entwurf der geschlechtsgebundenen Biographie (Dausien 1996; 1998) an, welchen ich im zweiten Abschnitt dieses Kapitels erläutern werde.

Das „Grundmodell der Biographie“ (Fischer-Rosenthal 1992, 9) ist die in einer Sprecher-Hörer-Situation erzählte (Lebens-)Geschichte. Wenn Individuen ihre Lebensgeschichte erzählen, darauf deutet das Zitat von Thomas Nerbitz hin, so wird dieser „autobiographische Prozess“ (Brockmeier 1999, 22) durch vielfältige Diskurse und die spezifische Diskursform der Erzählung vorstrukturiert. Im dritten Teil des Kapitels stelle ich zunächst mein Verständnis von Diskursen dar und gehe dann ausführlich auf die Diskursform Erzählung ein. Die detaillierte Auseinanderset-

zung mit der Erzählung ist eine Voraussetzung, um Lebensgeschichten angemessen analysieren zu können. Auf der Grundlage verschiedener Erzählanalysen werde ich die Regeln und Normen des Erzählens von Geschichten, insbesondere einer umfassenden Lebensgeschichte, darlegen und zeigen, wie in diesem autobiographischen Prozess das Selbst, Geschlecht und die soziale Welt hergestellt werden.

1.1 Biographie als generatives Prinzip der Selbst- und Weltkonstitution

Die „Biographisierung“ (Alheit & Dausien 1990, 407) von Individuum und Gesellschaft hat sich in einem längeren historischen Prozess entwickelt, auf den ich zunächst eingehen werde, bildet er doch die Voraussetzung für das Verständnis der theoretischen Prämissen. Obwohl sich biographische Selbstthematisierungen bereits in der Antike finden lassen, haben sie sich erst ab dem 18. Jahrhundert mit der Entwicklung moderner Gesellschaften zunehmend ausgebreitet und fungieren mittlerweile als Vergesellschaftungsmodus (Fischer-Rosenthal 1996). Erst durch die zunehmende gesellschaftliche Komplexität, die dazu führt, dass gleiche Gegenwarten der Endpunkt sehr unterschiedlicher Vergangenheiten sein können, wird der Bezug auf Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft, also Zeitlichkeit, zum ausdrücklichen Moment der Selbstdarstellung (Hahn 1995).

Die Verbreitung von biographischen Selbstthematisierungen korreliert mit der Ausweitung von individuellen Freiheitsräumen und ist historisch-sozial zunächst ausgesprochen ungleich verteilt. Die große Mehrheit der Individuen kann das eigene Selbst nur im religiösen Kontext der Beichte thematisieren (Hahn 2001).⁵ Im weltlichen Kontext finden sich Chancen zur Biographisierung zunächst nur im Rahmen von Herrscherrollen oder Positionen im philosophisch-theologischen bzw. künstlerischen Feld. Sie sind als Chroniken, Berichte und Memoiren in den kulturellen Bestand von biographischen Formen eingegangen. Diese frühen Formen von Biographisierung unterscheiden sich aber noch von der modernen Autobiographie, sie zielen im Gegensatz zu dieser nicht darauf, die Tiefen der eigenen Persönlichkeit zu ergründen oder eine gesteigerte Form der Selbsterkenntnis zu gewinnen. Moderne Autobiographien, deren Anliegen es ist, sich oder anderen Rechenschaft bzw. Aufschluss über das eigene Leben zu geben und darzustellen, wie man so geworden ist, wie man ist, nehmen erst mit dem sozialen Aufstieg der bürgerlichen Intellektuellen zu.

Im Kreis der kleinen bürgerlichen Elite, der vorrangig Männer angehören, konstituiert sich die Vorstellung, „sich selbst zu erschaffen“ bzw. „sich zu verwirklichen“ (Wagner 1995, 231). Die soziale und individuelle Identität gilt in diesen

Kreisen nicht mehr als durch ständische Geburt lebenslang festgelegt, sondern stattdessen als etwas, das vom Individuum selbst „konstruiert“ (ebd.) wird und Resultat der eigenen Leistungen und Wahl ist. Dieses Identitätskonzept verbreitet sich in den vergangenen 200 Jahren im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung immer stärker. Dabei ist nicht von einem linearen und flächendeckenden Prozess auszugehen. Die Geschichte der Moderne verläuft als Wechsel von Prozessen der Entwurzelung und Wiederverwurzelung der Individuen (Wagner 1995). So sind bspw. die Identitätskonstruktionen der Mehrzahl der Individuen seit Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die siebziger Jahre hinein durch die Vorstellung einer kollektiven Identität geprägt.⁶

Das Konzept einer selbst zu schaffenden und wählbaren Identität hat sich erst mit den Ende der sechziger Jahre einsetzenden neuen Individualisierungsprozessen langsam in allen gesellschaftlichen Schichten verbreitet. Durch verschiedene Freisetzungsprozesse aus sozialen Institutionen⁷ wird das Individuum zum Handlungszentrum, dem eine eigenständige Lebensorientierung sozial ermöglicht, aber auch abverlangt wird. Dabei ist auch für die Gegenwartsgesellschaft von Ungleichzeitigkeiten und Widersprüchen auszugehen, die entlang der sozialen Kategorien Klasse/Schicht/Milieu, Generation, Geschlecht und Ethnie verlaufen, welche sich aber auch überschneiden können. Das Handeln und Erleben der Individuen hat sich „biographisiert“. An die Stelle von stabilen Identitätskonstruktionen tritt ein dauerhafter Prozess von „Selbstbeschreibungen und -darstellungen; Selbststeuerungen und -vergewisserungen in Bezug auf lebensgeschichtlich relevante Vorgänge“ (Brose & Hildenbrand 1988a, 18). Langfristige Lebensentwürfe werden zunehmend durch „Identitätsprojekte“ (Kraus 2000; Keupp et al. 2002) ersetzt. Darunter sind konkrete Projekte zu verstehen, denen ein Reflexionsprozess mit Blick auf vorhandene Ressourcen vorausgegangen ist. Individuen entwerfen und verfolgen heutzutage im Lebensverlauf verschiedene und teilweise widersprüchliche Identitätsprojekte.

Wie hängen Individuum und Gesellschaft nun im Medium der Biographie zusammen? In welchem Verhältnis stehen gesellschaftliche Strukturen, Biographie und Individuum? Eine der wichtigsten sozialen Strukturen, in deren Rahmen sich Biographien konstituieren, ist der institutionalisierte Lebenslauf (Kohli 1985). In einem längeren historischen Prozess haben sich Lebenslauf und Lebensalter zu einer eigenständigen gesellschaftlichen Strukturdimension herausgebildet. Durch die Verzeitlichung des Lebens, die sich weitgehend am chronologischen Lebensalter als Grundkriterium orientiert, wird der Lebenslaufs zu einem normierenden Regelsystem, „das einen zentralen Bereich oder eine zentrale Dimension des Lebens ordnet“ (ebd., 3). Dieses lebensweltliche Regelsystem umfasst zum einen die Bewegung der Individuen durch das Leben im Sinne von Positionssequenzen bzw. Karrieren, zum anderen sein Handeln und seine Sinnbezüge.

Der institutionalisierte Lebenslauf regelt somit den sequenziellen Ablauf des Lebens und strukturiert die lebensweltlichen Horizonte und Handlungen vor. Für das Individuum entstehen so relativ auf Dauer gestellte und durch Internalisierung verfestigte Verhaltensmuster und Sinnorientierungen, die Orientierungssicherheit bei der Lebensgestaltung gewährleisten und eine Routinisierung des Handelns ermöglichen. Durch die sozialen Institutionen, vor allem die Familie und das Erwerbssystem, werden gesellschaftliche Erwartungen hinsichtlich des Lebensverlaufes an die Individuen herangetragen, die sich zu mehrheitlich geteilten Sinnorientierungen hinsichtlich einer „Normalbiographie“ verfestigen. Diese Vorstellungen von einer Normalbiographie enthalten relativ unspezifische Regeln, was in einem gewissen Alter zu tun ist.

Obwohl der institutionalisierte Lebenslauf in den vergangenen 30 Jahren zunehmend brüchig geworden ist, strukturieren vor allem die Bedingungen des Erwerbssystems das Leben der Individuen immer noch vor. Ein durch lebenslange Erwerbsarbeit bestimmter Lebenslauf entspricht weiterhin dem kulturellen Muster eines männlichen Lebenslaufs. Ich werde auf diesen Aspekt im zweiten Teil zurückkommen. Auch die Institution Familie hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ausdifferenziert, behält aber insbesondere für Frauen ihre Strukturierungsmacht. Neben den Institutionen des Lebenslaufs sind das Geschlechterverhältnis (s.u.), die sozioökonomische Lebenssituation und die Lage im Generationsverhältnis wichtige Strukturierungselemente von Biographien.

Die Strukturdimension ist aber immer nur eine Seite der Biographie, diese enthält zugleich emergente Phänomene, denn biographisches Handeln geht nie im Nachvollzug gesellschaftlich vorgegebener Strukturmuster auf. Die Biographie hat durch die Wahlmöglichkeiten des Individuums immer den Charakter eines offenen Entwurfs (Alheit 1990). Das Individuum muss sich selbst zwischen verschiedenen Handlungsalternativen entscheiden, sei es hinsichtlich der beruflichen Karriere oder auch der bevorzugten Lebensform. Die Emergenzen wiederum können nicht als „einfach nur spontane und zufällige Aktivitäten“ (Alheit 1990, 294) verstanden werden, sie sind immer in Handlungs- und Entwicklungskontexte eingebunden. Dies betrifft nun nicht nur die genannten „äußeren“ Faktoren, sondern resultiert auch aus der spezifischen Erfahrungsaufschichtung und dem daraus entstehenden „biographischen Wissen“ (Alheit & Hoernig 1989) des Individuums: Alltäglich macht das Individuum neue Erfahrungen, die das vorherige biographische Wissen bestätigen. Diese Erfahrungen werden in vorhandene Orientierungsmuster integriert. Außergewöhnliche Erfahrungen hingegen können nicht bruchlos in vorhandene Erfahrungen eingepasst werden, was dazu führt, dass das biographische Wissen revidiert werden muss. In diesem Prozess entsteht zugleich ein „Sinnüberschuss“ (Alheit 1990, 296), der als biographische Ressource wirkt und vom

Individuum in Phasen persönlicher Diskontinuitäten, von Umbrüchen etc. aktiviert werden kann, um seine Handlungsfähigkeit wiederherzustellen.

Handlungsfähigkeit und wechselseitige Erwartungssicherheit sind darüber hinaus davon abhängig, dass das Individuum sich um ein „Ich“ zentriert, welches sich trotz der permanenten Veränderungen als Einheit erlebt.⁸ Diese Einheit wird durch die „symbolisch-semantische Form“ (Fischer-Rosenthal 1996, 4) der Biographie hergestellt, die sowohl temporale Flexibilisierung als auch soziale Kontinuitätserwartungen integrieren kann. Mittels Biographien wird ein Selbst bzw. Ich mit einer „biographischen Identität“ (Dausien 1998, 265) konstruiert.

Unter Identität verstehe ich die Vorstellung, die sich ein Individuum von seinem Selbst bildet. Dabei lassen sich verschiedene Identitätskonstruktionen differenzieren: „Teilidentitäten“ (Keupp et al. 2002, 229) beziehen sich auf je spezifische Lebensbereiche, in der reflexiven Moderne sind dies vor allem die Bereiche (Erwerbs-)Arbeit, Familie und Freizeit. „Biographische Kernidentitäten“ (ebd.) sind als verdichtete Verknüpfungskonstruktionen der Teilidentitäten zu verstehen. Es handelt sich um jene „Teile der Identität, in denen das Subjekt einerseits für sich selbst ‘die Dinge auf den Punkt’ zu bringen versucht, zum anderen um jene Narrationen, mit denen jemand versucht, dies anderen mitzuteilen“ (ebd.).

Dieses Verständnis von Identität unterscheidet sich in einigen Aspekten grundlegend von dem des klassischen modernen Konzeptes, wie es vor allem Erik H. Erikson formulierte (Erikson 1970; 1973). Kernpunkt seines Identitätskonzeptes ist die Vorstellung, dass die Identitätskonstitution eine adoleszente Entwicklungsaufgabe ist. In dieser Lebensphase bildet sich in einem Auseinandersetzungsprozess mit der sozialen Welt in kontinuierlichen Stufen eine bestimmte Persönlichkeit heraus, die über das gesamte Erwachsenenleben stabil bleibt. Bis zu diesem Zeitpunkt hat Identität für Erikson einen „Arbeitscharakter“ (Keupp et al. 2002, 27). Während in dieser Hinsicht in neueren Untersuchungen zur Konstitution von Identität (u.a. Gergen 1998; Kraus 2000; Keupp et al. 2002) an Eriksons Konzept angeschlossen wird, wird jedoch davon ausgegangen, dass die Identitätsbildung im Erwachsenenalter nicht abgeschlossen wird und stattdessen ein lebenslanger Prozess ist. Anders formuliert, es gibt keine stabile und fixe Erwachsenenidentität.

Insgesamt verstehe ich Biographie als ein „generatives ‘Prinzip’ mit dem sich die Gesellschaftsmitglieder – in vielfältigen wechselseitigen Interaktionen – im Laufe ihrer Lebenszeit in eine sich verändernde konkrete soziale Welt einbauen. In diesem Prozess rekonstruieren und verändern sie diese Welt und bauen zugleich Aspekte dieser Welt in ihre Geschichte ein“ (Dausien 1998, 266). Gesellschaftliche Strukturen sind also nicht starr und gleich bleibend, sondern werden durch die Individuen mittels ihrer eigenlogischen Aneignung produziert und transformiert. Das Wechselverhältnis zwischen Strukturdimension und Emergenz ist ein

„dialektisches Spannungsverhältnis“ (Alheit 1990, 297), das zugleich die Voraussetzung für Subjektivität bzw. Individualität ist. Dieses Spannungsverhältnis führt dazu, dass nach soziologischen Oberflächenkriterien gleiche soziale Lebenssituationen in den Biographien unterschiedlich verarbeitet werden. „Soziale Konstruktionen gehen also [...] durch die individuelle Logik biographischer Prozesse ‘hindurch’“ (Dausien 1998, 267). Dieses Erzeugungsprinzip sozialer Welt wird mit dem Begriff der „Biographizität“ (Alheit 1990, 321) gefasst.

Biographien als soziales Konstrukt zu verstehen, bedeutet davon auszugehen, dass Individuen nicht eine Biographie haben, sondern dass Biographien in konkreten gesellschaftlichen Kontexten produziert werden. Diese Rekonstruktionen haben bestimmte Anlässe und unterliegen vielfältigen Restriktionen, sie orientieren sich an normativen Vorgaben, ohne sie zu reproduzieren. Dabei werden die unterschiedlichsten Medien und Register der Konstruktion verwendet wie die mündlich erzählte Lebensgeschichte, das Tagebuch, der Brief, die Laudatio, die medizinische Anamnese oder der wissenschaftliche Lebenslauf. Diese Formen sind durch teilweise sehr unterschiedliche soziale und kulturelle Regeln vorbestimmt (Fuchs-Heinritz 2000).

Auf Grund der Unterschiedlichkeit der Medien schlage ich vor, diese begrifflich strikt zu trennen und den Terminus Biographie als einen Oberbegriff zu benutzen. Dies gilt insbesondere für den Begriff Lebensgeschichte, welcher in der Literatur häufig mit dem Ausdruck Biographie synonym verwendet wird. Biographie wird in der vorliegenden Arbeit als ein „theoretisches Konstrukt“ (Dausien 1994, 152) verstanden, welches die verschiedensten Formen subjektiver Aneignung und Konstruktionen der sozialen Welt und eines biographischen Selbst umfasst.

1.2 Das Verhältnis von Geschlecht und Biographie

Nachdem ich im ersten Teil des Kapitels mein Konzept von Biographie dargelegt habe, werde ich im Folgenden zeigen, in welcher Beziehung die Konstruktion von Biographie und Geschlecht zueinander stehen. Geschlecht verstehe ich ebenso wie Biographie als eine soziale Konstruktion. Was darunter genau verstanden wird, variiert innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung erheblich. Es lassen sich diskurstheoretische, systemtheoretische und mikrosoziologische Ansätze differenzieren (vgl. ausführlich Gildemeister 2001). Ich schließe an eine mikrosoziologische Perspektive in der Tradition der Ethnomethodologie und des symbolischen Interaktionismus an (vgl. insbesondere Goffman 2001 und Garfinkel 1967),⁹ weil sie von den oben genannten Prämissen einer interaktiven und intersubjektiven Konstruktion der sozialen Welt ausgeht.

Im Folgenden stelle ich die zentralen Dimensionen meines Geschlechterkonzeptes dar. In modernen Gesellschaften mit ihrer kulturellen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit wird jedes Individuum spätestens nach der Geburt einem der beiden Geschlechter zugeordnet. Diese Zuordnung erfolgt auf Grund von gesellschaftlichen Konventionen, zentrales Kriterium sind die äußeren Geschlechtsmerkmale, aber auch die Geschlechtschromosomen und die inneren Geschlechtsorgane.¹⁰ Da die Zuweisung anhand körperlicher Merkmale erfolgt, scheint die Geschlechtszugehörigkeit etwas „natürlich“ bzw. „biologisch“ Gegebenes zu sein. Verdeckt wird auf diese Art und Weise, dass es sich beim vermeintlich Natürlichen um etwas sozial Konstruiertes, Hergestelltes handelt.

Als etwas sozial Produziertes muss die Geschlechtszugehörigkeit vom Individuum im alltäglichen Handeln immer wieder her- und dargestellt werden. Gerade die äußeren Geschlechtsorgane, die für die Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter ausschlaggebend scheinen, sind im Alltag nicht sichtbar. Deshalb wird das Geschlecht mittels Kleidung, Frisur, Stimme, Körpersprache – den „kulturellen Genitalien“ (Gildemeister & Wetterer 1992, 234) – fabriziert. Geschlecht als „individueller Status“ (Lorber 1999, 77) ist somit als eine soziale Praxis und Resultat interaktiver Leistungen zu verstehen. „Es ist die Handhabung situationsgerechten Verhaltens im Lichte normativer Vorgaben und unter Berücksichtigung der Tätigkeiten, welche der eigenen Geschlechtskategorie angemessen sind.“ (Gildemeister & Wetterer 1992, 213). Candace West und Don H. Zimmerman haben dies auf die griffige Formel *Doing Gender* gebracht (ebd.).

Die Prozesse der Geschlechterherstellung sind nicht willkürlich. Die alltäglichen Interaktionen, in denen Geschlecht von den Individuen konstruiert wird, folgen gesellschaftlichen Regeln. Erving Goffman hat in seinen Analysen sozialer Arrangements der Geschlechter in den verschiedenen Lebensbereichen festgestellt, dass sie bestimmten Grundstrukturen folgen. Dies sind die strikte Dichotomie von Mann und Frau und die Hierarchie zu Gunsten von Männern. Die Resistenz dieser Grundstrukturen ergibt sich daraus, dass sie als „gender-codes“ (Goffman 2001) in den Handlungsrahmen der Individuen eingeschrieben sind. Das betrifft sowohl die räumlich-gegenständliche Umwelt wie etwa die materielle Beschaffenheit der anwesenden Gegenstände und Räume bspw. Toiletten und getrennte Warenabteilungen in Kaufhäusern. Es gilt aber auch für die Individuen selbst: In die Sprache, Stimmen, den Körperausdruck und die Bewegungsmuster sind die *gender-codes* inkorporiert.¹¹

Geschlecht ist demnach nicht nur ein individueller Status, sondern ein „Modus und Praxis der Konstituierung sozialer Wirklichkeiten“ (Dölling 1999, 18). Es ist in institutionellen Praxen verfestigte soziale Realität und damit „eines der wichtigsten Ordnungsprinzipien für die Lebensgestaltung der Individuen“ (Lorber 1999,

57). Die Geschlechtszugehörigkeit eines Individuums bestimmt darüber hinaus als *ein* Faktor unter anderen die sozialen Positionen und Chancen, die es in einer Gesellschaft hat (Dölling 1999). Geschlecht fungiert somit in modernen Gesellschaften als ein sozialer Platzanweiser.

Die dichotome Grundstruktur von Geschlecht bedingt, dass sich Individuen als männlich oder weiblich identifizieren müssen; Variationen dieses binären Musters sind zwar möglich, etwa innerhalb von Subkulturen, sie sind aber nicht die Regel. Regine Gildemeister spricht in dieser Hinsicht von einem „Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation“ (Gildemeister 2001, 73). Die Konstitution des Selbst ist somit in modernen Gesellschaften immer mit Geschlecht verknüpft. In welchem Verhältnis stehen nun Selbst, Geschlecht und Biographie?

Bettina Dausien knüpft an das ethnomethodologische und interaktionistische Konzept von Geschlecht an und vermittelt es zur Kategorie Biographie. Auf Grund der Bedeutung, welche die Kategorie Geschlecht für die Konstituierung der sozialen Welt hat, geht sie davon aus, „daß die soziale Konstruktion von Biographie nicht abzulösen ist von der sozialen Konstruktion von Geschlecht“ (Dausien 1996, 566). Biographische Erfahrungen sind immer auch durch die Positionierung im gesellschaftlichen Geschlechterverhältnis bestimmt. Damit sind spezifische soziale Chancen und Platzanweisungen verbunden. Zugleich werden biographische Erfahrungen von anderen Dimensionen des sozialen Raumes wie Generation, soziale Schicht/Milieu, regionale Bezüge und ‘Rasse’/Ethnie bestimmt. Jenseits aller individuellen Differenzierungen ist Biographie jedoch an Geschlecht als sozialer Struktur geknüpft, die Biographie ist immer eine „geschlechtsgebundene“ (Dausien 1998, 265) Konstruktion.

Dieses Konzept wendet sich explizit gegen die Vorstellung, dass es in modernen Gesellschaften „geschlechtsspezifische“, das heißt männliche und weibliche Biographien gibt, die je spezifische Muster aufweisen, denn Geschlecht muss als *eine* soziale Strukturdimension unter anderen verstanden werden. Geschlecht ist zugleich eine besonders resistente gesellschaftliche Kategorie, weil es eine *soziale* Kategorie ist, die auf vielfältige und komplexe Weise in die sozialen Strukturen eingelassen ist (ebd.). Dies gilt bspw. für den institutionalisierten Lebenslauf, den ich im ersten Teil des Kapitels als einen der wichtigsten biographischen Strukturgeber beschrieben habe. Der Lebenslauf beider Geschlechter ist durch Arbeitsmarkt und Familie – also doppelt – strukturiert (Krüger 1995). Die Institution Familie hat jedoch eine unterschiedliche Strukturierungsmacht für Männer und Frauen. Entsprechend der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern dient sie im männlichen Lebenslauf als eine „Support-Institution“ (ebd., 201). Da die männliche familiäre Rolle in modernen Gesellschaften als (Haupt-)Ernährerrolle bestimmt ist, verknüpft sie sich zwingend mit der Erwerbsarbeitsrolle.

Beide Institutionen sind dadurch „strukturell deckungsgleich“ (ebd.), der männliche Beteiligungsmodus an Arbeitsmarkt und Familie verläuft nach einem kontinuierlichen Zeitmuster der Lebensführung.

Frauen dagegen müssen zwischen zwei Strukturgebern mit unterschiedlichen Planungs- und Partizipationsmustern balancieren. Die Familie ist im Gegensatz zum Erwerbssystem eine „strukturlose Strukturierung“ (ebd.), da sie relativ unvorhersehbare Diskontinuitäten etwa durch die Geburt oder Krankheit von Kindern, die Pflegebedürftigkeit älterer Familienangehöriger etc. im Erwerbsleben und in der biographischen Lebenslaufgestaltung hervorbringt. Familie und Arbeitsmarkt erfordern jeweils eigene Kontinuitäts- und Zeitmuster, sie verlaufen ungleichzeitig. Der Status als Mutter und der Status als Arbeitnehmerin lassen sich nicht in einem zeitlich stabilen und konsistenten weiblichen Lebenslauf zusammensetzen.

Dennoch führt der institutionelle Lebenslauf nicht zu „geschlechtsspezifischen“ Biographien. So haben sich durch die Pluralisierung der Familienformen die Lebensverläufe innerhalb der Genusgruppen Frauen und Männer differenziert. Beispielsweise hat sich der Anteil derjenigen Männer und Frauen, die im Lebensverlauf keine eigenen Kinder haben, enorm erhöht. Prognosen besagen, dass er bei den ab 1960 Geborenen bei ca. 20 bis 30 Prozent liegt. Die Ursachen sind vor allem in veränderten Bedingungen des Ausbildungs- und Erwerbssystems zu sehen, aber auch in einem kulturellen Wertewandel hin zu Lebensformen ohne Kinder (Dorbritz & Schwarz 1996). Dieses Beispiel zeigt, dass Biographien durch weitere Dimensionen des sozialen Raums, hier der Generationszugehörigkeit, vorstrukturiert sind. Geschlecht wird wie die anderen oben genannten Strukturdimensionen von den Individuen eigenlogisch angeeignet. Die Relation von Biographie und Geschlecht ist somit „nicht kategorial determiniert, sondern im konkreten Fall individuell gestaltet“ (Dausien 2001, 71).

Nicht nur die Biographie auch Geschlecht wird durch die soziale Praktik des Erzählens von Geschichten hergestellt. Ein Individuum konstruiert in einer lebensgeschichtlichen Erzählung „keineswegs nur seine Lebensgeschichte [...], sondern zugleich auch seine soziale Geschlechtszugehörigkeit. Lebensgeschichtliches Erzählen ist mithin ein bestimmtes ‘Konstruktionsmedium’ für beide Kategorien, Biographie und Geschlecht“ (Dausien 1996, 5). In diesem narrativen Prozess stellt das Individuum zugleich eine geschlechtsgebundene Identität¹² her, denn auch Identitätskonstruktionen sind ganz ähnlich wie Biographie einerseits an die soziale Strukturdimension Geschlecht gebunden, andererseits aber auch an andere soziale Dimensionen wie Milieu, Generation etc. geknüpft.

Im Gegensatz zur ethnomethodologischen Geschlechterforschung, die vor allem Prozesse des Doing Gender in spezifischen Alltagssituationen in den Blick nimmt, kann mit der Verknüpfung der Kategorien Biographie und Geschlecht die Eigen-

logik langfristiger Phänomene von Kontinuität und Veränderung analysiert werden (Dausien 1998). Der Unterschied zwischen Doing Gender und Doing Biography bezieht sich auf die zeitliche Ebene. Doing Gender vollzieht sich in der Alltagszeit, die Prozessualität bestimmt sich als eine lineare Abfolge von Interaktionen. Auch Biographien werden im Alltag „gemacht“, die dominante Zeitstruktur beim lebensgeschichtlichen Erzählen bezieht sich jedoch auf den lebenszeitlichen Prozess. Narrativ erfolgt die „Verknüpfung einzelner biographischer Erfahrungen oder ‘Interaktionsgeschichten’ unter der Perspektive der Kontinuität und biographischen Identität angesichts eines kontinuierlichen Veränderungsprozesses“ (ebd.). Geschlecht und die Identifikation im Geschlechtersystem können als Rekonstruktionen von Geschichten analysiert werden. Für diese Analyse ist es jedoch notwendig, sich mit der Eigenlogik des Mediums Lebensgeschichte auseinander zu setzen.

1.3 Das Konstruktionsmedium Lebensgeschichte

Im letzten Abschnitt dieses Kapitels beschäftige ich mich zunächst mit der Bedeutung von Diskursen für lebensgeschichtliches Erzählen, gehe nachfolgend auf die Diskursform Erzählung – insbesondere die Lebensgeschichte – ein und zeige ihre sozialen Funktionen auf. Anschließend nehme ich den Faden aus dem vorherigen Abschnitt auf und wende mich der Frage zu, wie Geschlecht durch lebensgeschichtliches Erzählen konstruiert wird.

Lebensgeschichtliches Erzählen ist in eine Vielzahl von Diskursen eingebunden, welche die Konstruktion einer Lebensgeschichte vorstrukturieren. Dieser Aspekt ist vor allem in der Narrativen Psychologie (Brockmeier & Mattes 1999) und in der Oral History (Jureit 1999) thematisiert worden, während er in der soziologischen Biographieforschung bisher kaum eine Rolle spielt. Es geht mir an dieser Stelle nicht darum, einen fundierten diskurstheoretischen Zugang zur Analyse von Lebensgeschichten darzulegen, sondern zu bestimmen, inwieweit Diskurse lebensgeschichtliches Erzählen mitbestimmen.

Unter einem Diskurs verstehe ich „eine bestimmte sprachliche Materialität, die als gesellschaftliche Redeweise mit gleichsam eingebauten Macht- und Widerstandseffekten in der einen oder anderen Form institutionalisiert ist“ (Schröttle 1989, 102).¹³ Das Denken und Handeln sowie das Erinnern von Individuen ist in Diskurse eingebettet. Innerhalb einer Gesellschaft kursieren verschiedenste, teilweise sehr spezielle Diskurse wie bspw. der politische, historische, juristische oder medizinische Diskurs sowie der Geschlechterdiskurs (s.u.). Die verschiedenen Diskurse fließen in einem „Interdiskurs“ (Link 1986) zusammen, gehen aber nicht in ihm auf. Der Interdiskurs umfasst ein „stark selektives kulturelles Allgemeinwissen“,

er ist nicht wie etwa wissenschaftliche Spezialdiskurse „explizit geregelt und systematisiert“ (ebd., 5). Wenn Individuen ihre Lebensgeschichte erzählen, beziehen sie sich hinsichtlich ihrer historischen und/oder politischen Verortung auf das politische und zeitgeschichtliche Allgemeinwissen, möglicherweise auf Spezialdiskurse. Diese Diskurse können die Sicht auf das eigene Leben in sehr hohem Maße bestimmen. Ulrike Jureit (1999) stellt bspw. in ihrer Untersuchung von lebensgeschichtlichen Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager im Nationalsozialismus dar, wie die Diskurse über den Holocaust die Wahrnehmung der eigenen Erlebnisse strukturieren. Was die Befragten „tatsächlich“ erlebt haben, lässt sich teilweise kaum rekonstruieren. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Harald Welzer, Karoline Tschuggnall und Sabine Moller (2002), welche die Tradierung von Familiengeschichten und die Entstehung von historischem Bewusstsein untersucht haben.

Drei Aspekte sind für die Analyse von Lebensgeschichten bedeutsam (Jureit 1999):¹⁴ Diskurse regulieren erstens Ausschlussprinzipien, die bestimmen, was in einer Gesellschaft gesagt werden kann und was demzufolge mit Tabus belegt ist. Nicht alles, was gedacht wird, kann und darf zu jeder Zeit auch gesagt werden. Zweitens determinieren Diskurse die Wahrnehmung und Auswahl dessen, was als wahr anerkannt wird. Zwar ist Diskursen der Wille zur Wahrheit inhärent, er wird aber zugleich eingengt, weil das, was als wahr gilt, gesellschaftlich bestimmt ist. Das als wahr Anerkannte ist also immer relativ, die Erkenntnis des Wahren muss seine Voraussetzungen stets mitbedenken. Und drittens muss man davon ausgehen, dass in das kulturelle Repertoire von Selbstnarrationen, welches ich im Folgenden darstellen werde, gesellschaftliche Machtverhältnisse eingewoben sind. Indem sich Individuen in ihren Erzählungen auf dieses Repertoire stützen und es performativ einsetzen, schreiben sich auch die darin eingeschriebenen Machtbeziehungen in die Ausgestaltung individueller Erzählungen ein (Keupp et al. 2002).

Im Folgenden wende ich mich der zentralen Diskursform lebensgeschichtlichen Erzählens zu, der Erzählung bzw. Narration. Davon zu differenzieren sind die Diskursformen Argumentieren und Beschreiben, die in lebensgeschichtlichen Erzählungen ebenfalls verwendet werden, aber eine nachgeordnete Rolle spielen. Erzählungen sind das wichtigste Medium, „mit dem sich Subjekte die Welt aneignen“ (Jureit 1999, 86). Die Funktion von Erzählungen liegt in der Negation und Überwindung von Diskontinuität, sie konstruieren, indem sie Relationen und Prozesse darstellen, einen aktuellen Sinnzusammenhang und erfüllen damit den Kontinuitätsbedarf der Individuen und der Gesellschaft. Lebensgeschichtliche Erzählungen sind „Kontinuitätskonstrukte, die auf kulturell geprägte Muster der Biographie- und Lebenslaufdarstellungen zurückgreifen“ (ebd., 87).

Dabei wird lebensgeschichtliche Kontinuität und damit verknüpft die Kohärenz des Selbst (s.u.) in einem hohen Maß durch die Struktur einer Narration erzeugt. Auf diesen Aspekt werde ich zuerst eingehen. Dabei ist zunächst eine Vorbemerkung zur verwendeten Begrifflichkeit zu machen. Während in der soziologischen Biographieforschung bis weit in die neunziger Jahre hinein die Begriffe Erzählung und/oder Geschichte verwendet wurden, setzte sich ausgehend von der Diskussion in der narrativen Psychologie und den Kulturwissenschaften¹⁵ seit Mitte der neunziger Jahre zunehmend der Begriff der Narration durch. Die Begriffe Narration, Erzählung und Geschichte werden im Folgenden synonym benutzt.

Auf Grund einer Vielzahl von Analysen zu Erzählkonventionen¹⁶ lassen sich folgende Charakteristika einer „wohlgeformten Narration in westlichen Kulturen“ (Kraus 2000, 172) bestimmen. Eine Narration enthält erstens einen sinnstiftenden Endpunkt oder anders ausgedrückt einen „springenden Punkt“ (Gergen 1998, 172), der wertgesättigt ist, d.h. er gilt als wünschenswert oder unerwünscht. Dieser sinnstiftende Endpunkt ist der erforderliche evaluative Rahmen. Die Narration wird zweitens auf Ereignisse, die für den Endpunkt relevant sind, beschränkt, die drittens in einer linearen Struktur geordnet werden. Abweichungen von dieser linearen Ordnung erfolgen auf der Basis dieses Wissens, um etwa die Dynamik der Geschichte zu steigern. Viertens ist die Narration dadurch charakterisiert, dass eine kausale Verbindung zwischen den Ereignissen hergestellt wird. Als „wohlgeformt“ gilt sie, wenn die Ereignisse bis zum Zielzustand kausal miteinander verknüpft sind. Die Narration ist fünftens durch Anfangs- und Endzeichen gerahmt.

Indem bestimmte Ereignisse ausgewählt und in einen kausalen Zusammenhang gesetzt werden, der auf einen bestimmten Endpunkt zuläuft, wird den einzelnen Ereignissen eine Bedeutung zugeschrieben. Diese Bedeutung ist den Ereignissen nicht inhärent, sie wird erst durch die Narration hergestellt. Durch die Verknüpfung verschiedener Ereignisse wird darüber hinaus zwischen diesen Ereignissen ein Zusammenhang (Kohärenz) und Stetigkeit sowie Dauer (Kontinuität) erzeugt.

Nach Gergen lassen sich drei elementare Formen der Selbst-Erzählung unterscheiden, bei der die Anordnung der Ereignisse einer bestimmten Bewegung in einem zweidimensionalen evaluativen Raum erfolgt. In der „Stabilitätserzählung“ (Gergen 1998, 178) werden die Ereignisse in einer Art miteinander verknüpft, welche die Entwicklungslinie hinsichtlich des Ziels und Results der Geschichte im Wesentlichen unverändert lässt. Das Leben, lautet die Botschaft der Geschichte, geht so weiter wie bisher. Demgegenüber werden die Ereignisse in der „progressiven Erzählung“ (ebd.) so verbunden, dass eine Anstiegsbewegung im evaluativen Raum entsteht. Das Leben wird in diesem Fall als eines erzählt, das immer besser wird. Umgekehrt ist es in der „regressiven Erzählung“, die Ereignisse werden zu einer absteigenden Bewegung verknüpft, mit dem Leben geht es immer weiter

bergab. Diese drei Formen können einerseits auf vielfältige Weise miteinander verknüpft werden, andererseits sind die Variationen in der westlichen Kultur auf ein bestimmtes Repertoire beschränkt. Ausgehend von dieser Annahme unterscheidet Gergen die tragische Erzählung, die komödiantische Erzählung und die Heldensage.

Im Alltag sind die Narrationen nicht immer wohlgeformt, dennoch erfüllen sie bestimmte soziale Funktionen. Eine der wichtigsten Funktionen ist die Herstellung einer Identität. „Indem Erfahrungen (sich und anderen) erzählt werden, werden sie nicht nur zusammengefasst, sondern auch sortiert, angeordnet und oftmals (entsprechend sozialer Vereinbarungen) umgeschrieben“ (Keupp et al. 2002, 193). In diesem narrativen „Identitätsprozess“ werden, wie ich bereits im ersten Teil dargestellt habe, verschiedene Konstruktionen von Identität hergestellt wie Teilidentitäten und Kernidentitäten. Des Weiteren entwickelt sich ein Gefühl von Kohärenz (ebd.), das für die Handlungsfähigkeit von Individuen zentral ist. Dabei geht es weniger um die Konstruktion einer „inneren Einheit“ im Selbst als um ein Gefühl des Sinnhaften, des Verstehbaren und der Gestaltbarkeit des eigenen Handelns und Lebens, welches das Individuum befähigt seinen Alltag zu bewältigen. Auch Kohärenz ist also als ein Prozess zu denken.¹⁷

Eine weitere zentrale Funktion von Selbsterzählungen ist es, soziale Beziehungen herzustellen und aufrecht zu erhalten. Indem das Individuum anderen eine Geschichte erzählt, konstruiert es auch für andere ein kohärentes Selbst, dessen Handlungen erwartbar und kalkulierbar sind. Identitätskonstruktionen sind ein Produkt von Interaktionen mit der sozialen Welt und entstehen in einem sozialen Aushandlungsprozess mit anderen.

Insgesamt gehe ich davon aus, dass Identität in Gegenwartsgesellschaften vor allem durch das Erzählen von Geschichten – also narrativ – konstruiert wird. Auf diesen Sachverhalt berufen sich die Begriffe narrative Identität (Kraus 2000), autobiographische Identität (Brockmeier 1999) und biographische Identität (Dausien 1998). Narrationen definieren Identität nicht ein für alle Mal, sondern sie ist durch nachfolgende Narrationen veränderbar. Erzählungen sind somit ein flexibles Mittel der Selbstverortung und Selbstpräsentation, sowie der Weltauslegung und -konstitution (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997).

Im alltäglichen Leben erfolgt die Konstruktion von Biographien und damit verbunden biographischer Identität in vielen „kleinen“ Narrationen“ (Fischer-Rosenthal 1992, 11), die den Bezug zwischen einigen wenigen Lebensereignissen herstellen. Der Rekurs auf das „ganze Leben“ ist im Alltag eher untypisch. Die „große“ Narration“ (ebd.) erfolgt nur in speziellen Lebenssituationen, es bedarf bestimmter Gelegenheiten, das ganze Leben zu erzählen. Offen ist für mich in der aktuellen Diskussion, ob es zwischen den „großen“ und „kleinen“ Narrationen

Unterschiede im Formenrepertoire gibt. Aus meiner Perspektive besteht eine „Metaerzählung“ über das Leben aus verschiedenen kleinen Geschichten, die aber auf eine spezifische Art und Weise miteinander verknüpft sein müssen. Ausgehend von dieser Annahme werde ich im Folgenden auf der Grundlage verschiedener Erzählanalysen einige Charakteristika für eine „wohlgeformte Lebensgeschichte“ formulieren.

Lebensgeschichten sind in der modernen westlichen Kultur vor allem vom Muster der literarischen Autobiographie vorbestimmt (Brockmeier 1999).¹⁸ Auch die Genre Bildungsroman, Entwicklungsroman, Abenteuerroman oder Bekenntnisroman stellen wichtige literarische Erzählmuster dar, die in mündlichen Selbstbeschreibungen eingesetzt werden können. Vermittelt werden diese Erzählmuster nicht nur durch die Literatur, sondern auch durch Spiel- und Dokumentarfilme, die diese Modelle performativ einsetzen.

Obwohl es Differenzen zwischen literarischen, filmischen und alltagsweltlichen Lebensgeschichten gibt, die vor allem ästhetischer Art sind, kann man auf Grund der literarischen Muster einige allgemeine Merkmale bestimmen, die für alltagsweltliche Narrationen normierend sind: In einer Lebensgeschichte macht sich ein Ich zum Gegenstand und Protagonisten der Geschichte und ist auf ein „Da und Dann sowie ein Hier und Jetzt“ (ebd., 23) – also doppelt – ausgerichtet. Ziel der Erzählung ist es, dass der bzw. die Erzählende und der Protagonist bzw. die Protagonistin der Geschichte am Ende kohärent werden. Damit dies geschieht, werden narrative „Wendepunkte“ (ebd.)¹⁹ in die Geschichte eingebaut. Sie sind das Erzählenswerte, das zugleich einen Zuhörenden bzw. eine Zuhörende und dessen oder deren Interesse sichert. Die Konvention eine Lebensgeschichte zu erzählen ist, „von Spannungen, Umbrüchen und Unerwartetem zu erzählen“, diese Tradition gehört seit Aristoteles „zum Grundbestand unseres erzähltheoretischen Kanons“ (ebd., 34). Kulturell maßgeblich ist, wie ich bereits im ersten Abschnitt dargelegt habe, die Idee der Individualität, also die Vorstellung, dass sich ein Individuum in seinem Leben selbst verwirklicht und eine individuelle Identität ausbildet (vgl. auch Bruner 1999; Holdenried 2000).

Beim Erzählen einer Lebensgeschichte dominiert die Gegenwart über die Vergangenheit, diese Gegenwart ist wiederum auf eine Zukunft gerichtet.²⁰ In der Gegenwart wird entschieden, welche Ereignisse der Vergangenheit zu bedeutungsvollen Momenten der Lebensgeschichte gehören. Die Ereignisse müssen einerseits so detailliert erzählt werden, dass der Zuhörer bzw. die Zuhörerin sie verstehen kann. Andererseits müssen sie kondensiert werden, sonst würde die Lebensgeschichte unendlich lang werden. Um eine Wohlgeformtheit zu erreichen, müssen darüber hinaus angefangene Geschichten zu Ende erzählt werden, die Erzählgestalt muss geschlossen werden.

Lebensgeschichtliche Erzählungen haben die Ordnung einer „retrospektiven Teleologie“ (Brockmeier 1999, 35), denn der Anfang der thematisierten Entwicklung wird immer vom Standpunkt des Endes, also des Ziels, in den Blick genommen. So wird Zufall und Kontingenz des Lebens aufgehoben. „Lebensgeschichtliches Erzählen heißt – wie alles Erzählen – Ordnen, Glätten, Plausibilisieren“ (ebd., 34). Aus seinem Leben zu erzählen, bedeutet immer auch „ein Abschießen und Verfestigen, ein Verdichten der Vielfalt zu einer bestimmten Einheit“ (ebd., 24). Da dies alltäglich in den „kleinen“ Narrationen wie der beiläufigen Bemerkung, einer Entschuldigung oder einer Anekdote erfolgt, haben sich einige Erlebnisse und Erfahrungen zu Geschichten fixiert. Dadurch, dass sie in anderen Kontexten bereits öfter erzählt worden sind und die Reaktionen der Zuhörenden darauf bekannt und erwünscht sind, nehmen sie eine verfestigte Form an und werden zu abgerundeten „flüssig“ erzählten Geschichten mit immer konstanteren Strukturen. Sie sind als Ritualisierungen zu verstehen, die von dem „ursprünglichen“ Erlebnis erheblich differieren können (Lehmann 1983).²¹ Auf diese Geschichten wird in der lebensgeschichtlichen „Metaerzählung“ zurückgegriffen. Darüber hinaus werden in dieser Metaerzählung die aktuellen biographischen Kernidentitäten, welche für die biographische Identität zentral sind, rekonstruiert.

Die retrospektive Teleologie enthält meist eine Entwicklungstheorie über das eigene Selbst. Diese Entwicklungstheorien sind nicht willkürlich, denn jede Gesellschaft hat ein spezifisches und zugleich beschränktes Repertoire an solchen Theorien, die parallel Identitätsmuster enthalten. Diese Identitätsmuster werden in reflexiv modernen Gesellschaften vor allem durch die Massenmedien vermittelt (Moller et al. 2002).²² Das Individuum kann seine Lebensgeschichte und sein Selbst nur im Rahmen dieses Repertoires rekonstruieren, wobei es die verschiedenen Muster kombinieren und damit auch teilweise verändern kann. So ist bspw. die (frühe) Kindheit „eine der Grundlagen der autobiographischen Reflexion und Erzählung in unserer Kultur. Der Lebenslauf wird als Wachstumsprozeß aufgefaßt, der mit der Geburt seinen Ausgang nimmt und danach Stadium auf Stadium durch die Lebensstufen hindurchführt“ (Lehmann 1983, 210). Was und wie aus der Kindheit thematisiert wird, kann dabei sehr unterschiedlich sein und wird von unterschiedlichen Diskursen mitbestimmt wie dem alltagspsychologischen oder dem literarischen Diskurs, die jeweils verschiedene Identitätsmuster beinhalten.²³

Die gesellschaftlichen Identitätsmuster sind zugleich geschlechtsgebunden. Das Individuum rekonstruiert beim lebensgeschichtlichen Erzählen seine bzw. ihre Geschlechtszugehörigkeit und stellt eine geschlechtliche Identität her. Dies erfolgt mit Bezug auf Geschlechterdiskurse. Jede Gesellschaft hat einen „herrschenden Geschlechterdiskurs“ (Maihofer 1994, 181), der ein umfangreiches Set an männlich oder weiblich konnotierten Denk- und Gefühlsweisen, Geschlechter-

rollen und -stereotypen sowie ein vielfältiges Repertoire an Körperpraxen und -gefühlen, bis hin zu spezifischen Körperformen umfasst. Der herrschende Geschlechterdiskurs der Gegenwartsgesellschaften hat sich im 18. Jahrhundert im Zuge der Entstehung der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft herausgebildet und ist eng mit der Aufklärung verknüpft.²⁴ Ein zentrales Strukturelement dieses bürgerlichen Diskurses ist die binäre Geschlechterdifferenz, die patriarchal hierarchisch segmentiert ist (ebd.). Diesem dominierenden Geschlechterdiskurs korrespondieren eine Vielzahl anderer Geschlechterdiskurse von bspw. größeren Gruppen wie Milieus (Behnke 1997) oder Ethnien.

In einer lebensgeschichtlichen Erzählung rekonstruieren die Individuen, wie sie zu dem Mann oder zu der Frau wurden, der bzw. die sie heute sind. Die Geschichte des geschlechtlichen Gewordenseins wird aus der Gegenwartsperspektive erzählt und folgt damit (wiederum) der Logik einer retrospektiven Teleologie. Dabei werden die gesellschaftliche Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit individuell bearbeitet: sie können aufgegriffen, zurückgewiesen, unterlaufen, kritisiert und mit eigenem Sinn ausgestattet werden (Dausien 2001).

Die soziale Geschlechtszugehörigkeit wird in einer lebensgeschichtlichen Erzählung darüber hinaus durch geschlechtsgebundene „biographische Konstruktionsweisen oder -prinzipien“ (Dausien 1996, 565) reproduziert. Diese „Grammatikebene“ (ebd.) wird von den Individuen eigenlogisch angeeignet und individuell ausgestaltet. Von der Grammatikebene ist also die „Performanzebene“ (ebd.) zu unterscheiden. In Bezug auf lebensgeschichtliches Erzählen untersucht diesen Aspekt bisher nur Bettina Dausien. Sie zeigt in ihrer Analyse die Geschlechtsgebundenheit der biographischen Konstruktionsweise auf, die sich bspw. in der zeitlichen Strukturierung der Erzählung und in der Art und Weise der Selbstpräsentation ausdrückt (Dausien 1996). Ihre Untersuchung macht deutlich, dass die als allgemeingültig geltenden Muster biographischer Selbstthematisierung implizit männlich vergeschlechtlicht sind (Dausien 1994). Dies ist die Folge des historischen Prozesses der Biographisierung. Im ersten Abschnitt habe ich darauf verwiesen, dass diese Muster vor allem von bürgerlichen Männern konstituiert wurden. Sie werden jedoch entsprechend der in modernen Gesellschaften üblichen Verallgemeinerung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen (vgl. 2. Kapitel) als allgemein verbindlich angesehen.

Michaela Holdenried macht darauf aufmerksam, dass hinsichtlich der Entwicklung der literarischen Autobiographie zwischen einer hegemonialen Form und verschiedenen untergeordneten Modellen zu differenzieren ist. Als „eigentliche“ Autobiographie (Holdenried 2000, 67) gelten „Die Bekenntnisse“ von Jean-Jacques Rousseau sowie Johann Wolfgang Goethes „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ und nicht etwa Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser“.²⁵

Für das Verständnis und die Analyse des Mediums Lebensgeschichte ist darüber hinaus zentral, dass (Lebens-)Geschichten einem Gegenüber erzählt werden. Das, was man aus seinem Leben erzählt, hängt davon ab, „wann, wo und warum, mit welchen Interessen erzählt wird“ (Brockmeier 1999, 33). Die Auswahl dessen, worüber gesprochen wird, wird also nicht nur von der Gegenwartsperspektive des bzw. der Erzählenden bestimmt, sondern zugleich davon, wer der bzw. die Zuhörende ist und was der konkrete Anlass der Erzählung ist.

Insgesamt gehe ich bei der Analyse von Lebensgeschichten von folgenden Prämissen aus: Das Individuum wendet sich seiner Lebensgeschichte aus der Gegenwartsperspektive zu, vom aktuellen Standpunkt verknüpft es auf eine spezifische Art und Weise seine Erlebnisse und Erfahrungen. Hinsichtlich dieser Verknüpfung orientiert es sich an den dargelegten Regeln des Erzählens. Die Erzählung folgt insgesamt der Logik einer retrospektiven Teleologie: Es werden die Ereignisse und Erfahrungen ausgewählt, die erklären, warum der bzw. die Erzählende so geworden ist, wie er oder sie heute ist. Dabei greift er bzw. sie das kulturelle und soziale Repertoire von Entwicklungstheorien und Identitätsmustern auf und setzt es in der eigenen Geschichte performativ ein. Die spezifische Blickrichtung auf die Vergangenheit schließt also ein, dass Erlebnisse und Erfahrungen, die nicht mit dem Entwicklungsziel zusammenhängen, nicht oder nur am Rande thematisiert werden. Des Weiteren ist die Auswahl dessen, was erzählt wird, davon mitbestimmt, wem und mit welchem Motiv es erzählt wird.

Dass lebensgeschichtliches Erzählen situationsgebunden ist, bedeutet jedoch nicht, dass das Individuum jeweils eine gänzlich neue Geschichte über sein Leben erzählen würde. Der alltägliche Prozess des Erzählens, so habe ich gezeigt, bedeutet immer auch ein Abschließen und Plausibilisieren der eigenen Lebensgeschichte. Bestimmte Geschichten, die biographischen Kernnarrationen, welche schon oft erzählt worden sind und die für die Identitätskonstruktion zentral sind, werden in die lebensgeschichtliche „Metaerzählung“ integriert. Lebensgeschichtliches Erzählen ist immer als eine *Rekonstruktion* von Biographie und Identität zu verstehen²⁶. Dieser Prozess schließt Neudeutungen von Erlebnissen und Erfahrungen und die Herstellung neuer Zusammenhänge und Bedeutungen zwischen ihnen explizit ein, ist jedoch nicht wahllos, denn er hat die Funktion, dass das Individuum sich trotz der Veränderungen in seinem Leben als ein kohärentes Selbst wahrnehmen kann und auch von der sozialen Welt als solches angesehen wird.

2. Die soziale Produktion von Männlichkeit

Fast am Ende eines der Interviews, die im Rahmen dieser Untersuchung geführt worden ist, fragt der Interviewer seinen Interviewpartner Sven Frodhin:

„Die Arbeit, die Du bisher so gemacht hast, eigentlich in Deinem Leben, hat die auch was mit Männlichkeit zu tun?“ Sven Frodhin antwortet darauf: *„Um die Frage zu beantworten, ob die was mit Männlichkeit zu tun hat, puh (Pause), Männlichkeit (Pause), müssten wir ja vorher definieren, was ist so als Männlichkeit und (Pause), nein (Pause), also (Pause) Männlichkeit (Pause) äh...“* (103/32-104/6).

Vom Interviewer danach befragt, ob seine (Erwerbs-)Arbeit etwas mit Männlichkeit zu tun hat, entgegnet Sven Frodhin, dass zunächst einmal bestimmt werden müsse, was darunter zu verstehen ist. Auch wenn man bedenkt, dass der Interviewer hier einen Ebenenwechsel von der individuellen Lebensgeschichte hin zu Vorstellungen über Männlichkeit vornimmt, könnten die vielen Abbrüche und Pausen zugleich darauf verweisen, dass es eine ausgesprochen schwierige Angelegenheit ist, zu bestimmen, was Männlichkeit ist, was ihren „Inhalt“ bzw. ihr „Wesen“ ausmacht. Diese Schwierigkeit könnte daraus folgen, dass Männlichkeit im Alltagsverständnis als etwas „natürliches“ und damit fraglos Gegebenes gilt. Die Frage danach, was denn Männlichkeit sei, erscheint aus dieser Perspektive absurd, denn sie ist durch die biologische Natur gegeben.

Sven Frodhin nimmt den vom Interviewer in der Fragestellung implizit formulierten Hinweis, dass Männlichkeit etwas mit Erwerbsarbeit zu tun hat, nicht auf und betont, dass Männlichkeit definiert werden muss, bevor er die Frage des Interviewers beantworten kann. Er lehnt die Frage nach Männlichkeit also nicht von vornherein als abwegig ab. Sein Verweis auf die Notwendigkeit einer Definition, lässt sich auch so interpretieren, dass am Ende des 20. Jahrhunderts Männlichkeit nicht mehr fraglos gegeben ist. So ist bspw. in den Medien immer wieder die Rede von einer „Krise der Männlichkeit“¹. Aus einer soziologischen Perspektive kann diese „Krise“ als ein Symptom des Reflexivwerdens der bisherigen Vorstellungen von Männlichkeit und dem sich vollziehenden Wandel des Geschlechterverhältnisses gedeutet werden.

Die Schwierigkeiten, die beide Interviewpartner hinsichtlich der Definition von Männlichkeit haben, bestehen im wissenschaftlichen Diskurs ebenso. Denn auch dort ist strittig, was unter Männlichkeit zu verstehen sei. So lassen sich beispielsweise essentialistische, positivistische, normative und semiotische Definitionen unterscheiden (Connell 1999). Im folgenden Kapitel werde ich nicht diese verschiedenen Ansätze referieren, sondern mein Konzept von Männlichkeit vorstellen, welches der Untersuchung zu Grunde liegt. Hinsichtlich der Bestimmung von Männ-

lichkeit einschließlich ihrer sozialen Reproduktion beziehe ich mich vor allem auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Robert W. Connell (Connell 1995; 1996; 1998; 1999) und auf Pierre Bourdieus Analyse männlicher Herrschaft (Bourdieu 1997a; 1997 b; 1997 c). Darüber hinaus habe ich viele Anregungen durch die Lektüre der Arbeiten von Michael Meuser erhalten (Meuser 1998; 1999a; 1999b; 2000; 2001).

Connells Begriff der hegemonialen Männlichkeit hat eine außergewöhnliche Rezeption und Verbreitung gefunden. In fast allen vorliegenden Publikationen zum Gegenstand Männlichkeit(en) trifft man auf diesen Begriff (vgl. auch Janshen 2000; Rudlof 2002). In diesem Rezeptionsprozess ist der Begriff schon fast zu einer inhaltsleeren Formel geworden, denn in den verschiedensten Untersuchungen folgt der Anwendung des Begriffes allzu häufig keine inhaltliche Bestimmung (Scholz 2001). Dieses Phänomen ist jedoch, wie zu zeigen sein wird, teilweise durch Connells Ansatz selbst bedingt. Connells Schriften, so auch Matthias Rudlof, sind durch eine „undifferenzierte multiple Verwendung des zentralen Begriffs“ (Rudlof 2002, 47) gekennzeichnet.

Ich werde argumentieren, dass der Begriff hegemoniale Männlichkeit für eine Konzeptionalisierung von Männlichkeit tragfähig ist, aber präzisiert werden muss. Im ersten Teil stelle ich deshalb die wichtigsten Prämissen sowohl von Connells als auch von Bourdieus Konzept vor und verweise auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten. Im zweiten Teil werde ich in Erweiterung von Connells Konzept die These formulieren, dass in einer Gesellschaft verschiedene hegemoniale Männlichkeiten miteinander konkurrieren. Anhand eines empirischen Beispiels werde ich zeigen, wie Männlichkeit in einer sozialen Organisation objektiviert ist und in den „männlichen Spielen“ (Bourdieu 1997a, 216) reproduziert, aber auch transformiert wird. Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeiten in den verschiedenen sozialen Praxen verstehe ich als den *Modus*, mittels dessen *männliche Hegemonie* in einer Gesellschaft immer wieder hergestellt wird.

2.1 „Hegemoniale Männlichkeit“ und „Männliche Herrschaft“ – Zentrale Prämissen der Konzepte

Robert Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit ist Teil einer umfassend konzipierten „Soziologie der Männlichkeit“ (Carrigan et al. 1996) und einer Theorie der Geschlechterverhältnisse (Connell 1986). Für die Organisation des Geschlechterverhältnisses sind drei Dimensionen ausschlaggebend: Macht, Produktion/Arbeit und die libidinöse Besetzung (cathexis). Sie sind jeweils durch spezifische Prinzipien organisiert: ungleiche Integration durch Über- und Unterordnungsverhältnisse (Macht), Trennung im Sinne von Arbeitsteilung (Produkti-

on/Arbeit) und emotionale Bindung. Jede einzelne Ebene ist Krisen und Veränderungen ausgesetzt, die dazu führen können, dass sie zueinander in Widerspruch geraten. Insgesamt orientiert sich Connell in seiner Konzeptionalisierung des Geschlechterverhältnisses „an feministischen, neomarxistischen und strukturalistischen Theorien, die die fundamentale Bedeutung der geschlechtlichen Arbeitsteilung und der gesellschaftlichen Kontrolle und kulturellen Konstruktion der Sexualität für die historische Grundlegung und Reproduktion männlicher Herrschaft herausgearbeitet haben“ (Rudlof 2002, 25).

Männlichkeit – und dies ist für meine Auffassung zentral – bestimmt Connell als „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeiten und Kultur“ (Connell 1999, 102). Männlichkeit konstituiert sich durch eine doppelte Relation: Bezug auf Weiblichkeit und auf andere Männlichkeiten. Die Relation von Männlichkeit zu Weiblichkeit ist durch Dominanz und Überordnung bestimmt, die zu anderen Männlichkeiten durch ein hierarchisch strukturiertes Über- und Unterordnungsverhältnis. Die Annahme, dass es in einer Gesellschaft unterschiedliche Männlichkeiten gibt, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen, macht die Attraktivität des Ansatzes aus. Systematisch können nun Machtbeziehungen unter Männern ins Auge gefasst werden, was mit dem Patriarchatskonzept nicht möglich ist, stellt es doch Männer und Frauen als jeweils in sich homogene Genusgruppen gegenüber.²

Während Connell in seinen älteren Arbeiten davon ausgeht, dass in einer Gesellschaft verschiedene *Formen* von Männlichkeit wie hegemoniale, komplizenhafte, untergeordnete und konventionelle konstruiert werden³, konzipiert er das hierarchische Verhältnis von Männlichkeiten in neueren Veröffentlichungen als „Typen von Relationen – Hegemonie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung andererseits“ (Connell 1999, 102).⁴

Connells zentrale Annahme lautet, dass jede Gesellschaft ein hegemoniales Männlichkeitsmuster ausbildet, dem Weiblichkeit und alle anderen Formen von Männlichkeit untergeordnet sind. Dieses Muster beinhaltet spezifische „Handlungsweisen, Stilmittel, institutionelle Arrangements und Beziehungsformen“ (Meuser, 2000, 59). Hegemoniale Männlichkeit ist nicht starr und fix, sondern eine „historisch bewegliche Relation“ (Connell 1999, 102).

Connell greift bei der Formulierung seines Konzeptes auf den Hegemoniebegriff von Antonio Gramsci zurück, der von einer Differenz zwischen Herrschaft und Hegemonie ausgeht. Er entwickelt den Begriff der Hegemonie in Bezug auf die Machtübernahme durch das Proletariat und dessen Klassenherrschaft (vgl.

Kebir 1991; Emtmann 1998). Herrschaft, so Gramsci, muss nicht mit Hegemonie einhergehen, kann aber in modernen Gesellschaften nur durch Hegemonie auf Dauer gestellt werden. Darunter versteht er die „Vorherrschaft einer Gruppe, die ihre Herrschaft nicht allein auf die direkte Durchsetzung ihrer Interessen und ökonomischer Abhängigkeit, sondern auch auf Bündnisse und Konsensbildung mit den Beherrschten aufbaut. Zur Aufrechterhaltung der Hegemonie wird eine Ideologie und Kultur aufgebaut, die die Beherrschten mittragen“ (Höyng & Puchert 1998, 102). Hegemonie wiederum geht nicht per se mit Herrschaft einher, sie ist immer das Resultat von politischen und kulturellen Aushandlungsprozessen. Somit besteht die Möglichkeit, dass sich gesellschaftliche Gegenentwürfe herausbilden, wie die Idee von der Diktatur des Proletariats, welche die bisherige vorherrschende Gruppe – die Kapitalisten – in Frage stellt.

An diese Ideen anschließend geht Connell davon aus, dass hegemoniale Männlichkeit gerade nicht durch gewaltförmige Herrschaft, sondern in sozialen Kämpfen produziert und reproduziert wird. Grundlegend ist dabei die Akzeptanz und das Einverständnis der meisten Männer mit dieser Männlichkeit, welches darin begründet ist, dass sie im Großen und Ganzen von der Unterdrückung und Abwertung von Weiblichkeit profitieren. Diesen Aspekt fasst Connell mit dem Begriff „patriarchale Dividende“ (ebd., 100), worunter eine Art Gewinn zu verstehen ist, den Männer aus der Dominanz und Unterordnung gegenüber Weiblichkeit ziehen, der bspw. in höheren Löhnen und Führungspositionen zum Ausdruck kommt.

Physische Gewalt kommt bei der Erhaltung von Hegemonie nur dann ins Spiel, wenn die jeweilige historisch konkrete hegemoniale Männlichkeit unter gesellschaftlichen Legitimationsdruck gerät. Gewalt tritt dann vor allem in institutionalisierter Form wie Polizei, Militär und Justiz auf, was damit begründet ist, dass hegemoniale Männlichkeit vor allem in diesen Organisationen objektiviert ist. In solchen sozialen Kämpfen kann sich hegemoniale Männlichkeit auch transformieren.

Connell geht nun davon aus, dass nur eine kleine Anzahl von Männern das hegemoniale Männlichkeitsmodell in der Praxis vollständig verwirklicht, es wirkt innerhalb einer Gesellschaft vor allem als verbindliches Orientierungsmuster, zu dem sich Männer (zustimmend oder abgrenzend) in Bezug setzen müssen. Die Tatsache, dass die Mehrzahl der Männer von der Vorherrschaft dieses Männlichkeitsmodells einen Nutzen hat, fasst Connell mit dem Begriff der „Komplizenschaft“. Darunter versteht er „Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an den vordersten Fronten des Patriarchats aussetzen“ (ebd., 100).

Das Verhältnis von Dominanz und Unterordnung unter Männlichkeiten sieht Connell in gegenwärtigen westlichen Gesellschaften insbesondere durch die Dominanz heterosexueller und die Unterordnung homosexueller Männlichkeit ge-

kennzeichnet. Zwar gibt es auch andere Formen untergeordneter Männlichkeiten, aber gerade „homosexuellen Männlichkeiten“ (ebd., 99) wird alles das zugeordnet, was nicht in das Muster hegemonialer Männlichkeit passt.

Mit dem Begriff der Marginalisierung konzipiert Connell die Verknüpfung des sozialen Geschlechts mit anderen sozialen Strukturen wie Klasse bzw. Milieu oder Schicht und Ethnie. Die Geschlechtszugehörigkeit ist aus seiner Perspektive immer mit anderen sozialen Kategorien verbunden. Diese Relation geht nicht in einfachen Konstruktionen wie etwa eine „bürgerliche Männlichkeit“ oder eine „schwarze Männlichkeit“ auf. Im Gegenteil, Connell legt in seinen empirischen Analysen dar, dass sich bspw. innerhalb von Milieus unterschiedliche Männlichkeiten konstituieren, die wiederum in einem hierarchischen Verhältnis stehen (Connell 1995; 1999).

Männlichkeiten sind für Connell „materiell“. Das bedeutet, sie sind nicht nur auf der Ebene der Persönlichkeit der Individuen und ihrer Körper zu verorten,⁵ sondern auch auf den Ebenen Institution, Kultur, Milieu. Er konzipiert damit einen mehrdimensionalen Begriff von Männlichkeit und weitergehend von Geschlecht als Struktur sozialer und individueller Praxis (Connell 1999, 92). Insgesamt beinhaltet der Männlichkeitsbegriff bei Connell eine strukturelle, eine kulturell-symbolische und eine individuelle Dimension. Die strukturelle Dimension umfasst die Reproduktion von Männlichkeit in Institutionen wie dem Staat und seinen Kernbereichen der Macht bspw. dem Militär, aber auch die Rekonstruktion in den unterschiedlichen sozialen Milieus. Die kulturell-symbolische Dimension umschließt die in einer bestimmten Gesellschaft vorhandenen Vorstellungen und Bilder von Männlichkeiten sowie deren Reproduktion vor allem in den Massenmedien. Die individuelle Dimension bezieht sich auf die Identitätskonstruktionen und die Körper (vgl. auch Scholz 2000a). Die jeweiligen Ebenen haben spezifische Eigenlogiken, Entwicklungsprozesse können somit ungleichzeitig verlaufen.

Bourdieu Konzeption von Männlichkeit ist Teil einer Theorie über die symbolische Herrschaft. Männliche Herrschaft ist für Bourdieu „die paradigmatische Form von symbolischer Herrschaft“ (Bourdieu & Wacquant 1996, 208). Männliche Herrschaft reproduziert sich in westlichen modernen Gesellschaften auf die gleiche Art und Weise wie in traditionellen Gesellschaften. Zwar setzt sich männliche Herrschaft „nicht mehr mit der Evidenz der Selbstverständlichkeit durch“ (Bourdieu 1997b, 226), dennoch ist die „androzentrische Sichtweise der Welt“ immer noch „der Gemeinsinn unserer Welt da sie dem Kategoriensystem aller Akteure eingeschrieben ist einschließlich der Frauen“ (Bourdieu 1997c, 97).

Männlicher Herrschaft reproduziert sich durch zwei Mechanismen: Sie ist in der sozialen Welt objektiviert und im Habitus der Individuen inkorporiert. Diese

Objektivierung resultiert aus dem universellen Prinzip des Sehens und Einteilen, welches Bourdieu auch als Visions- und Divisionsprinzip bezeichnet. Alle Gegenstände und Praktiken werden anhand des Grundsatzpaares männlich – weiblich klassifiziert. Dabei gilt das als männlich Klassifizierte immer als überlegen.

„Für sich genommen willkürlich, wird die Einteilung der Dinge und Tätigkeiten nach dem Gegensatzpaar männlich und weiblich zur objektiv und subjektiv notwendigen durch ihre Einreihung in ein System homologer Gegensätze: hoch/tief, oben/unten [...] Diese auf alles anwendbaren Denkschemata scheinen stets in der Natur der Dinge liegende Unterschiede zu registrieren (das gilt vor allem für den Geschlechtsunterschied); und sie werden durch den Lauf der Welt, insbesondere der biologischen und kosmischen Zyklen, geradeso wie durch die Übereinstimmung in den Köpfen, in denen sie sitzen, unablässig bestätigt“ (Bourdieu 1997a, 165).

Auf diese Art und Weise wird männliche Herrschaft naturalisiert. Sie ist zudem nicht nur in den Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata der Individuen inkorporiert, sie wird auch verkörpert. Männliche Herrschaft realisiert sich durch eine Zustimmung der Beherrschten, „die nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewußtseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vor-reflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper“ (ebd., 165). Durch die gesellschaftliche Produktion eines vergeschlechtlichenden und vergeschlechtlichten Habitus erfolgt eine Somatisierung der Herrschaftsverhältnisse, welche die Basis für männliche Herrschaft ist, die sich vor allem durch symbolische Gewalt realisiert. „Durch eine permanente Formierungs-, eine Bildungsarbeit konstruiert die soziale Welt den Körper als eine vergeschlechtlichte Wirklichkeit und ineins als Aufbewahrer von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, die auf den Körper selbst, in seiner biologischen Realität, angewendet werden“ (ebd., 167). Dieses Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsprogramm funktioniert wie eine kultivierte, zweite „Natur“.

Ausgehend von der Prämisse, dass Geschlecht gesellschaftlich hergestellt wird (ebd., 174 ff.), analysiert Bourdieu, wie Männlichkeit konstruiert wird. Jeder Mann muss sich der „männlichen illusio“ stellen und in seinem Handeln verwirklichen. Mann zu sein bedeutet, „ein Wesen [zu sein], dessen Sein ein Sein-Sollen impliziert, das im Modus dessen, was sich fraglos von selbst versteht, auferlegt ist“ (ebd., 188). Dazu gehört die Beteiligung an und Investition in die für die menschliche Existenz als ernst konstituierten Spiele wie Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Krieg, also den „Spielen um die Herrschaft“ (ebd., 196). Die Spielmetapher benutzt Bourdieu, um deutlich zu machen dass „das soziale Handeln sich nur zum geringsten Teil als bewußt kalkulierendes und in diesem Sinne ‘rationales’ Handeln beschrieben läßt. Vielmehr ist soziales Handeln weitgehend spontan, es folgt einer sozialen Logik, die intuitiv ‘gewußt’ wird, die den Individuen zur ‘Natur’ geworden ist“ (Krais 1999, 39), die also habitualisiert ist.

Als „Basis-illutio“ (Bourdieu 1997a, 195) bezeichnet Bourdieu, den Glauben an diese Spiele, die Überzeugung, dass die Spiele es verdienen, nach allen Regeln der Kunst bis zum Ende gespielt zu werden. In den Spielen konstituiert sich nicht nur männliche Herrschaft, in ihnen geht es auch um die „Jagd“ (ebd., 204) nach sozialer Anerkennung. Diese zählt nur, wenn sie von einem anderem Mann gezollt wird, denn die Spiele beruhen auf dem „Isometrieprinzip“ (ebd., 204), dem Prinzip der gleichen Ehre. Darüber hinaus sind die Spiele agonistisch strukturiert, sie werden bestimmt von der „libido dominandi“ (ebd., 215), dem Wunsch, andere Männer zu dominieren.

Frauen sind auf eine spezifische Art und Weise von den Spielen ausgeschlossen und zugleich integriert und so an der Verwirklichung von Männlichkeit – oder anders ausgedrückt der Konstruktion von Männlichkeit – beteiligt. Sie haben auf Grund des Prinzips der gleichen Ehre das negative Privileg aus den Spielen ausgeschlossen zu sein, was ihnen jedoch ermöglicht, die Spiele zu durchschauen. Zugleich sind sie dazu verurteilt, als emotionale Stütze der Männer und damit in außenstehender und untergeordneter Position daran teilzunehmen. Sie sind, so formuliert Bourdieu im Anschluss an einen Ausdruck von Virginia Woolf, „schmeichelnde Spiegel“ (ebd., 203), welche dem Mann ein vergrößertes Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will. Frauen stellen für Männer eine unersetzliche Quelle der Anerkennung dar.

Zugleich sind Frauen innerhalb der männlichen Spiele Tauschobjekte, was für Bourdieu der sekundäre Aspekt der libido dominandi ist. Auch in dieser Funktion unterstützen Frauen die männliche Herrschaft, indem sie als „symbolische Mittel [...] zirkulieren und indem sie treuhänderische Zeichen von Bedeutung zirkulieren lassen, symbolisches Kapital produzieren und reproduzieren“ und „indem sie Beziehungen herstellen und instituieren, soziales Kapital produzieren und reproduzieren“ (ebd., 206).

Im Folgenden gehe ich auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Konzepte ein. Connell und Bourdieu gehen in ihrer jeweiligen Konzeption von der sozialen Praxis aus, beiden geht es um eine Vermittlung zwischen Struktur und Handeln.⁶ Während in Connells Entwurf hegemoniale Männlichkeit das Scharnier zwischen beiden Ebenen bildet, ist es bei Bourdieu der Habitus. Männlichkeit konstituiert sich für beide Autoren in einer doppelten Relation. Jedoch ist für Connell die Unterordnung von und die Dominanz gegenüber Weiblichkeit für die soziale Produktion von Männlichkeit und männlicher Hegemonie der zentrale Aspekt, dem er die hierarchischen Verhältnisse unter Männlichkeiten nachordnet. In Bourdieus Ansatz hingegen stehen die Beziehungen zwischen Männern im Vordergrund. Die Anerkennung als Gleiche ist die unabdingbare Voraussetzung für die Reproduktion von Männlichkeit und männlicher Herrschaft. Die Frauen haben eine sekundäre Bedeutung.

In der Männlichkeitsforschung ist es eine offene Frage, in welchem Verhältnis die beiden Dominanzstrukturen der Männlichkeitskonstruktion zueinander stehen: Wird Männlichkeit vor allen als eine „Sache zwischen Männern“ produziert und werden „Frauen nur in unterstützenden Rollen [ge-]braucht“? Ist Männlichkeit also zuvorderst etwas, was sich durch „die Konkurrenz zwischen Männern“ (Meuser 1999a, 57) bestimmt? Diesen Fragen werde ich neben anderen in meiner Untersuchung nachgehen.

Hinsichtlich der Reproduktion männlicher Herrschaft bzw. hegemonialer Männlichkeit kommen beide Autoren ebenfalls zu ähnlichen Ergebnissen: Sie konstituiert sich weniger durch physische sondern mehr durch symbolische Gewalt und wird somit vor allem durch das Einverständnis der sozialen Akteure reproduziert. Während jedoch Bourdieu sein Augenmerk auf die Frage richtet, wie sich männliche Herrschaft permanent reproduziert, fragt Connell danach, wie die gesellschaftliche Dominanz der Männer aufgehoben werden kann und sieht dies als eine Aufgabe der Männer selbst an. An Bourdieu kritisiert Connell, dass er „die Macht der sozialen Strukturen zu hoch [gewichtet]“ (Rudlof 2002, 25). Auf Grund seines Subjektbegriffes, der sich vor allem an Sartre orientiert und von einer freiheitsbasierten Verantwortung des Subjektes für seine Lebensentscheidungen ausgeht (vgl. Rudlof 2002), „verkennt“⁷ Connell seinerseits die symbolische Gewalt. Um sowohl die Reproduktion als auch die Transformation des Geschlechterverhältnisses analysieren zu können, ist es notwendig, beide Konzepte aufeinander zu beziehen.

2.2 Hegemoniale Männlichkeiten als ein Modus der sozialen Reproduktion von Männlichkeit – Kritik und Erweiterungen

Offen geblieben ist in meiner Darstellung bisher, was Connell „inhaltlich“ unter hegemonialer Männlichkeit versteht. Diese Leerstelle kommt nicht von ungefähr, denn bisher hat Connell nur eher hypothetische Untersuchungen über die historisch verschiedenen Formen hegemonialer Männlichkeit vorgelegt (Connell 1996; 1998; 1999). Als neues Leitbild hegemonialer Männlichkeit moderner neoliberaler Gesellschaften definiert er bspw. den Manager im technokratischen Milieu, der auf globalen Märkten agiert (Connell 1998). Zu fragen ist, ob sich mit diesem Leitbild, das kaum ausformuliert ist, die Reproduktion von männlicher Herrschaft angesichts der Pluralisierung von Lebensformen und kultureller Deutungsmuster von Geschlecht angemessen untersuchen lässt.

In seinen empirischen Analysen der australischen Gegenwartsgesellschaft (u.a. Connell 1999) bezieht Connell sich zwar permanent auf die hegemoniale Männ-

lichkeit, bestimmt aber nicht, was er in dem konkreten Kontext darunter versteht. Seine historischen und empirischen Darstellungen legen darüber hinaus nahe, dass er entgegen seinem Postulat von verschiedenen Versionen hegemonialer Männlichkeit innerhalb einer Gesellschaft ausgeht. „Connells Ausführungen informieren mehr über Verhältnisse und Beziehungsstrukturen zwischen Geschlechtern und unter Männern als darüber, was Männlichkeit bzw. was Männer als Geschlecht ausmacht“ (Meuser 1998, 104).

Im Folgenden werde ich darlegen, dass man von verschiedenen hegemonialen Männlichkeiten in einer Gesellschaft ausgehen muss. In diesem Kontext werde ich ein anderes Verständnis von hegemonialer Männlichkeit vorschlagen, welches vor allem in Auseinandersetzung mit meinem empirischen Material entstanden ist.

Umfangreiche Studien vor allem aus dem Bereich des Arbeitsmarktes und der Professionen belegen, dass das, was jeweils als männlich bzw. weiblich gilt, nicht feststeht, sondern in Aushandlungsprozessen begründet wird (Maruani 1997, Neusel & Wetterer 1999). Gildemeister und Wetterer bezeichnen diese Aushandlungsprozesse als „Umschrift der Differenz“ (Gildemeister & Wetterer 1992, 223). In der Regel gehen sie mit einer Hierarchisierung zu Gunsten von Männlichkeit einher.⁸ Zugleich zeigen diese Untersuchungen, dass innerhalb der einzelnen Professionen von den Männern spezifische Männlichkeitsideale entworfen werden. Im Folgenden stelle ich eine dieser Untersuchungen etwas ausführlicher dar, um diejenigen Zusammenhänge aufzuzeigen, um die es mir geht.

Stefanie Engler befragte Professoren und Professorinnen nach ihrem Selbstverständnis und kommt zu dem Resultat, dass die männlichen Professoren sich als eine „wissenschaftliche Persönlichkeit“ (Engler 1999, 138) verstehen. Was die befragten Professoren aber darunter subsumieren, ist sehr unterschiedlich und hängt vor allem von der jeweiligen Fachkultur ab, welcher der Befragte angehört. Jedoch gehen alle befragten Professoren davon aus, dass die wissenschaftliche Persönlichkeit einzig und allein auf den wissenschaftlichen Leistungen der Personen beruht. Engler zeigt, dass es sich dabei um eine gemeinsam geteilte Ideologie handelt. Mittels dieser Ideologie wird in der sozialen Praxis Wissenschaft männliche Hegemonie reproduziert. Ich werde im Folgenden zeigen, wie dies funktioniert.

In der Wissenschaft sind Konkurrenz und Wettbewerb zentrale Dimensionen des „Wissenschaft-Machens“, Konkurrenz gilt als eine treibende Kraft. Es gehört dazu, debattierend die Argumente der anderen auseinander zu nehmen, sie auszustechen, schneller zu sein als andere, die eigene Überlegenheit auszuspielen und Punkte zu machen. Dabei bezieht sich die Konkurrenz nicht auf die Personen, sondern auf die Sache, also die wissenschaftliche Erkenntnis. In diesem Wettbewerb wird zugleich ausgehandelt, wer eine „große“ und wer eine „kleine“ wissen-

schaftliche Persönlichkeit ist. Das wissenschaftliche Feld ist somit hierarchisch strukturiert. Wichtig für meine Argumentation ist, dass natürlich nur diejenigen Zugang zu diesem Feld haben, welche die entsprechenden Zugangsvoraussetzungen erfüllen wie akademische Abschlüsse, Veröffentlichungen etc.

Diesen Wettbewerb unter den Professoren verstehen Engler und auch Beate Kraus (Kraus 1999) im Anschluss an Bourdieu als ein männliches Spiel.⁹ Frauen werden aus diesem Spiel des Sich-in-Beziehung-setzen und der Konkurrenz weitgehend ausgeschlossen. Dies zeigen sowohl historische Biographien als auch lebensgeschichtliche Befragungen von Wissenschaftlerinnen. Zwar werden die wissenschaftlichen Leistungen der Frauen von den männlichen Wissenschaftlern anerkannt, ihnen wird aber nicht der vollwertige Status einer „Mitspielerin“ zuerkannt. Hinzu kommt ein aktives Herausdrängen: Wissenschaftlerinnen werden nicht zitiert, sie fallen den männlichen Kollegen nicht ein, wenn es Stellen zu besetzen gibt. Da Wissenschaftlerinnen aus dem Wettbewerb weitgehend ausgeschlossen sind, so lässt sich resümieren, können sie auch keine gleichwertigen wissenschaftlichen Persönlichkeiten sein, weil sie dazu in dem Wettbewerb mitpunkten müssten. Auf diese Art und Weise sind immer nur Männer vollwertige wissenschaftliche Persönlichkeiten.

Da die wissenschaftliche Persönlichkeit ausschließlich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen definiert ist, wird der Fakt, dass sie implizit mit Männlichkeit verknüpft bzw. männlich vergeschlechtlicht ist, unsichtbar. Im Verständnis der Professoren ist die wissenschaftliche Persönlichkeit eine allgemein-menschliche. Mit dieser „Desexuierung“ (Meuser 1998, 297) des eigenen Geschlechts wird die „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen“ (Meuser 2001, 15) fortgeschrieben, die für moderne (bürgerliche) Männlichkeit konstitutiv ist.¹⁰ Darauf werde ich im Folgenden etwas genauer eingehen.

Im medizinisch-anthropologischen Diskurs des 18. und 19. Jahrhunderts wird die Frau als ein auf ihr Geschlecht reduziertes Wesen geschaffen und mit einer „Sonderanthropologie“ (Honegger 1996, 126) ausgestattet. Der Mann gilt hingegen nur in besonderen Situationen bspw. beim Beischlaf als ein Geschlechtswesen und handelt ansonsten als „Mensch“. Ihm werden auf Grund seiner „psychophysiologischen“ Beschaffenheit (Mehlmann 1998, 103) typische moderne menschliche Kompetenzen zugeschrieben wie Weltoffenheit, Autonomie und Individuierung.

Mit dieser Konzeption des männlichen Geschlechts als das Allgemein-Menschliche korrespondiert der etwa zeitgleiche Entwurf des bürgerlichen Subjektes im philosophischen Diskurs der Aufklärung. Das autonome, mit sich selbst identische Subjekt wird als alleiniger Träger von Wissen und Erkenntnis, als Begründer moralischer Werte sowie als Gestalter von Kultur und Gesellschaft entworfen. Dieses Ich wird nun als ein geschlechtsneutrales Allgemeines in Abgrenzung zum

„Weiblichen“, „Anderen“ formuliert, das zugleich den Status des Nicht-Ich erhält und mit Natur assoziiert wird. „In die Setzung dieses allgemeinen Ich, die dem Dualismus Kultur/Natur, Geist/Körper, Transzendenz/Immanenz, Vernunft/Gefühl, Öffentlichkeit/Privatheit etc. folgt, ist die Geschlechterdifferenz also immer schon mitgedacht“ (ebd., 101). Damit einhergehen ein metaphorischer und faktischer Ausschluss von Frauen aus dem Bereich der selbstreflexiven Vernunft und eine Zuordnung der Frauen zur Familie und zur Reproduktion.

Dass die wissenschaftliche Persönlichkeit männlich vergeschlechtlicht ist, folgt aus der historischen Entwicklung der Profession Akademiker, die eng mit der dargestellten Konstituierung des männlichen Subjekts zusammenhängt. Bis weit in das 20. Jahrhundert steht die Wissenschaft nur Männern offen, weil Frauen auf Grund ihrer psychophysiologischen Beschaffenheit für diesen Bereich als ungeeignet gelten.

Ein Blick in die Entwicklung der Profession zeigt aber, dass sich unterschiedliche Konzeptionen der wissenschaftlichen Persönlichkeit differenzieren lassen. Im 19. bis ins frühe 20. Jahrhundert ist die Vorstellung von Professoren davon geprägt, dass es sich dabei um Personen handelt, die begnadet sind, weil sie mit einer keineswegs jedermann zufallenden „Gabe des Geistes“ (Engler 1999, 121) ausgestattet sind. Die wissenschaftliche Leistung gilt als Resultat nicht erlernbarer „Inspiration“ (ebd.). Im 20. Jahrhundert ändert sich diese Vorstellung im Zuge der Professionalisierung der Wissenschaft. Die wissenschaftliche Persönlichkeit wird nun zunehmend über Arbeit definiert. Die wissenschaftliche Erkenntnis gilt jetzt als eine individuelle Leistung und nicht mehr als Resultat einer göttlichen Inspiration.

Dieser kurze Überblick zeigt, das Selbstverständnis der befragten Professoren hat eine lange historische Tradition. Es ist in den kulturellen Vorstellungen und Leitbildern des „Wissenschaft-Machens“ in der sozialen Organisation Universität objektiviert und wird in der sozialen Praxis in den männlichen Spielen von den Individuen reproduziert, kann aber auch, wie das Beispiel belegt, transformiert werden. Die wissenschaftliche Persönlichkeit verstehe ich als die hegemoniale Männlichkeit dieser Profession, die sich auf den drei beschriebenen Ebenen – strukturell, kulturell-symbolisch und individuell – materialisiert. Die hegemoniale Männlichkeit fungiert in der sozialen Praxis Wissenschaft als ein „regulatorisches Ideal“ (Hark 1999, 70). Derjenige Mann, der dem Ideal der wissenschaftlichen Persönlichkeit am nächsten kommt, hat innerhalb der Organisation das höchste Prestige und soziale Macht. Das Ideal reguliert zudem den Ein- und Ausschluss von Frauen und „anderen“ Männern.

Die Perspektive, dass in ganz konkreten sozialen Praxen ein sehr spezifisches Männlichkeitsideal konstruiert wird, welches nur in diesem Kontext hegemonial

ist, legen auch andere einschlägige Untersuchungen nahe. Verwiesen sei auf Cynthia Cockburns Untersuchung in einer Druckerei (Cockburn 1991), Frank Barretts in der Marine der US-Army (Barrett 1999) oder Stephan Höyngs und Ralf Pucherts in Berliner Verwaltungen (Höyng & Puchert 1998). Obwohl nicht alle Studien den Begriff hegemoniale Männlichkeit verwenden, zeigen sie detailliert auf, wie eine spezifische hegemoniale Männlichkeit kollektiv in sozialen Praxen hergestellt und reproduziert wird.

Ich gehe davon aus, dass der Entwurf eines spezifischen Männlichkeitsideals bzw. hegemonialer Männlichkeit als ein *Modus* der sozialen Produktion von Männlichkeit zu verstehen ist. Durch die Konstruktion eines spezifischen Ideals wird eine Gemeinschaft hergestellt, die sich nach „Außen“ abgrenzt und im „Inneren“ hierarchisch strukturiert ist. Michael Meuser benennt diesen Aspekt als „kompetitive Struktur“ (Meuser 2001, 16) von Männlichkeit. Hegemoniale Männlichkeit muss, so lässt sich als Erweiterung von Meusers Annahme formulieren, nicht nur als ein „effektives symbolisches Mittel zur Reproduktion gegebener Machtrelationen zwischen den Geschlechtern“ (Meuser 1999, 55) verstanden werden, sondern auch zur Reproduktion von Machtrelationen unter Männern.

Das Beispiel der Professoren zeigt, dass die jeweilige hegemoniale Männlichkeit in der sozialen Organisation in bestimmten kulturellen Vorstellungen und Leitbildern objektiviert ist. Damit einhergeht, dass männliche Interessen und Perspektiven in der Organisation dominant sind. Ich sehe das Zusammenspiel der verschiedensten sozialen Praxen, in denen je spezifische Männlichkeitsideale rekonstruiert werden, welche jeweils die dargestellten Funktionen haben, als Ursache dafür, dass die Überlegenheit und Dominanz von Männlichkeit in modernen Gesellschaften immer wieder hergestellt wird. Die verschiedenen kontextgebundenen Versionen hegemonialer Männlichkeit konkurrieren miteinander und stehen innerhalb einer Gesellschaft wiederum in einem hierarchischen Über- und Unterordnungsverhältnis, die insgesamt männliche Hegemonie reproduzieren.

Den Begriff männliche Hegemonie habe ich im Anschluss an Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit und Bourdieus Theorie der männlichen Herrschaft entwickelt und schlage vor, zukünftig statt von „männlicher Herrschaft“ von „männlicher Hegemonie“ zu sprechen. Denn die gesellschaftliche Dominanz von Männern und Männlichkeit(en) wird weniger durch direkte Herrschaft konstituiert als durch Hegemonie. Darunter ist eine geistige und moralische Vorherrschaft von Männlichkeit(en) zu verstehen. Die Aufrechterhaltung der Hegemonie erfolgt durch die Produktion einer entsprechenden Kultur. Das, was als männlich gilt, ist in den verschiedenen sozialen Praxen sehr unterschiedlich und kann sich teilweise sogar widersprechen, dennoch gibt es einen gemeinsamen Kern: nämlich die Idee der Überlegenheit gegenüber allem, was als weiblich gilt. Die Domi-

nanz der männlichen Wert- und Ordnungssysteme, Verhaltenslogiken und Kommunikationsstile folgt aus der symbolische Gewalt, die Ursache der Verkenntung der sozialen Reproduktion dieser Überlegenheit ist.

Zentral ist, dass die männliche Hegemonie auf dem Einverständnis der Beherrschten mit diesen Vorstellungen beruht. Und beherrscht von diesen Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien sind nicht nur Frauen, sondern, wen auch in unterschiedlicher Art und Weise, Männer. Das Einverständnis wird gerade *nicht* durch Repression, Gebote, Verbote und physische Gewalt – also Herrschaft – geschaffen, sondern durch die Bündelung von Interessen und die Herstellung von Konsens erzeugt. Gleichzeitig wird Zustimmung auch „über die sozialen Strukturen und die internalisierten Normen vermittelt“ (Rommelspacher 1995, 27). Durch diese Objektivierungen ist die permanente Reproduktion der männlichen Hegemonie so schwer zu durchbrechen.

Die Annahme, dass es sich bei hegemonialer Männlichkeit um einen hierarchischen *Konstruktionsmodus* von Männlichkeit handelt, bedeutet, das Unterfangen aufzugeben, den „Gehalt oder die Substanz“ (Meuser 1998, 104) einer historisch konkreten globalen oder nationalen hegemonialen Männlichkeit zu suchen. Stattdessen ist von jeweils unterschiedlichen Versionen von Männlichkeit, die in konkreten sozialen Praxen hegemonial sind, auszugehen. Zu untersuchen ist, ob und in welchem Wechselverhältnis sie zueinander stehen. Steht die ökonomische, kulturelle und/ oder symbolische Mächtigkeit bestimmter Institutionen wie bspw. Staat, Wirtschaft, Militär, die wiederum genau historisch zu rekonstruieren ist, in einem Zusammenhang mit der Hierarchie unter (hegemonialen) Männlichkeiten?

Hinsichtlich der Untersuchung von Männlichkeit bedeutet diese Annahme, dass nicht im Vorfeld festgelegt werden kann, was Männlichkeit im konkreten Untersuchungsfeld bestimmt. Dies kann erst als Ergebnis der Untersuchung formuliert werden. Dabei lassen sich verschiedene Untersuchungsdimensionen differenzieren wie bspw. interaktive Konstruktionsprozesse von Männlichkeit, also das „Doing Masculinity“ (Meuser 1999a, 49), kollektive Praxen der Konstruktion von (hegemonialer) Männlichkeit, die historische Genealogie von Männlichkeitskonstruktionen in spezifischen Praxen verbunden mit Prozessen der Institutionalisierung. Ich richte in der vorliegenden Untersuchung mein Fokus auf die *biographische* Konstruktion von Männlichkeit, die in einem konkreten historischen Zeitabschnitt und sozialen Raum angesiedelt ist, den ich im folgenden Kapitel darstellen werde.

3. Zwischen männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter Geschlechterverhältnis und Lebenslauf in der DDR und Ostdeutschland

Auf die Frage der Interviewerin, ob sich ihr Interviewpartner als Familienernährer verstehe und ob er hinsichtlich dieser Männerrolle Veränderungen zwischen der DDR und der Gegenwart sehe, antwortet Axel Ballhause:

„Zu früheren [DDR]-Zeiten hieß es ja letztendlich: Arbeit für alle. Und dementsprechend auch auf Grund der wirtschaftlichen Situation war eigentlich eine Familie, wenn sie halbwegs zurechtkommen wollte, genötigt, dass alle Erwachsenen dort arbeiten, Mann wie Frau. Sicher ist in den alten Bundesländern das ja heute auch immer noch Gang und Gäbe, dass der Mann der Erwerber ist, die Frau letztendlich die Kinder hütet und eventuell irgendwelche Nebenjobs oder Zeitjobs ausfüllt. Da gibt es also in unseren Breiten hier einen erheblichen Wertewandel oder Vorstellungswandel, da bei uns die Frau schon so emanzipiert war in den neuen Bundesländern, auch nach der Wende, dass sie gar nicht zu Hause bleiben wollte. Nun muss man aber vielleicht auch dazu sagen, dass [...] die Frau hier in dem Bereich auch gar nicht den Mann in dem Sinne als den großen Ernährer der Familie so akzeptiert, das ist also auch überhaupt in den Köpfen meiner Meinung nach überhaupt nicht so drin“ (12/553-564).

Axel Ballhause beantwortet die Frage der Interviewerin mit einer ausführlichen Argumentation. Er stellt einen Unterschied zwischen „den alten Bundesländern“ und Ostdeutschland, „in unseren Breiten“, fest: Die Frauen „bei uns“ waren und sind „emanzipiert“. Diesen Veränderungsprozess versteht er als Ergebnis von gesellschaftlichen Vorgaben, der Pflicht zur Arbeit und der Lohn- und Gehaltspolitik, der bei den Individuen zu einem dauerhaften Wandel von Einstellungen und Werten geführt hat.

Das „immer noch Gang und Gäbe“ legt die Lesart nahe, dass er das Geschlechterverhältnis in den alten Bundesländern, mit dem Mann als „Erwerber“ und der Frau, die vorrangig für die Kindererziehung verantwortlich ist und nur nebenbei arbeitet, als veraltet empfindet. Unter Emanzipation versteht Axel Ballhause die Integration der Frauen in das Erwerbssystem. Er stellt fest, dass die Frauen nicht nur auf Grund der gesellschaftlichen Bedingungen arbeiten gehen, sondern weil sie es selbst wollen. Mit diesem Emanzipationsprozess der Frauen ist verbunden, dass sie die traditionell dominante Position des Mannes in der Familie nicht mehr akzeptieren.

Bemerkenswert ist nun, dass der Interviewte auf die Frage nach den Veränderungen der Männerrolle den Emanzipationsprozess *der Frauen* beschreibt. Auf der Seite der Männer scheint sich nichts groß verändert zu haben, außer dass

sowohl Frauen als auch Männer auf Grund der Integration der Frauen in das Erwerbssystem den Mann nicht mehr als „Ernährer“ ansehen. Diese Vorstellung ist „überhaupt in den Köpfen [...] nicht so drin“.

Im folgenden Kapitel werde ich diesen Wandlungsprozessen im Geschlechterverhältnis in der DDR und in Ostdeutschland genauer nachgehen. Ziel des Kapitels ist es, zentrale Strukturgeber für die Biographien der hier befragten Männer, die, wie bereits in der Einleitung dargestellt, zwischen Mitte der fünfziger und Mitte der sechziger Jahre in der DDR geboren sind, zu beschreiben. Ausgehend von den in den vorherigen Kapiteln entwickelten Annahmen, dass „Männlichkeiten [...] durch das Geschlechterverhältnis strukturierte Konfigurationen von Praxis [sind]“ (Connell 1999, 64) und dass Biographien immer durch die Positionierung im Geschlechterverhältnis vorstrukturiert sind, werde ich im ersten Teil des Kapitels das Geschlechterverhältnis in der DDR sowie in Ostdeutschland darstellen.

Daran schließt sich im zweiten Teil die Beschreibung des institutionalisierten Lebenslaufs für die Männer der hier befragten Geburtsjahrgänge an. Diese Institutionen bilden den gesellschaftlichen Rahmen, in dem sich die individuellen Biographien der befragten Männer herausbilden. Sie sind in modernen Gesellschaften vergeschlechtlicht und damit zugleich vergeschlechtlichend (Connell 1995). Herausgearbeitet wird, wie Männer und Frauen in die jeweiligen Institutionen integriert, mit welchen kulturellen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit diese Ein- und Ausschlussprozesse verknüpft sind. Davon ausgehend werden zum Abschluss des Kapitels Spannungen und Problemkonstellationen in Bezug auf die Konstruktion von Männlichkeit benannt, die für die Biographien der hier befragten Generation von Männern konstitutiv sind und in deren Rahmen sich die individuellen Konstruktionen von Männlichkeit bewegen.

3.1 Das Geschlechterverhältnis in der DDR und Ostdeutschland

Die Formation des Geschlechterverhältnisses in der DDR darzustellen, ist kein leichtes Unterfangen, denn auch gute zehn Jahre nach dem Ende der DDR liegt kein theoretisch ausreichend fundiertes Konzept vor (Dölling 2000a; Nickel 1999; Stolt 2000). Von der Grundidee her beziehe ich mich deshalb im Folgenden vor allem auf ein Diskussionspapier von Irene Dölling, welches den Versuch einer theoretisch fundierten Konzeptionalisierung darstellt und die bisher vorliegenden Analysen insbesondere die von Ursula Beer, Jutta Chalupsky und Sabine Schenk einbezieht.

Ausgangspunkt der folgenden Darstellung ist die Prämisse, dass die DDR und der Staatssozialismus als eine Variante moderner Gesellschaft zu betrachten ist.¹ Struk-

turell kann für das Geschlechterverhältnis in modernen Gesellschaften von folgenden Annahmen ausgegangen werden (Dölling 2000a): Das Verhältnis von Wirtschafts- und Bevölkerungsweise ist durch eine Trennung von Produktion und Reproduktion gekennzeichnet.² Aus der Trennung folgt eine hierarchische Ausdifferenzierung von sozialen Organisationsformen, in der die Institutionalisierungen der Produktion als Marktwirtschaft und als Arbeitsmarkt höher bewertet werden als die Institutionalisierungen der Reproduktion wie die Versorgungsökonomie und die Hauswirtschaft.

Die Geschlechterordnung moderner Gesellschaften ist durch das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit charakterisiert, welche davon ausgeht, dass es innerhalb der Gesellschaft nur zwei Geschlechter gibt: Männer und Frauen. Dieses kulturelle System bringt geschlechtliche Leitbilder und kulturelle Normative wie die bürgerlichen Geschlechtscharaktere (Hausen 1977), Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype (Maihofer 1994) hervor.

Sowohl die Wirtschafts- und Bevölkerungsweise einer Gesellschaft als auch die Geschlechterordnung schlagen sich in einem spezifischen Geschlechtervertrag (Pfauffinger 1993) nieder. Dieser organisiert die Integration der beiden Genusgruppen in die Gesellschaft mittels kultureller Leitbilder und rechtlicher Normen. Diese Leitbilder geben Regeln und Verhaltensmuster vor hinsichtlich der Fragen,

„welche gesellschaftlichen Bereiche die hauptsächlichen Sphären der Integration von Frauen bzw. Männern in der Gesellschaft ist/sind (z. B. Arbeitsmarkt, Familie); wieweit Gleichheit (partnerschaftliche Eheform) oder Ungleichheit bzw. Komplementarität der Lebensbereiche der Ehepartner (Versorgerehe) festgelegt ist; welcher gesellschaftlichen Sphäre (Öffentlichkeit/ Privatheit) die Kindererziehung vorrangig zugeordnet wird; und welchen gesellschaftlichen Stellenwert die Familie im Vergleich zu anderen Lebensformen hat“ (ebd., 642).

Der Geschlechtervertrag wiederum schlägt sich in den Geschlechterregimen der verschiedenen Organisationsformen von Institutionen nieder. Das bedeutet, dass jede Institution spezifische Leitbilder und Normen entwickelt, welche die Integration und das Verhältnis der Geschlechter in der entsprechenden Institution regelt. Die verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen können unterschiedliche Geschlechterregime aufweisen, der Geschlechtervertrag dient als grober Rahmen. Darüber hinaus stellt der Geschlechtervertrag auch den vorstrukturierenden Rahmen für die individuellen Geschlechterarrangements dar, die sich aus den Wechselbeziehungen zwischen kulturellen Leitbildern, Institutionen und dem Handeln der Individuen konstituieren.

Ausgehend von diesem theoretischen Rahmen lässt sich das Geschlechterverhältnis in der DDR wie folgt beschreiben. Es beruht – wie das westlicher moderner Gesellschaften – auf einer strukturellen Trennung von Reproduktion und Produktion sowie der symbolischen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit. Im Ge-

gensatz zur BRD dominiert in der DDR das politisch-administrative System gegenüber der Wirtschaft und allen anderen Teilsystemen. Diesem politisch-administrativen System liegen spezifische politische Ideen zu Grunde. Dies sind die Idee einer gesetzmäßigen gesellschaftlichen Entwicklung und des (wissenschaftlich-technischen) Fortschritts; die Idee der sozialen Gleichheit und Gerechtigkeit sowie die Idee, dass Erwerbsarbeit der wichtigste gesellschaftliche Integrationsmodus sei und das emanzipatorische Potential enthalte für den Abbau bestehender sozialer Differenzierungen, also auch der nach Geschlecht. Generell kann der Sozialismus als ein Versuch verstanden werden, innerhalb der Gesellschaft durch soziale Nivellierung und Homogenisierung Gleichheit herzustellen.

Die politisch veranlasste Aufhebung der Trennung von Wirtschaft und Politik, die zu einer Unterordnung der Wirtschaft unter die politischen Ziele und damit zu einer zentralen Planung und Steuerung durch politische Zielvorgaben führt, hat Konsequenzen für das Geschlechterverhältnis. Sie verschiebt das Verhältnis von Produktion und Reproduktion: Vorrang hat tendenziell die Existenzsicherung und die Befriedigung der Bedürfnisse des Einzelnen (Beer & Chalupsky 1993). Etwas überspitzt könnte man von einem „Primat des Sozialen“ gegenüber einem „Primat der Ökonomie“, das für kapitalistische Gesellschaften konstitutiv ist, sprechen. Gleichwohl, darauf verweisen sowohl Irene Dölling als auch Susanne Stolt, erfolgt diese Existenzsicherung häufig auf niedrigem Niveau, unterlaufen durch beständigen Mangel und Engpässe (Dölling 2000a; Stolt 2000). Der Vorrang der Existenzsicherung manifestiert sich in umfangreichen sozialpolitischen Maßnahmen im Rahmen der Frauen- und Familienpolitik und hohen Subventionen bspw. für Mieten, Kinderkleidung und Lebensmittel. Diese werden meist unabhängig von den sozialen Zugehörigkeiten vergeben. Die Kehrseite dieser sozialpolitischen Maßnahmen ist, dass die ökonomischen Potentiale der Gesellschaft bei weitem überschritten werden. Möglicherweise hat diese Politik nicht unwesentlich zum Zusammenbruch der DDR-Wirtschaft geführt (Huinink et al. 1995; Schwärzel 1990).

Die Verschiebung im Verhältnis von Produktion und Reproduktion schlägt sich im Geschlechtervertrag und in den Geschlechterregimen in Form eines „Abflachen[s] von Geschlechterhierarchien“ (Dölling, 2000a, 10) nieder, die mit der Abschwächung der anderen sozialen Differenzierungen korrespondiert. Wolfgang Engler spricht in dieser Hinsicht von der DDR als einer „arbeiterlichen Gesellschaft“ (Engler 1999, 173), Ina Merkel geht davon aus, dass alle sozialen Milieus in einem „werktätigen Milieu“ (Merkel 1999, 539) aufgegangen sind. Hinsichtlich der Sozialstruktur der DDR liegen gegenwärtig die unterschiedlichsten Modelle vor, die neben den beiden genannten Ansätzen von Engler und Merkel die DDR entweder als moderne Ständegesellschaft (Meier 1990), als sozialistische Dienst-

klassengesellschaft (Solga 1996; Mayer & Diewald 1995) oder als Gesellschaft unterschiedlicher Milieus (Vester 1994; Segert & Zierke 1997) verstehen. Diese Modelle differieren entsprechend ihrer theoretischen Grundlagenmodelle (Ständegesellschaft, Klassengesellschaft, Milieus) erheblich. Ich habe mich entschieden, keines der Modelle zu bevorzugen und stattdessen anhand der Interviews zu rekonstruieren, wie sich die befragten Männer selbst sozial positionieren.

Der Geschlechtervertrag der DDR ist gekennzeichnet durch eine ökonomisch notwendige und zugleich der Gleichheitsidee entspringenden Integration beider Geschlechter in die Erwerbssphäre. Der Staat garantiert den Mitgliedern beider Genusgruppen eine berufliche Ausbildung sowie einen Arbeitsplatz und damit zusammenhängend eine ökonomische Existenzsicherung.³ Damit erodiert das Familienmodell der „Versorgerehe“ (Pfau-Effinger 1993, 644), das auf einem männlichen Familienernährer und einer weiblichen Hausfrau beruht. Allmählich bildet sich das „Doppel-Verdiener-Modell“ (Schenk 1995, 479) heraus. Dieser Vorgang wird staatlicherseits durch die Abschaffung der Lebensmittelkarten im Jahr 1958 beschleunigt. Denn die damit einhergehende Erhöhung der Lebensmittelpreise macht für die hinreichende Existenzsicherung einer Familie zwei Einkommen notwendig.

Irene Dölling legt dar, dass der Geschlechtervertrag in sich äußerst widersprüchlich ist. Werden einerseits die Mitglieder beider Genusgruppen sozusagen geschlechtsneutral mittels lebenslanger, vollzeitlicher Erwerbsarbeit in die Gesellschaft integriert, blieben andererseits Frauen gleichzeitig normativ und praktisch für die Reproduktionsarbeit verantwortlich. Zwar haben Frauen nun den Zugang zu dem gesellschaftlichen Bereich in modernen Gesellschaften, der ausschlaggebend ist für die soziale Positionierung und den Zugang zu Ressourcen, zugleich werden aber die sozialen Ungleichheiten, die sich aus der Verantwortung für die Reproduktionsarbeit ergeben, gesellschaftlich ignoriert. Die Vielzahl der sozialpolitischen Maßnahmen, die auf eine Verbesserung der Vereinbarung von Beruf und Familie für Frauen zielt, macht Frauen zugleich zu Objekten der patriarchal-paternalistischen Fürsorgepolitik (Dölling 1991a).

Die „Ambivalenz des Geschlechtervertrages“ (Dölling 2000a, 11) manifestiert sich in widersprüchlichen Geschlechterregimen in den unterschiedlichen Institutionen. So ist die Erwerbssphäre in der DDR geschlechtsspezifisch segregiert, wodurch die Benachteiligung von Frauen im Erwerbssystem reproduziert wird (Nickel 1993).⁴ Darüber hinaus gilt im Erwerbssystem die männliche Norm der lebenslangen, vollzeitlichen Beschäftigung. Frauen werden einerseits dieser Norm unterworfen – „Unsere Muttis arbeiten wie ein Mann“ (Dölling 1993, 31) – und andererseits auf Grund der verringerten zeitlichen Verfügbarkeit durch die Verantwortung für die Reproduktionsarbeit nicht als vollwertige Arbeitskräfte angesehen.

Diese Widersprüche und Ambivalenzen lassen sich mit Berufung auf Susanne Stoltz Analyse männlicher Herrschaft in der DDR erklären. Die Verschiebung in der Relation zwischen Produktion und Reproduktion hat keineswegs dazu geführt, dass die soziale und kulturelle Dominanz der Erwerbsphäre gegenüber der Reproduktionssphäre aufgehoben wird. Stattdessen wird die Dominanz der Erwerbsphäre ideologisch durch die „sozialistische Arbeitsutopie“ (Stolt 2000, 93) gefestigt, welche davon ausgeht, dass Selbständigkeit und Emanzipation der Individuen nur durch Erwerbsarbeit zu erlangen seien. Diese sozialistische Arbeitsutopie beruht zugleich auf den modernen Prinzipien der instrumentellen Vernunft wie ökonomische Rationalität, Berechenbarkeit und Kontrolle der Arbeit. Alle menschlichen Aspekte, die sich nicht in diese Form von Arbeit integrieren lassen wie Generativität, Emotionalität, Sexualität werden aus der Arbeitssphäre ausgegrenzt. Die aus diesen Prinzipien historisch entstandenen modernen sozialen Organisationsformen Normalarbeitstag, Normalarbeitsbiographie und institutionalisierter Lebenslaufs behalten auch in der DDR ihre Gültigkeit. In das Erwerbssystem ist auf diese Weise männliche Herrschaft – in meiner Begrifflichkeit männliche Hegemonie – eingeschrieben.

Durch die Integration der Frauen ins Erwerbssystem entstehen vielfältige Ambivalenzen. Ina Merkel kommt in einer Analyse von Männerbildern in den Printmedien der fünfziger Jahre zu dem Resultat, dass der „neue Mensch“ (Merkel 1995, 170) als Leitbild der sozialistischen Gesellschaft explizit beide Geschlechter umfasst, unter der Hand aber doch männlich vergeschlechtlicht ist. Im Zentrum des Bildes vom „neuen Menschen“ steht die Arbeit, die wesentlich von Männern repräsentiert wird. Dabei kommt ein Konzept von Arbeit ins Bild, das vor allem proletarisch geprägt ist. Der „klassische Industriearbeiter“, der „diszipliniert, schöpferisch und kraftvoll – aber auch intelligent und kulturvoll“ (ebd. 172) ist, bildet den Grundtypus für die Darstellung des „neuen Menschen“.

Da auch Frauen, vor allem als berufstätige Frauen, ins Bild gesetzt werden (Dölling 1991b; 1993) und ebenfalls als „neue Menschen“ gelten, entsteht zugleich eine spezifisches „Spannungsverhältnis von männlicher Dominanz und weiblicher Emanzipation“ (Merkel 1995, 173). Dies drückt sich u.a. darin aus, dass Frauen zwar als Arbeitende ins Bild kommen, die „Helden der Arbeit“ jedoch meist Männer sind. Der Titel „Held der Arbeit“ wird in der Zeit von 1950-1954 in 90 Prozent der Fälle an Männer vergeben (Lüdtke 1994, 209). Auch Untersuchungen von Männer- und Frauenbildern, die sich auf einen späteren Zeitpunkt beziehen (Dölling 1991b, Diemer 1994), belegen, dass in der DDR zwar die für moderne Gesellschaften normative Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit⁵ durch die Integration von Frauen in das Erwerbssystem unter Spannung gerät, aber nicht erodiert.

Wie hat sich nun das Geschlechterverhältnis im Zuge des gesellschaftlichen Wandels verändert? Seit dem Herbst 1989 befindet sich Ostdeutschland in einem doppelten Transformationsprozess (Nickel 1999). Der Transformationsprozess der bundesrepublikanischen Gesellschaft, der bereits in den siebziger Jahren einsetzt und zu vielfältigen Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur führt, findet durch die Übertragung des westdeutschen Gesellschaftsmodells auf Ostdeutschland nun auch dort statt. Verdoppelt wird er eben durch jene Prozesse, die mit diesem Institutionentransfer verbunden sind (Nickel 1997; 1999; Hüning et al. 2001). Ausgangspunkt des Transfers war Annahme, dass die DDR einen Modernisierungsrückstand hätte, was zu einer „asymmetrischen Form der Inkorporation der DDR in die Bundesrepublik“ (Wingens 1999, 255) geführt hat.

Der Modus der Wirtschaftsweise verändert sich damit in Ostdeutschland von einer Planwirtschaft zu einer marktvermittelten Ökonomie (Beer & Chalupsky 1993). Die Bevölkerungsweise funktioniert wie bisher als eine unentgeltliche Versorgungsökonomie. Mit der Veränderung der Wirtschaftsweise in Ostdeutschland verschieben sich die Prioritäten zwischen Produktion und Reproduktion wieder zu Gunsten der Produktionssphäre. Dies bringt eine stärkere Polarisierung der Bereiche Beruf und Familie mit sich, als sie zu DDR-Zeiten üblich ist.⁶ In Verbindung mit dem Wegfall der umfangreichen sozialpolitischen Unterstützungen wie ganztägiger Kinderbetreuung, billigen Kantinenessens, eines monatlichen Haushaltstages etc. verschlechtern sich die Bedingungen hinsichtlich der Vereinbarung von Beruf und Familie wesentlich.

Die Wirtschafts- und Bevölkerungsweise der alten Bundesländer findet in einem spezifischen Geschlechtervertrag ihren Niederschlag: dem Ernährer-Hausfrau-Modell (Pfau-Effinger 1993). Dieser Geschlechtervertrag transformiert sich seit den siebziger Jahren mit der zunehmenden Erwerbsarbeit berufstätiger Mütter zu einem modernisierten Ernährer-Hausfrau-Modell. Das heißt, der Ehemann ist der Ernährer der Familie, die Ehefrau bleibt nach der Geburt des Kindes bzw. der Kinder zunächst zu Hause und geht dann einer Teilzeitarbeit nach. Kinderbetreuung gilt im Gegensatz zur Auffassung in der DDR als eine „private“ Angelegenheit der Familie. Dieser Geschlechtervertrag korrespondiert zum einen mit einer entsprechenden Sozial- und Familienpolitik⁷, die auf eine Stärkung der Familie setzt und bspw. die Hausfrauenehe steuerlich begünstigt. Zum anderen geht er mit einem in Vergleich mit der DDR stark ausgebauten Dienstleistungssektor in der Wirtschaft einher, der die meisten Teilzeitarbeitsplätze für Frauen zur Verfügung stellt.

Durch die veränderten strukturellen Bedingungen gerät der in der DDR praktizierte Geschlechtervertrag des Doppel-Verdiener-Modells zunehmend unter Druck, dennoch behält er in den neunziger Jahren seine Gültigkeit. Entsprechende Untersuchungen belegen, dass die Erwerbskonstellation der Doppel-Vollerwerbs-

tätigkeit immer noch die am häufigsten anzutreffende Form privater Lebensführung ist (Schenk 2000). Das Familien- und Integrationsmodell der DDR hat demnach in Ostdeutschland weiter Bestand. Dieses Ergebnis wird auch durch entsprechende Umfrageergebnisse bestätigt. Diese belegen, dass sowohl die Erwerbstätigkeit von Frauen als auch öffentliche Kinderbetreuung von beiden Geschlechtern immer noch in hohem Maße akzeptiert werden (Schenk 2000; Nickel 1999). In Bezug auf diese Ergebnisse kann für die neunziger Jahre von der Existenz zweier unterschiedlicher Geschlechterverträge in Deutschland ausgegangen werden.

3.2 Institutionen des Lebenslaufs

Im Folgenden beschreibe ich den institutionalisierten Lebenslauf der befragten Männer. Ich gehe davon aus, dass die befragten Männer einer gemeinsamen zeitlichen Lagerung im sozialen Raum angehören und damit verbunden unter ähnlichen kulturellen und sozialen Bedingungen aufgewachsen sind und leben.⁸ Diese Bedingungen fundieren für die befragten Männer eine gemeinsame Erfahrungsbasis, die im Anschluss an Michael Meuser als ein „konjunktiver Erfahrungsraum“ bezeichnet werden kann (Meuser 1998). Konjunktiv ist hier in seiner doppelten Wortbedeutung zu verstehen: als Verbindung, aber auch als Möglichkeit. Das heißt, die befragten Männer verbindet eine gemeinsame Erfahrungsbasis, aber nicht jeder einzelne von ihnen hat in allen Aspekten ähnliche Erfahrungen gemacht.

In modernen Gesellschaften haben Institutionen eine „Dreifachfunktion“ (Krüger 2001, 66). Sie sind erstens Werteträger individueller Orientierungen, zweitens Sozialisations- und Territorialitätsagenturen und drittens Teil der Sozialstruktur der Gesellschaft (ebd.). Als Träger von Werten stützen sie die Aufrechterhaltung gesellschaftlich erwünschter individueller Orientierungen. Als konkrete Sozialisationsinstanzen ordnen sie den Geschlechtern Territorien und Kompetenzen zu. In Form ihrer jeweiligen organisatorischen Verfasstheit sind sie ein wesentlicher Bestandteil der Sozialstruktur und des in ihr eingeschriebenen Geschlechterverhältnisses. Für die Individuen stellen Institutionen einen orientierenden und sozialisierenden sowie Alternativen begrenzenden Handlungsrahmen her, der für die individuelle Selbstverortung und subjektive Biographiegestaltung bedeutsam ist.

Bei der Darstellung der einzelnen Institutionen gehe ich nach folgendem Muster vor: Zuerst nenne ich, wann die befragten Männer in die Institution eingetreten sind. Als Zweites beschreibe ich kurz die Verfasstheit der Institution zu diesem historischen Zeitpunkt. Anschließend gehe ich drittens auf das Geschlechterregime der Institution ein und stelle dar, wie die Integration und das Verhältnis der Geschlechter mittels spezifischer Leitbilder und Normen geregelt werden. Dabei

interessieren mich die Partizipationschancen der Männer der hier befragten Geburtenjahrgänge sowohl in Bezug auf Frauen als auch auf Männer anderer Geburtenjahrgänge. Vorauszuschicken ist, dass ich in dieser Hinsicht nur Tendenzen aufzeigen kann, zwar liegen umfangreiche Untersuchungen zu den einzelnen Institutionen vor, die meisten geben jedoch kaum Hinweise zum jeweiligen Geschlechterregime.

Wie im ersten Kapitel dargestellt, verstehe ich die Institutionen des Lebenslaufs mit ihren jeweiligen Geschlechterkonstruktionen als einen vorstrukturierenden Rahmen für die individuellen Biographien, die von den Individuen eigenlogisch angeeignet werden. Zugleich schränkt dieser Rahmen die Handlungsalternativen der Individuen ein, das Spektrum an möglichen Biographien und Männlichkeitskonstruktionen ist an einen konkreten historischen und sozialen Raum gebunden.

Das schulische Bildungssystem

Durch die fast vollständige Integration der Elterngeneration in das Erwerbssystem besuchen die meisten der Mitte der fünfziger bis Mitte der sechziger Jahre geborenen Männer vor dem Eintritt in die Institution Schule öffentliche Kinderbetreuungseinrichtungen: die Kinderkrippe vom ersten bis dritten Lebensjahr und den Kindergarten ab dem vollendeten dritten Lebensjahr bis zum Übergang in die Schule, der mit sechs bzw. sieben Jahren erfolgt. Die hier befragten Männer werden frühestens zu Beginn der sechziger und spätestens zu Beginn der siebziger Jahre eingeschult.

Typisch ist der Besuch der zehnklassigen allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule (POS), nur ein kleinerer Teil dieser Geburtenjahrgänge absolviert das Abitur⁹: So schließen ca. 80 Prozent der Männer ihre Schulbildung mit der 10. Klasse und um die 10 Prozent mit der 8. Klasse ab. Circa 4 Prozent bleiben ohne Schulabschluss. Während die Partizipationschancen an höheren Bildungsabschlüssen bis zum Ende der sechziger Jahre kontinuierlich erhöht werden, werden ab Beginn der siebziger Jahre die Abiturplätze eingeschränkt (Wingens 1999). Der Anteil der Abiturienten beträgt Anfang der siebziger Jahre nur noch 12 Prozent und bleibt auf diesem Niveau bis 1989 stabil (Huinink et al. 1995).

Eng mit der Schule verbunden ist ein klar geregelter Eintritt in gesellschaftliche Organisationen: In der ersten Klasse erfolgt für die meisten die Aufnahme in die Pionierorganisation – zunächst als Jungpionier, ab der 4. Klasse als Thälmannpionier –, in der 8. Klasse wechselt die Mehrzahl der Jugendlichen in die Freie Deutsche Jugend (FDJ) und wird durch die Jugendweihe offiziell in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen. Die gesellschaftlichen Organisationen, vor allem die FDJ, aber auch die Gesellschaft für Sport und Technik (GST) und der deutsche

Turn- und Sportbund (DTSB) organisieren fast den gesamten Freizeit- und Sportbereich in der DDR. So sind die Jugendlichen auch in der Freizeit in hohem Maße an die gesellschaftlichen Organisationen gebunden (Gotschlich et al. 1991). Obwohl fast alle Kinder und Jugendlichen Organisationsmitglieder sind, der Anteil lag bei über 90 Prozent (Zilch 1991), nimmt die Identifikation der Jugendlichen mit der FDJ seit den siebziger Jahre sukzessive ab (ebd.; Friedrich 1990). Der hohe Organisationsgrad lässt demnach noch keine Rückschlüsse auf die politischen Einstellungen der Jugendlichen zu.

Hinsichtlich des Geschlechterregimes der Institution Schule lassen sich widersprüchliche Entwicklungen feststellen: Mit der Einführung der Koedukation in den fünfziger Jahren gelten beide Geschlechter in der Schule als gleichberechtigt und werden pädagogisch gleich behandelt (Schlegel 1997). Eine spezifische Mädchen- und Jungenbildung gibt es in der DDR nicht, „Nadelarbeit“ und „Werken“ sowie der „Unterrichtstag in der Produktion“ (UTP) absolvieren beide Geschlechter gemeinsam. Die „allseitig und harmonisch gebildete Persönlichkeit“ gilt als allgemeines Bildungs- und Erziehungsziel, welches im Bildungsgesetz von 1965 formuliert ist (Tiedtke 1991).

Parallel zu diesem angestrebten Leitbild lassen sich geschlechtsstereotype Leitbilder in den Schulbüchern, aber auch in der Praxis des Sportunterrichtes ausmachen, der die Geschlechter ab der siebten Klasse voneinander trennt und unterschiedliche Leistungsanforderungen stellt. Auch in der DDR kann man auf Grund dessen von einem „heimlichen Lehrplan“ für Mädchen sprechen der bspw. zu einer geschlechtstypischen Berufswahl führt (Nickel 1993). Das Schulsystem selbst gehört zu den typischen Frauenbranchen: Die Lehrkräfte sind ähnlich wie das Erziehungspersonal in den Kinderkrippen und Kindergärten vor allem weiblich, die Leitungsfunktionen in den Schulen hingegen sind bevorzugt mit männlichen Lehrkräften besetzt.¹⁰

Insgesamt weist das Schulsystem trotz der Ambivalenzen hinsichtlich der Abschaffung von Geschlechterdiskriminierung beachtliche Erfolge auf. Die schulischen Leistungen von Mädchen und Jungen sind ab den Geburtenjahrgängen von 1950 aufwärts gleichrangig (Schlegel 1997). Formal gibt es keine geschlechtsspezifischen Unterschiede hinsichtlich der Schulabschlüsse (Nickel 1993).

Das berufliche Bildungssystem

Die älteren der befragten Männer beginnen ihre Berufsausbildung Anfang der siebziger Jahre, die jüngsten Anfang der achtziger Jahre. Das berufliche Bildungssystem in der DDR steht in einer Vielzahl von institutionalisierten Wechselbeziehungen zum Beschäftigungssystem. Es soll dem Wirtschaftssystem einen soliden

und zugleich differenzierten Unterbau sichern. Beide Systeme sind rational aufeinander abgestimmt und in eine langfristige Strategie der Gesellschaftsplanung eingebunden (Huinink et al. 1995). Aus diesem Anspruch folgt, dass zwar jedem DDR-Bürger und jeder DDR-Bürgerin eine Ausbildung und auch spätere Beschäftigung garantiert ist, eine freie Wahl des Faches bzw. Berufes gibt es jedoch nicht (ebd.).

Ab den siebziger Jahren wird die Berufsausbildung durch ein rigides Berufslenkungssystem – Berufsberatungszentren (BBZ) und Berufsberatungskabinette in den Betrieben – gesteuert. Circa 70 Prozent der Männer der befragten Geburtsjahrgänge absolvieren im Anschluss an die Schulausbildung eine Facharbeiterausbildung, ca. 10 Prozent bleiben ohne Berufsabschluss. Die Berufsausbildung entspricht in diesen Geburtsjahrgängen in weit höherem Maße als in den vorherigen Jahrgängen nicht den gewünschten Berufen (Mayer & Diewald 1996). Dies ist eine Folge der veränderten politischen und wirtschaftlichen Prioritäten. So werden in der ersten Hälfte der siebziger Jahre nicht mehr die „Fortschrittszweige“ (Schwärzel 1990, 268) wie Elektrotechnik/Elektronik, Petrochemie, wissenschaftlicher Gerätebau, Maschinen- und Fahrzeugbau gefördert, sondern erneut in die Energie- und Brennstoffindustrie investiert. Ab 1977 fördert der Staat wieder die als zukunftsfruchtig geltende Elektrotechnik, insbesondere die Mikroelektronik. Aus diesen Schwerpunktsetzungen ergibt sich für die jeweiligen Geburtsjahrgänge ein je spezifisches Angebot an Facharbeiterberufen.

Die Hochschulreife erreichen ca. 17 Prozent der Männer entweder auf dem Weg der Absolvierung der Erweiterten Oberschule (EOS) oder einer Berufsausbildung mit Abitur, die in dieser spezifischen Form in den sechziger Jahren eingeführt wird. Des Weiteren kann das Abitur in der Volkshochschule erworben werden. Die zur Verfügung stehenden Studienfächer werden durch die wirtschaftlichen Anforderungen bestimmt. Es besteht keine freie Wahl des Studienfachs, insbesondere für Absolventen und Absolventinnen der EOS ist die Umlenkung in gesellschaftlich erwünschte Studienfächer eine gängige Praxis (Huinink et al. 1995). Die Chance auf einen gewünschten Studienplatz erhöht sich, wenn eine Delegation aus einem Betrieb vorliegt.

Im Gegensatz zur Schule ist das Berufs- und Ausbildungssystem in hohem Maße vergeschlechtlicht. Während die geschlechtsspezifische Segregation in den sechziger Jahren, insbesondere durch die Integrationsversuche von Frauen in technische Bereiche (Nickel 1993; Schlegel 1997; Zachmann 1997) aufweicht, nimmt sie seit Beginn der siebziger Jahre wieder zu. Die Segregation nach Geschlecht erfolgt durch eine rigide Berufslenkung und Zugangsbeschränkungen zu weiterführenden Schulen und Hochschulen. Die männlichen Jugendlichen werden in typische Männerbranchen in der Industrie und in das verarbeitende Gewerbe gelenkt.

Formal steht ihnen eine breite Palette von 259 Facharbeiterberufen zur Verfügung. Weibliche Jugendliche müssen aus einem sehr viel schmaleren Spektrum von Facharbeiterberufen wählen. Vor allem Berufe im Dienstleistungsbereich, in denen bereits viele Frauen arbeiteten, werden ihnen angeboten.¹¹

Auch hinsichtlich der höheren Bildung zeigen sich starke Differenzen: Während Frauen häufiger ein Fachschulstudium absolvieren – ca. 15 Prozent, Heike Trappe spricht hinsichtlich des Frauenanteils in Fachschulen von einer Feminisierung der Fachschulausbildung (Trappe 1995) – durchlaufen eine solche Ausbildung nur ca. 5 Prozent der Männer. Circa 10 Prozent besuchen eine Hochschule, hier liegt der Anteil der Männer etwas höher als der der Frauen. Männer studieren vor allem technische und naturwissenschaftlich-mathematische Fächer. In Wirtschaftswissenschaften, Literatur- und Sprachwissenschaften sowie Medizin ist der Frauenanteil höher als der der Männer, in technischen Fächern beträgt er nur 25,3 %, in Mathematik und Naturwissenschaften aber 46 % (Nickel 1993, 243).

Die Ursachen für die Segregationsprozesse liegen neben der Fortschreibung traditioneller Geschlechterstrukturen durch die Berufslenkung, Sozialisationsprozessen in Familie und Bildungseinrichtungen auch in der Rücknahme bzw. Formalisierung der Frauenförderungs politik ab den siebziger Jahren (s.u.).

Zusammenfassen kann man an diesem Punkt, dass es hinsichtlich der Bildungschancen einen Bruch zwischen Allgemeinbildung und Berufsbildungssystem zu Gunsten von Männern gibt. Während in der Schule formal gleiche Bildungsabschlüsse von beiden Geschlechtern erworben werden können (Nickel 1993), ist das berufliche Bildungssystem geschlechtshierarchisch organisiert.

Das Militär

Neben dem Ausbildungssystem hat der Wehrdienst für die Lebensläufe der Männer eine zentrale Strukturierungsfunktion. Er wird meist nach dem Abschluss der Berufsausbildung bzw. nach dem Abitur und vor dem Beginn eines Studiums absolviert. Die ältesten der befragten Männer leisten ihren Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee (NVA) Mitte der siebziger, die jüngsten Mitte der achtziger Jahre. Dabei können sich die Männer zwischen einem eineinhalbjährigen Grundwehrdienst oder einem dreijährigen Wehrdienst als „Unteroffizier auf Zeit“ entscheiden, gesellschaftlich erwünscht ist ein dreijähriger Wehrdienst. Dies gilt insbesondere für männliche Jugendliche, die eine Hochschulausbildung anstreben. Eine Alternative zum Wehrdienst in Form eines zivilen Ersatzdienstes gibt es in der DDR nicht.¹²

Bereits ab dem 14. Lebensjahr erfolgt die Einbeziehung der Jugendlichen in paramilitärische Organisationen wie die Gesellschaft für Sport und Technik (GST),

Lager für die militärische Laufbahnorientierung und technische Zirkel. Dort sollen sich die männlichen Jugendlichen auf ihren Dienst in der NVA vorbereiten. Die ab 1963/64 Geborenen absolvieren darüber hinaus in der 9. und 10. Klasse den Wehrkundeunterricht, der 1978 an den Schulen eingeführt wird.

Die Einführung des Wehrkundeunterrichts ist der Höhepunkt eines Prozesses der „forcierten Militarisierung“ (Seubert 1997, 60), die weniger aus der außenpolitischen als aus der innenpolitischen Lage resultiert. Bereits ab Mitte der siebziger Jahre zeigt sich in der Jugend eine wachsende Tendenz zu Aufsässigkeit, Kritik und Verweigerung. Die NVA wird deshalb gezielt als „Disziplinierungsanstalt mißliebiger und delinquenter Jugendlicher“ (ebd. 60) eingesetzt. Erklärtes Ziel der Staatsführung ist es, alle Jugendlichen in das Wehrerziehungssystem einzubeziehen und eine loyale Staatsorientierung auszubilden. Legitimiert wird der Ausbau des militärischen Apparates mit der äußeren Bedrohung durch den „imperialistischen Klassenfeind“, die aber der sich seit Beginn der siebziger Jahre vollziehenden Westöffnung der DDR und der damit korrespondierenden Entspannungs- und Friedenspolitik widersprach.¹³

Ende der siebziger und vor allem zu Beginn der achtziger Jahre verschlechtert sich nachweislich die Akzeptanz der NVA und der in der Gesellschaft weit verbreiteten militärischen Rituale. Im Erziehungswesen sind dies bspw. Fahnenappelle, Pionieruniform, Pioniermanöver und die Hans-Beimler-Wettkämpfe. Auch die zu politischen Ereignissen wie dem Internationalen Kampftag der Arbeiterklasse (1. Mai) oder dem Gründungstag der DDR (7. Oktober) stattfindenden Militärparaden stoßen zunehmend auf offene Ablehnung.¹⁴

In den achtziger Jahren erodieren die alten Feindbilder nun verstärkt durch die Reformpolitik Gorbatschows immer mehr. Diese Prozesse führen dazu, dass der Wehrkundeunterricht und die vormilitärische Lagerausbildung auf zunehmendes Desinteresse bei den Jugendlichen stoßen. Die Einsicht in die Notwendigkeit des Wehrdienstes nahm bei den Jugendlichen stark ab.¹⁵ Die Zahl der Bausoldaten steigt erheblich an, auch die Totalverweigerer nehmen zu (Seubert 1997, 62). Insgesamt belegen die heute zugänglichen Untersuchungen des Zentralinstituts für Jugendforschung für die achtziger Jahre eine zunehmende Ablehnung des vormilitärischen Apparats und der NVA. Diese Tendenz wird auch durch die wenigen vorliegenden qualitativen Untersuchungen aus den neunziger Jahren gestützt (Gehler & Keil 1992).¹⁶

Die Nationale Volksarmee, die 1956 aus der Kasernierten Volkspolizei gegründet wird, hat von Anfang an einen spezifischen Erziehungsauftrag: die „militärische, politische und ideologische Erziehung der DDR-Bürger zu ‘sozialistischen Soldatenpersönlichkeiten’“ (Eifler 1995, 273). Ausdrücklich versteht sich die NVA als „eine Grundschule der männlichen Bevölkerung“ (Blanke 1975, 57 zitiert nach

Ripp 2001, 78), die sich die Aufgabe gestellt hat, den Jüngling zum Mann zu erziehen. Das Geschlechterregime des Militärs hat weitreichende Wirkungen auf das Geschlechterverhältnis in der DDR einschließlich der gesellschaftlichen Vorstellungen von Männlichkeit.¹⁷ Das Konzept der sozialistischen Soldatenpersönlichkeit beinhaltet ein spezifisches Männlichkeitsideal, welches militärische Tugenden in der Tradition des preußischen Wehrpflichtigen umfasst wie Willenskraft, Gehorsam, Disziplin, Siegeswillen, Entschlossenheit, Opferbereitschaft, Kameradschaft, freiwillige Selbstunterwerfung und Disziplin im Sinne von Unterordnung. Zugleich wird es um sozialistische Tugenden erweitert wie Liebe zum sozialistischen Vaterland, treue Ergebenheit gegenüber der Arbeiterklasse und der Partei, Durchdrungenheit vom Geist des Internationalismus und der Waffenbrüderschaft, Bereitschaft und Fähigkeit, jeden Befehl der Partei und Staatsführung zu erfüllen, Hass gegen den Imperialismus und seine Söldner, Selbständigkeit in der Beurteilung der politischen und militärischen Lage (Ripp 2000).

Dieses Männlichkeitsideal, in das männliche Dominanz und Überlegenheit eingeschrieben sind, steht der Vorstellung von der Gleichberechtigung der Geschlechter in anderen gesellschaftlichen Bereichen konträr gegenüber und unterläuft sie. Die Bedeutung des Militärs ist nicht zu unterschätzen: Die Landesverteidigung und somit der Schutz des Friedens und des Sozialismus hat in der DDR höchste Priorität. Dies führt unter der Hand zu einer gesellschaftlichen Aufwertung derjenigen, die in diese Institution integriert sind und dies sind vor allem Männer.¹⁸ Die „sozialistische Soldatenpersönlichkeit“ gehört bis zum Ende der DDR zum „politischen und sozialpsychologischen Inventar der DDR“ (Eifler 1999, 7). Soldaten haben im öffentlichen Leben wie bei den genannten Militärparaden eine hohe Präsenz. Auch in der Kunst sind Soldaten ein wichtiges Sujet. Insgesamt steht eine Aufarbeitung der Geschichte der Militarisierung der DDR unter geschlechtergeschichtlichen Gesichtspunkten noch aus.

Das Erwerbssystem bis 1989

Der Wehrdienst führt für die Männer der befragten Geburtsjahrgänge zu einer auffallenden Einheitlichkeit des Alters beim Eintritt ins Erwerbsleben, aber auch bei der Familiengründung (s.u.) (Huinink & Wagner 1995). Durch den Wehrdienst wird unabhängig von anderen Bedingungen die Statuspassage des Übergangs ins Erwerbssystem und damit in das Erwachsenenalter relativ klar bestimmt. Die befragten Männer treten frühestens Mitte der siebziger und spätestens Mitte der achtziger Jahre in das Erwerbssystem ein.

Im Folgenden werden die Bedingungen im Erwerbssystem ab Mitte der siebziger Jahre skizziert. Im Laufe der siebziger Jahre verschlechtern sich sowohl die Arbeits-

bedingungen in den Betrieben als auch die beruflichen Chancen enorm. Als eine zentrale Ursache kann die erneute Rezentralisierung der Entscheidungsstrukturen in der Wirtschaft angesehen werden, die nach dem Scheitern von Walter Ulbrichts Wirtschaftsreform, dem Neuen Ökonomischen System (NÖS), mit dem Machtantritt von Erich Honecker einsetzt (Huinink et al. 1995). Dieser Prozess führt Ende der siebziger Jahre zur Bildung von Kombinat, das heißt verschiedene volkseigene Betriebe werden zu Großbetrieben gebündelt, die zentral geleitet werden. In diesem Kontext entstehen in dem zunehmend geschlossenen Beschäftigungssystem noch einmal neue Positionen im mittleren Leitungsbereich.

Die durch veraltete Produktionsanlagen ohnehin mangelhaften Arbeitsbedingungen in den Industriebetrieben verschärfen sich im Laufe der achtziger Jahre (Lüdtke 1994; Hübner 1994; 1996). Während auf der einen Seite ein verstärkter Prozess der Intensivierung und Rationalisierung einsetzt, verschleißt auf der anderen Seite Produktionsanlagen weiter. Diese widersprüchlichen Entwicklungen differenziert die Arbeiterschaft in eine kleine Rationalisierungselite und einen größeren Teil aus, der durch die Automatisierung nun auf unterqualifizierten Arbeitsplätzen eingesetzt wird (Belwe & Klinger 1986). Die Folgen dieser Entwicklung sind eine verstärkte Einschränkung der Mitbestimmungsmöglichkeiten in den Betrieben. Dies gilt auch für die von Rationalisierungsprozessen weniger betroffene technisch-wissenschaftliche Intelligenz, wie einschlägige Studien hinsichtlich der Arbeitszufriedenheit und -motivation belegen (Häuser 1996). Iris Häuser kommt auf Grund ihrer Analysen zu dem Schluss, dass sich in den achtziger Jahren zunehmend eine „Sinnentwertung der Arbeit“ (ebd., 174) vollzieht.

Die Situation des Erwerbssystems schlägt sich in den beruflichen Partizipationschancen der befragten Männer nieder.¹⁹ Im Vergleich zu Männern der Geburtsjahrgänge bis 1950 verringern sich berufliche Aufstiegschancen der Männer der folgenden Geburtsjahrgänge in hohem Maße. Hat sich in den älteren Geburtsjahrgängen das Ausbildungsniveau im Lebensverlauf wesentlich erhöht, so geht die Anzahl der Ausbildungen in den jüngeren Geburtsjahrgängen zurück, was sich im beruflichen Status niederschlägt. Während Männern, die um 1930 geboren sind, überdurchschnittlich häufig ein beruflicher Aufstieg aus der Position des Facharbeiters in die oberste Leitungsebene gelingt, partizipiert ein Teil der Geburtsjahrgänge um 1950 noch an den unteren und mittleren Leitungspositionen, die im Rahmen der Kombinatbildung Ende der siebziger Jahre entstehen. Zunehmend verkürzen sich die Karrierewege, zugleich verringert sich ihre Anzahl. Berufliche Weiterbildungen, die immerhin 45 Prozent der Männer der befragten Geburtsjahrgänge absolvieren, führen nicht zu beruflichen Aufstiegen, sondern sind meist mit „horizontalen Berufswechseln“ (Huinink et al. 1995, 134) verbunden. Darüber hinaus erhöht sich in den Geburtsjahrgängen um 1960

der Anteil der Männer, die nach der Berufsausbildung als Un- oder Angelernte beschäftigt werden, wieder auf 10 Prozent.

Insgesamt lässt sich eine hohe berufliche Mobilität, insbesondere bei den Un- und Angelernten, gefolgt von den Facharbeitern feststellen. Diese beruflichen und zwischenbetrieblichen Wechsel erfolgen vor allem horizontal, sind also nicht mit beruflichen Aufstiegen, eher noch mit beruflichen Abstiegen verknüpft. Huinink, Trappe und Mayer kommen zu dem Resultat, dass in den achtziger Jahren eine regelrechte „Dequalifizierungswelle“ (Huinink et al. 1995, 131) die Situation des Erwerbssystems kennzeichnet.

Das Erwerbssystem ist in der DDR in hohem Maße geschlechtsspezifisch segregiert. Hat es in den sechziger Jahren noch ein Überschneiden zwischen Frauen- und Männerbranchen gegeben und sind Frauen gezielt für technische Berufe und so genannte Männerberufe geworben worden (Grimm 1991), lässt sich für die siebziger Jahre eine erneute Segregation in Frauen- und Männerbranchen konstatieren (Nickel 1993). Männer arbeiten vor allem in der Schwerindustrie, im Bergbau, in der Energiewirtschaft und im verarbeitenden Gewerbe, während Frauenbranchen vor allem im Dienstleistungsbereich angesiedelt sind wie im Sozialwesen, Gesundheitswesen, Bildungswesen, Handel, Post- und Fernmeldewesen. Darüber hinaus lässt sich auch eine vertikale geschlechtsspezifische Segregation feststellen: Auch in den meisten Frauenbranchen werden hohe Leitungspositionen mit Männern besetzt. Frauen sind nur in absoluten Frauenbranchen mehrheitlich in Leitungsfunktionen vertreten, was sich 1988 auf den Bereich Handel und Versorgung beschränkt (Nickel 1993, 235).

Während auf der einen Seite davon auszugehen ist, dass in den einzelnen Branchen spezifische Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit dominierten²⁰, lassen sich auf der anderen Seite übergreifende Tendenzen bestimmen. Ein in den achtziger Jahren veröffentlichter Plakatzyklus zeigt, dass die programmatischen Vorstellungen vom Sozialismus als eine Gesellschaft angestrebter bzw. bereits verwirklichter sozialer Gleichheit in der gleichberechtigten Teilnahme von Frauen und Männern am wirtschaftlichen Prozess ins Bild gesetzt werden (Dölling 1993). Unterschiede zwischen den Geschlechtern treten zu Gunsten der Zugehörigkeit zu einem großen kollektiven Wir in den Hintergrund. Aber die Männer haben auf den Fotos erkennbare und für die Gesellschaft relevante Berufe, während Frauen zwar als berufstätige Frauen dargestellt werden, aber keiner spezifischen Berufsgruppe zugeordnet sind. Die dargestellten Männer verkörpern die Aspekte des Männlichkeitsbildes, die über die Jahre des Sozialismus gleich blieben: Öffentlichkeit und Beruf gelten als zentrale Räume männlichen Wirkens. Darüber hinaus verweist die quantitative Dominanz der Männer und ihre Körpersprache auf die hierarchische symbolische Geschlechterordnung.

Das bereits im zweiten Abschnitt konstatierte Spannungsverhältnis zwischen männlicher Dominanz und weiblicher Emanzipation bleibt bis zum Ende der DDR bestehen. Es wird in den siebziger Jahren aber dahingehend abgeschwächt, dass berufstätige Frauen nun bevorzugt als berufstätige Mütter ins Bild gesetzt werden (Diemer 1994). Damit einhergeht eine Aufwertung der Mutterschaft gegenüber dem Beruf. Männer hingegen werden in den zukunftssträchtigen Branchen dargestellt und symbolisieren so die Zukunft und den weiteren Aufbau des Sozialismus. In den siebziger Jahren werden bspw. im Kontext der Verabschiedung des Wohnungsbauprogramms der DDR Bauarbeiter und Architekten zu Leitbildern des gesellschaftlichen Fortschritt (Zahlmann 2000).

Die Familie

Die Familiengründung erfolgt bei den meisten Männern der befragten Geburtsjahrgänge in der ersten Hälfte des dritten Lebensjahrzehnts, das heißt frühestens Anfang der siebziger Jahre bzw. spätestens Mitte der achtziger Jahre. Die Familiengründung umfasst den Aufbau eines eigenen Haushaltes, Heirat und Geburt von Kindern. Dabei zeichnet sich innerhalb der hier interessierenden Geburtsjahrgänge eine Verschiebung ab: Während die Familiengründung bei den bis 1960 geborenen Männern meist im Rahmen einer Ehe erfolgte, vollzieht sie sich bei den ab 1960 Geborenen in 40 Prozent der Fälle in Form einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, in der auch das erste Kind geboren wird. Drei Viertel der Paare heiraten spätestens bei der Geburt des zweiten Kindes (Dorbritz 1993; Huinink & Wagner 1995). Obwohl die Anzahl der Scheidungen – meist auf Initiative der Ehefrauen (Schlegel 1997) – seit Mitte der siebziger Jahre kontinuierlich steigt, ist die am weitesten verbreitete Lebensform das eheliche Zusammenleben mit einem oder zwei Kindern. Dies folgt u.a. aus der hohen Wiederverheiratsquote. Kinderlos bleiben in diesen Geburtsjahrgängen nur ca. 10 Prozent der Männer und Frauen.

Die Familienbildung einschließlich der Geburt von Kindern erfolgt bis zum Ende der DDR im Verhältnis zu westlichen modernen Gesellschaften recht früh und gleicht damit proletarischen Mustern (Mühlberg 1995). Kennzeichnend für die Familienbildung und den Familienalltag ist ab den siebziger Jahren eine Frauen- und Familienpolitik, die einerseits die frühe Gründung einer Familie mit monetären Transfers fördert und andererseits die Vereinbarung von Beruf und Familie mit vielfältigen sozialpolitischen Maßnahmen unterstützt. Diese Leistungen wie etwa das „Babyjahr“, das ab 1975 für das zweite Kind und ab 1986 auch für das erste Kind in Anspruch genommen werden kann, richten sich zunächst nur an Frauen.

Ehe und Familie sind in der DDR weniger eine wirtschaftliche Versorgungseinrichtung,²¹ sie gelten vor allem als der Ort, an dem die individuellen Wünsche und

Bedürfnisse befriedigt werden können (Gysi & Meyer 1993; Schlegel 1997). Ihr kommt im Laufe der DDR-Geschichte immer stärker die Bedeutung eines Rückzugsortes zu. Dennoch ist im Auge zu behalten, dass die Grenze zwischen dem Erwerbsbereich und der Familie in der DDR sehr durchlässig ist. Zum einen übernehmen die Betriebe einen großen Bereich der privaten Versorgung etwa mit Betriebsverkaufsstellen, günstigem Kantinenessen und der Versorgung mit Urlaubsplätzen. Auch der Freizeitbereich wie etwa sportliche und künstlerische Aktivitäten ist in hohem Maße durch die Betriebe organisiert (Kohli 1994). Zum anderen reichen die Beziehungen zu Arbeitskollegen und -kolleginnen in den Privatbereich hinein. Oft gehören die Kollegen und Kolleginnen zum engeren Freundeskreis (Diewald 1995).

Die Arbeitsteilung in der Familie ist in hohem Maße geschlechtsspezifisch organisiert (Schlegel 1997). Frauen übernehmen zum einen den größeren Teil der Hausarbeit und zum anderen die Arbeiten, die sich oft alltäglich wiederholen und eher monoton sind wie Reinigung der Wohnung, Wäsche waschen und Essen kochen. Männer erledigen vor allem die Aufgaben, die zeitlich nicht fixiert sind und höhere Ansprüche an die Kreativität stellen wie Wohnungsrenovierung und Autoreparaturen. Für die Beschäftigung mit Kindern sind beide Partner zuständig, wobei auch in diesem Bereich die zeitlichen Investitionen der Frauen höher sind als die der Männer.

Im Vergleich mit westdeutschen Männern ist die Beteiligung der ostdeutschen Männer an der Familienarbeit, insbesondere an der Betreuung der Kinder, wesentlich höher (Gysi & Meyer 1993). Generell wird in der DDR auf Grund der Versorgungsengpässe viel Zeit in den Lebensunterhalt der Familie investiert. In diesen Prozess sind auch die Männer integriert, ihnen obliegt bspw. die Besorgung von Reparaturmaterial für Auto und Wohnung (Diewald 1995). In Zusammenhang mit den sehr langen Arbeitszeiten in der DDR ist die freie Zeit für beide Geschlechter beschränkt.

Das sozialistische Familienleitbild, welches in den sechziger Jahren entsteht und im Familiengesetzbuch der DDR von 1965 fixiert ist, beinhaltet eine gleichberechtigte Partnerschaft und beidseitige Verantwortung für die Reproduktionsarbeit. Aber durch die Zuweisung der Familienarbeit an Frauen, insbesondere durch die Frauen- und Familienpolitik der siebziger Jahre, wird dieses Familienleitbild unterlaufen. Das Frauenleitbild ist nun die berufstätige Mutter. Explizite Männerleitbilder lassen sich für den Bereich der Familie kaum finden (Sørensen & Trappe 1995): Das traditionelle Leitbild des männlichen Ernährers existiert offiziell entsprechend der Ausrichtung auf das Familienmodell der Doppel-Verdiener-Ehe nicht mehr. Zwar taucht in den Zeitschriften der DDR ab den siebziger Jahren das Leitbild des zärtlichen Vaters auf (Dölling 1991b), insgesamt bleibt aber das Männerleitbild an Öffentlichkeit und Erwerbsarbeit geknüpft.

Der Arbeitsmarkt seit 1990

Die Wende erleben die hier befragten Männer frühesten in der Mitte des dritten und spätestens in der Mitte des vierten Lebensjahrzehnt. Im Folgenden skizziere ich die Auswirkungen der Wende auf das Erwerbssystem der DDR. Ostdeutschland wird in wenigen Jahren von einer Industriegesellschaft in eine Dienstleistungsgesellschaft transformiert. Ein großer Teil von Kombinat und Großbetrieben, die für die wirtschaftliche Struktur der DDR kennzeichnend sind, wird aufgelöst. Der Abbau dieser Betriebe korrespondiert mit der allgemeinen Deindustrialisierung Ostdeutschlands und dem Ausbau des Dienstleistungssektors, für den aber nur kleine und Kleinstbetriebe charakteristisch sind (Winkler 1999).

Seit 1990 folgt aus dieser Transformation ein flächendeckender Arbeitsplatzabbau: Die Anzahl der Beschäftigten geht von 9,7 Millionen im Jahr 1989 auf 6,1 Millionen im Jahr 1998 zurück, d.h. ein Drittel der Arbeitsplätze verschwindet (Winkler 1999, 133). Der Abbau erfolgt vor allem durch die anhaltenden Umstrukturierungen in der Industrie und der Landwirtschaft. Kennzeichnend für die Erwerbssituation in den neunziger Jahren sind ein hoher Anteil von befristeten und untertariflichen Arbeitsverträgen und eine anhaltende Massenarbeitslosigkeit, welche die der alten Bundesländer bei weitem übertrifft. Diese Situation führt zu strukturellen Brüchen in den Erwerbsbiographien, „die in diesem Umfang und Zeitraum in der deutschen Geschichte bisher noch nicht aufgetreten sind“ (Winkler 1997, 100). In nur neun Jahren machen über 50 Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung die Erfahrung von Arbeitslosigkeit, ein solch „hohes Betroffenheitspotenzial“ (Winkler 1999, 160) von Arbeitslosigkeit gibt es in der bisherigen Geschichte der alten Bundesländer nicht.

Die ökonomischen Partizipationschancen von Männern der befragten Geburtsjahrgänge sind im Vergleich mit Männern und Frauen älterer Geburtsjahrgänge, die zu einem großen Anteil ganz aus dem Erwerbssystem heraus gefallen sind, höher. Dies gilt auch in Bezug auf die Frauen der gleichen Geburtsjahrgänge, wobei hier hinsichtlich der Qualifikationsabschlüsse zu differenzieren ist. Frauen dieses Alters haben dann gute Partizipationschancen, wenn sie höhere und mittlere Berufsabschlüsse besitzen (Schenk 2000). In Bezug auf die DDR gewinnt Geschlecht als Differenzierungsfaktor an Bedeutung, soziale Ungleichheiten entlang der Geschlechterdifferenz verstärken sich (Dölling 2001).

Bezieht man aber auf der anderen Seite die ökonomischen Partizipationschancen der Männer der befragten Geburtsjahrgänge auf die von westdeutschen Männern, zeigen sich gravierende Benachteiligungen in drei Bereichen: So liegt erstens der Anteil ostdeutscher Männer an der Arbeitslosigkeit weit über dem westdeutscher Männer (Winkler 1999). Im Prozess der Privatisierung des Produktivvermögens der DDR unter Leitung der Treuhandanstalt werden zweitens ostdeutsche Bewerber

ber gegenüber westdeutschen benachteiligt (Koch 2000). Der ostdeutsche Mittelstand besteht vor allem aus klein- und mittelständische Unternehmen, die im Vergleich mit westdeutschen eher als Kleinst- und Kleinunternehmer zu bezeichnen sind. Auch hinsichtlich von Führungspositionen in wirtschaftlichen und funktionalen Eliten lässt sich drittens eine starke Benachteiligung ostdeutscher Männer gegenüber westdeutschen feststellen. Angemessen vertreten sind ostdeutsche Männer nur in der parlamentarischen Elite in Landtagen und im Bundestag (Derlien 1998, 15).

Diese Benachteiligungen müssen aber zu einem sozialen Differenzierungsprozess in den alten Bundesländern in Bezug gesetzt werden (Kurz-Scherf 1998). Ein zunehmender Anteil der Bevölkerung hat keinen oder nur noch einen prekären Anteil an der modernen Arbeitsgesellschaft, während sich ein kleiner Teil von Arbeits- und Wirtschaftsbürgern aus dem sozialen Zusammenhalt moderner Gesellschaften zurückzieht und der Gesellschaft die Ressourcen entzieht, die somit nicht mehr für Wirtschafts- und Sozialpolitik zur Verfügung stehen. Ein wachsender Teil der Bevölkerung wird von der Teilhabe am gesellschaftlichen materiellen und immateriellen Reichtum ausgeschlossen, der nur noch der privaten Verfügungsgewalt unterliegt. Erwerbsarbeit nimmt im Kontext dieser Entwicklung den Charakterzug von Eigentum an, ist nicht mehr etwas, „was man tut oder gar zu tun genötigt ist“, sondern etwas, „was man hat oder nicht hat“ (Kurz-Scherf 1998, 42). Erwerbsarbeit wird so zu einem Medium der Distinktion und der Konkurrenz, ihre bisherige Funktion der sozialen Integration und gesellschaftlichen Solidarität erodiert zunehmend.²² Diese Prozesse können, müssen aber nicht entlang der Geschlechtergrenze verlaufen. Die neu entstehende Kluft in der Gesellschaft zwischen Arm und Reich können ein „gender-crossing“ (Dölling 2001, 26) einschließen.

Trotz dieser Entwicklungen lassen sich weiterhin klare geschlechtsspezifische Segregationen auf dem ostdeutschen Arbeitsmarkt nachweisen. Durch Prozesse einer „Neuschneidung geschlechtsspezifischer Segregationslinien“ (Nickel & Schenk 1994, 261), die bis heute nicht abgeschlossen sind, werden eher Frauen aus dem Beschäftigungssystem verdrängt. Aus Frauenbranchen werden Mischbranchen (Handel, Banken, Versicherungen, andere Dienstleistungen), aus Mischbranchen Männerbranchen (übriges verarbeitendes Gewerbe, Landwirtschaft, Verkehr/ Post/ Bahn) und Männerbranchen schließen sich noch mehr gegen Frauen ab (Metall- und Elektroindustrie, Bergbau/Energiegewinnung, Bauwirtschaft). Typische Frauenberufe erfahren eine Aufwertung und öffnen sich für Männer. Dennoch belegen neue empirische Untersuchungen in einzelnen Branchen, dass die Strukturierung des Geschlechterverhältnisses in Ostdeutschland mehrdimensional verläuft und immer weniger auf einfache begriffliche Formeln wie „Männer hier“ und „Frauen dort“ zu bringen ist (Nickel 1999).

Zusammenfassung

Das Geschlechterverhältnis in der DDR ist charakterisiert durch ein spezifisches Spannungsverhältnis zwischen männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter. Die für moderne Gesellschaften typische Trennung zwischen dem Produktions- und dem Reproduktionsbereich bleibt auch in der DDR erhalten und hat durch die Vorherrschaft des politisch-administrativen Systems gegenüber dem Wirtschaftssystem eine besondere Form. Erwerbs- und Reproduktionssphäre stehen in einem hierarchischen Verhältnis, die soziale und kulturelle Dominanz der Produktion gegenüber der Reproduktion bleibt bestehen. Die modernen sozialen Organisationsformen Normalarbeitstag, Normalarbeitsbiographie und institutionalisierter Lebenslauf, die männlich vergeschlechtlicht sind, behalten auch in der DDR ihre Gültigkeit. In das Erwerbssystem ist auf diese Weise männliche Hegemonie eingeschrieben.

Gleichzeitig bestimmt die Idee der sozialen Gleichheit und Gerechtigkeit, die sich ausdrücklich auf beide Geschlechter bezieht und in der Verfassung der DDR verankert ist, das Selbstverständnis des Staates DDR. Als der zentrale Weg dieses Ziel zu erreichen, gilt die Integration von Männern und Frauen in die Erwerbs-sphäre. (Erwerbs-)Arbeit wird ein hohes Potential für die Emanzipation der Frauen und für den Abbau bestehender sozialer Differenzierungen zwischen den Geschlechtern, aber auch den sozialen Klassen zugeschrieben. Obwohl beide Geschlechter fast vollständig in das Erwerbssystem integriert sind, bleiben jedoch soziale Ungleichheiten bestehen. Ausschlaggebend für die Reproduktion sozialer Ungleichheit ist zum einen die vertikale und horizontale Segregation des Erwerbssystems entlang der Geschlechtergrenze und zum anderen die Zuschreibung der Reproduktionsarbeit an Frauen. Insbesondere ab den siebziger Jahren einhergehend mit einer pronatalistischen Frauen- und Familienpolitik, verstärken sich geschlechtsspezifische Segregationsprozesse: Frauen arbeiten zunehmend in den Segmenten des Erwerbssystems, die schlechter entlohnt werden und in denen es weniger berufliche Entwicklungsmöglichkeiten gibt. Parallel setzt ein weiterer Differenzierungsprozess entlang der Generationsgrenze ein: Im Verhältnis zu den älteren Geburtenjahrgänge verschlechterten sich die beruflichen und damit verbunden die sozialen Aufstiegschancen der jüngeren Geburtenjahrgänge.

In dieser Hinsicht lässt sich für die hier befragten Männer feststellen, dass sich zwei soziale Differenzierungsprozesse überlagern: Während sich die sozialen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern der hier befragten Geburtenjahrgänge abschwächen, Geschlecht also weniger als sozialer Platzanweiser wirkt, verstärken sich die sozialen Ungleichheiten innerhalb der Genusgruppe der Männer zu Ungunsten der Altersgruppe der hier befragten Männer. Mich interessiert, ob sich dieses Phänomen sozialer Ungleichheit in Konflikten und Spannungen unter

Männern der verschiedenen Geburtsjahrgänge manifestiert, und wenn ja, wie diese individuell bewältigt werden.

Die Integration der Frauen in das Erwerbssystem, dies legen die von mir dargestellten Untersuchungen von Repräsentationen im öffentlichen Raum nahe, führen zu einem Spannungsverhältnis zwischen männlicher Dominanz und weiblicher Emanzipation. Mein Interesse richtet sich darauf, wie die daraus folgenden Ambivalenzen und Widersprüche im Arbeitsalltag von den Individuen bewältigt werden. Ich habe dargelegt, dass sich die Chancen für berufliche Weiterbildungen und berufliche Aufstiege sukzessive im Laufe der DDR verringern und sich auf Grund des desolaten Wirtschaftssystems zunehmend eine Sinnentleerung von Arbeit vollzieht. Davon ausgehend, dass in modernen Gesellschaften eine normative Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit konstitutiv ist, interessiert mich, ob für die befragten Männer Erwerbsarbeit unter den beschriebenen Bedingungen einer „Blockierung“ (Huinink et al. 1995) beruflicher Chancen noch eine zentrale Ressource für die individuelle Rekonstruktion von biographischer Identität und Männlichkeit ist.

Mit der Wende 1989 verändert sich das Erwerbssystem grundsätzlich: Die sozialistische Planwirtschaft transformiert sich in eine neoliberale Marktwirtschaft. Damit verknüpft erodiert die Erwartungssicherheit hinsichtlich einer lebenslangen Vollbeschäftigung. Die Prozesse der Deinstitutionalisierung des Lebenslaufs (Kohli 1988), die in der bundesdeutschen Gesellschaft langsam in den siebziger Jahren einsetzen, werden gewissermaßen über Nacht auf die ostdeutschen Bundesländer übertragen und haben dort eine enorme Geschwindigkeit erreicht. Für zwei Drittel der männlichen Bevölkerung ist dieser Wandel mit Diskontinuitäten und Brüchen in den Erwerbsbiographien verbunden. Durch die Veränderungen im Erwerbssystem verschieben sich die Strukturen sozialer Ungleichheit. Während auf der einen Seite Geschlecht als sozialer Platzanweiser wieder an Bedeutung gewinnt und sich die beruflichen und ökonomischen Partizipationschancen von Frauen verschlechtern, zeichnen sich neue soziale Ungleichheiten innerhalb der Genusgruppe der Männer ab, die entlang der Grenze Ost-West-Differenz zu Gunsten westdeutscher Männer verläuft. Mich interessiert, wie diese Entwicklungen individuell verarbeitet werden.

Abschließend wende ich mich dem Reproduktionsbereich zu. Auch hier lassen sich widersprüchliche Tendenzen feststellen: Die Erwerbsintegration der Frauen führt zu einer tendenziellen ökonomischen Unabhängigkeit und zu einem beschränkten Zeitbudget für die Familienarbeit. Diese veränderte Stellung der Frauen zieht nach sich, dass Männer faktisch nicht mehr Ernährer der Familie sind. Darüber hinaus sind sie im Verhältnis zu westdeutschen Männern stärker an der Familienarbeit, insbesondere der Kinderbetreuung beteiligt. Die traditionelle

Dominanz von Männern erodiert zwar nicht im Bereich der Produktion, aber im Bereich der Reproduktion. Die Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen bleiben, dies belegen einschlägige Umfragen, nach der politischen Wende trotz der veränderten Rahmenbedingungen zur Vereinbarung von Beruf und Familie weitgehend erhalten. Der DDR spezifische Geschlechtervertrag des Doppel-Verdiener-Modells wird von den meisten Frauen und Männern nach wie vor als das beste Modell angesehen, auch wenn es von einem Teil auf Grund der Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt nicht realisiert werden kann. Mich interessiert, ob aus den beschriebenen Entwicklungen Spannungen in den privaten Beziehungen entstehen und wie die veränderte Position in der Familie in die individuelle Rekonstruktion von biographischer Identität und Männlichkeit integriert wird.

Insgesamt lässt sich also eine Vielzahl von Ambivalenzen feststellen, denen in den folgenden Kapiteln anhand der Fallrekonstruktionen nachgegangen wird. Mit Bezug auf die ersten beiden Kapitel möchte ich noch einmal betonen, dass ich die dargestellten sozialen Strukturen als vorstrukturierenden Rahmen der Biographien verstehe. Die beschriebenen sozialen Strukturen existieren jedoch nur, wenn sie von den Individuen in ihrem alltäglichen Handeln reproduziert werden, wobei sie auch verändert werden können. Ausgehend von dieser Prämisse möchte ich eine der leitenden Fragen der Untersuchung formulieren: Wie wird die männliche Hegemonie und die Gleichberechtigung der Geschlechter von den Individuen reproduziert?

4. Lebensgeschichten erheben und untersuchen

Noch vor dem Einschalten des Aufnahmegerätes, so das Protokoll der Interviewsituation, erläutert die Interviewerin kurz das studentische Projekt und bittet den Interviewten Peter Töpfer nun seine Lebensgeschichte zu erzählen. Das Interviewtranskript enthält als erstes Peter Töpfers Reaktion auf die Bitte der Interviewerin: *„Also, wenn ich was nicht sagen will, sage ich es nicht.“* Die Interviewerin reagiert wie folgt: *„Ja, das ist gut genau, das ist auch, das wäre mir auch wichtig und eben dass wir jetzt anfangen und also hast Du noch Fragen jetzt vorher, bevor wir richtig anfangen?“* Peter Töpfer antwortet: *„Gibt es irgendwas Einführendes, was man sagen muss?“* Die Interviewerin: *„Nein, also Du“*, Peter Töpfer unterbricht sie: *„Das, also das Ziel kennen wir ja“*, worauf die Interviewerin erwidert: *„Ja, Du fängst einfach an und sagst, was dir wichtig ist und ich höre zu und mache ein paar Notizen, wenn sich vielleicht Fragen bei mir ergeben, aber erst mal höre ich nur zu und Du kannst eben entscheiden, was wichtig ist und was Du mir erzählen willst und was nicht und, ja, das ist es eigentlich und Du kannst auch“*, wiederum unterbricht der Interviewte: *„Fragen musst Du trotzdem (lachend), weil ich natürlich nicht weiß, wenn man mal“*, an dieser Stelle spricht nun auch die Interviewerin dazwischen: *„Ja, später also erst mal sollst Du erzählen und dann frage ich später, dann wenn Du was nicht gesagt hast, was mich vielleicht interessiert.“* Peter Töpfer reagiert mit einem *„hm“*, worauf sie *„oder so“* anfügt. Nun übernimmt Peter Töpfer die Gesprächsführung: *„So und da es ums Erzählen geht, geht es irgendwie wahrscheinlich um den Lebenslauf.“* Die Interviewerin bestätigt ihn: *„Genau“*, worauf Peter Töpfer wiederum fragt: *„Wo soll ich anfangen?“*, die Interviewerin: *„Also, wo Du denkst, was wichtig ist, kannst Du mir wirklich erzählen, also da gibt es überhaupt keine Einschränkungen“*. Peter Töpfer: *„Gut, na dann fangen wir bei Null an.“* Nach der nonverbalen Bestätigung der Interviewerin *„mhm“* beginnt Peter Töpfer zu erzählen.

Die Interviewerin versucht in dieser Interaktion eine lebensgeschichtliche Erzählung in Gang zu bringen und hält sich dabei an die Regeln des „narratives Interviews“, welches Fritz Schütze in den siebziger Jahren „erfunden“ hat (Schütze 1977). Diese Erhebungsmethode gilt in der Biographieforschung, wie ich bereits in der Einleitung geschrieben habe, als „Königin“ unter den soziologischen Methoden. Ziel der Methode ist es, den Interviewten zu einer „Stegreiferzählung des selbsterfahrenen Lebensablaufs“ (Schütze 1984, 78) zu motivieren, ist dies gelungen, so die zentrale Annahme der Methode, spielt der bzw. die Interviewende für das, was erzählt wird, keine Rolle.

In dem oben zitierten Fall gelingt es der Interviewerin zunächst nicht, den Interviewten zu motivieren, seinen Lebensablauf aus dem Stegreif zu erzählen. Er hat

eine andere Erwartung an das Interview: Er möchte konkret gefragt werden. Seine Vorstellung von einem Interview ist wahrscheinlich von journalistischen Interviews bestimmt, die man alltäglich in den Medien liest oder hört. Diese sind nach dem Frage-Antwort-Schema strukturiert. Interviewerin und Interviewter haben in diesem Fall ganz unterschiedliche Erwartungen an das Interview: „Erzähle!“ und „Frage!“ lauten ihre unterschiedlichen Bestrebungen in der Interaktion. Beide Interviewpartner schließen in dieser kurzen Interaktion einen Kompromiss, der, dies zeigt die Fallanalyse, das gesamte lebensgeschichtliche Interview strukturieren wird: Peter Töpfer erzählt nur das, was er selbst möchte. Außerdem soll die Interviewerin ihm Fragen stellen, damit das Ziel des Interviews erreicht wird. Mit diesen Bestimmungen will der Interviewte auch absichern, dass er sich nicht auf eine Situation mit ungewissem Ausgang einlässt. Die Interviewerin stimmt zu, dass er seinen „Lebenslauf“ anstatt seine Lebensgeschichte erzählt, ein erheblicher Unterschied, wie sich im weiteren Verlauf des Interviews zeigt, und sichert ihm zu, später Fragen zu stellen. Dabei kündigt sie an, auch nach Dingen zu fragen, die er nicht erzählt hat und entsprechend seiner Feststellung zu Beginn des Interviews möglicherweise nicht erzählen wollte. Insgesamt bleibt die Situation für beide Interviewpartner auf Grund der divergierenden Erwartungen ambivalent. Im Laufe des Interviews wird deshalb immer wieder neu verhandelt, was Peter Töpfer aus seinem Leben erzählt.

Im folgenden Kapitel werde ich die Methode des narrativen Interviews darstellen und kritisch beleuchten. Aus der Perspektive der Methode handelt es sich bei meinem zitierten Beispiel um ein nicht gelungenes narratives Interview, denn eine umfangreiche „autonome Haupterzählung“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 140) kommt nicht zustande, das Interview enthält „nur“ längere narrative Passagen, die immer wieder durch Fragen der Interviewerin angeregt werden müssen. Dieses Interview zeigt jedoch nur deutlicher als andere, in denen es gelingt zu einer Stegreiferzählung zu motivieren, dass die lebensgeschichtliche Erzählung immer durch den Interviewenden mitproduziert wird. Das narrative Interview, so werde ich zeigen, geht von erzähltheoretischen Prämissen aus, die mit einem Blick auf die neuere Erzähl- und Identitätsforschung modifiziert werden müssen. Damit einher geht auch eine Kritik und Veränderung der Auswertungsmethode.

Im ersten Teil des Kapitels stelle ich das narrative Interview dar, das sowohl eine Erhebungs- als auch Auswertungsmethode ist. Im Mittelpunkt dieser Darstellung steht das Konzept der kognitiven Figuren des Stegreiferzählens. Anschließend formuliere ich meine Kritik an den erzähl- und biographietheoretischen Grundlagen, die sich vor allem gegen die Annahme einer Homologie zwischen Erfahrung und Erzählung sowie gegen das Identitätskonzept richtet. Im zweiten Teil des Kapitels werde ich die in den ersten drei Kapiteln entwickelten Prämissen und Forschungsfragen meiner Untersuchung zusammenfassen. Im dritten Teil stelle

ich die Untersuchungsgruppe vor und lege dar, wie die lebensgeschichtlichen Interviews entstanden und wie sie ausgewertet worden sind.

4.1 Das narrative Interview. Erzähl- und biographietheoretische Implikationen und ihre Kritik

Fritz Schütze hat das narrative Interview ab Mitte der siebziger Jahre im Rahmen einer Untersuchung zu kommunalen Machtstrukturen in Gemeinden entwickelt (Schütze 1977). Der handlungstheoretische und methodologische Bezugsrahmen des narrativen Interviews ist durch die phänomenologische Soziologie von Alfred Schütz und durch die Chicagoer Schule, insbesondere durch die Arbeiten von Georg Herbert Mead und Herbert Blumer, geprägt. Des Weiteren orientiert sich Fritz Schütze an den empirischen Forschungen der Chicagoer Schule, wie bspw. die Untersuchung von Thomas und Znaniecki über die polnischen bäuerlichen Einwanderer (Bohnsack 1993, 91).

Zentrale Prämissen¹ der von Schütze entwickelten Erzähltheorie sind die Annahmen, dass Erzählungen die Erfahrungen im Lebensablauf wiedergeben und dass jeder Mensch über eine Alltagskompetenz des Erzählens verfügt, die er durch „interaktive Einübung [...] in früher Phase der Ontogenese“ (Schütze 1984, 80) erworben hat. Die soziologische Analyse muss sich, so Schütze, diese Alltagskompetenz zu Nutze machen und Erzählungen generieren. Stegreiferzählungen kommt ein besonders zentraler Stellenwert zu, weil diese die erlebten Erfahrungen in einem hohen Maß vergegenwärtigen.²

Greift ein Individuum auf den Modus der Stegreiferzählung zurück, um seine erlebten Erfahrungen einem Gegenüber nahe zu bringen, so gerät es nach Schütze in Zugzwänge des Erzählens,³ den Gestaltschließungs-, den Kondensierungs- sowie den Detaillierungszwang: Das Individuum muss eine angefangene Geschichte zu Ende erzählen und ihre „Gestalt“ schließen, die Geschichte muss auf die wesentlichen Ereignisse zusammengefasst und kondensiert werden und dabei doch so detailliert erzählt werden, dass sie der bzw. die Zuhörende nachvollziehen kann (vgl. vor allem Schütze 1982). Diese Zugzwänge führen dazu, dass sich der oder die Erzählende in die Selbstläufigkeit des Erzählens verstrickt und so auch über Erlebnisse und Erfahrungen spricht, die er oder sie eigentlich nicht thematisieren wollte. Dabei ist „die narrative Erfahrungsrekapitulation [...] nicht auf die interaktive Dynamik und Gesprächsorganisation der kommunikativen Situation, in der das Handlungsschema des narrativen Interviews stattfindet, zurückzuführen“ (Schütze 1984, 79). Nur „allgemeine Merkmale von Erfahrungsstücken und Erfahrungszusammenhängen sind [...] von den imaginierten und/oder faktischen Reaktionen des zuhörenden Forschers als Interaktionspartner mitbestimmt“ (ebd.). Anders

ausgedrückt: Das, was *erzählt* wird, ist für Schütze im Gegensatz zu den Argumentationen und Evaluationen unabhängig von dem oder der Interviewenden (vgl. dazu auch Schütze 2001).

Ab den achtziger Jahren wendet Schütze das narrative Interview auch auf die Biographieforschung⁴ an und formuliert in der Folgezeit seine Theorie des Erzählens weiter aus: Auf Grund der genannten Zugzwänge rekapituliert der oder die Erzählende seinen Lebensablauf so, wie er bzw. sie diesen erfahren hat. Die lebensgeschichtliche Erfahrung wird genau in jenen Aufschichtungen, Relevanzen und Fokussierungen nachgebildet, wie sie für die Identität des Individuums fundamental und damit auch handlungsleitend ist. Schütze geht also einerseits von einer Homologie von Erzähl- und Erfahrungskonstitution aus, auf die ich weiter unten zurückkommen werde. Andererseits nimmt er an, dass das Individuum im Laufe seines Lebens eine fixe Identität ausbildet, deren Entwicklung es in der autobiographischen Stegreiferzählung rekapituliert.

Zentrales Kernstück der Erzähl- und Biographietheorie sind die „kognitiven Figuren“ des autobiographischen Stegreiferzählens, sie bilden die elementaren Ordnungsbausteine des Erzählens.⁵ Im Folgenden werde ich diese Figuren erläutern. Die erste bezeichnet Schütze als „Biographie- und Ereignisträger“. Der oder die Erzählende führt sich zu Beginn der autobiographischen Stegreiferzählung als Handlungsträger ein und nimmt im Laufe der Erzählung immer wieder auf sich selbst Bezug. Die Ereignisträger der Biographie sind meist Interaktionspartner und -partnerinnen des bzw. der Erzählenden, dies können aber auch bestimmte Gegenstände bspw. ein Auto oder kollektive soziale Einheiten wie ein Arbeitskollektiv bzw. -team oder eine Freizeitgemeinschaft sein.

Als zweite Figur bestimmt Schütze die „Erfahrungs- und Ereignisverkettung“, welche für die Biographieanalyse zentral ist. Erfahrungen und Ereignisse werden durch vier spezifische Verknüpfungsformen verbunden, die sich zu übergreifenden „Prozeßabläufen des Lebenslaufs“ verdichten. Die erste Prozessstruktur bezeichnet er als „biographisches Handlungsschema“: Das Individuum erfährt sich als aktiv handelnd und planend. Eine andere Prozessstruktur ist das „institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte“: Das Individuum erlebt sich in Bezug auf den gesellschaftlichen „Erwartungsfahrplan“, dass heißt dem traditionellen „Prozediertwerden“ durch Familienzyklus und Berufsbiographie als rechtzeitig, verzögert, beschleunigt, gescheitert etc. Davon unterscheiden sich „Verlaufskurven“, d.h. das Individuum erfährt sich als die Handlungsfähigkeit und Kontrolle über die eigene Biographie verlierend. Und schließlich kann er bzw. sie auch Ereignisse bzw. Teile der Biographie als „Wandlungsprozesse“ erfahren.

Die Strukturierung der Erzählung erfolgt durch „Markierer“ und „Rahmenschaltelemente“, sie ermöglichen dem Erzählenden den Wechsel zwischen den

verschiedenen Erfahrungsmodalitäten sowie eine Segmentierung der Erzählung in Ober- und Untereinheiten. Für die Analyse dieser Segmentierung unterscheidet Schütze zwischen Suprasegmenten, Segmenten und Subsegmenten sowie Erzählketten, dominanten und rezessiven Erzähllinien und Hintergrundkonstruktionen (vgl. Anhang).

Die dritte kognitive Figur ist der „soziale Rahmen“: Das Individuum muss seine Geschichte in einen sozialen Kontext einfügen, wenn die Erzählung plausibel werden soll. Meist erfolgt deshalb am Anfang einer Lebensgeschichte eine Verortung in Lebensmilieus und sozialen Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse. Darüber hinaus hat jede Lebenserzählung eine „Gesamtgestalt“ – die vierte Figur. Alle Elemente müssen zu einer biographischen Gesamtform zusammengefügt werden, was meist in Erzählpräambeln und Rekapitulation am Ende geschieht, der bzw. die Erzählende vermittelt so die Moral seiner Geschichte.

Die Zugzwänge des Erzählens und die kognitiven Figuren bewirken in ihrem Zusammenspiel die Geordnetheit der Stegreiferzählung. Diese kommt in folgenden Erscheinungen des Erzählvorganges zum Ausdruck: der Segmentierung des Erinnerungs- und Darstellungsstroms in Erzähleinheiten; der hierarchisierenden Einordnung der Erzählgegenstände in dominante und rezessive Erzähllinien; Ankündigungen und Ergebnissicherungen der allgemeinen Erfahrungsqualität des Dargestellten und schließlich der Beurteilung der Erzählgehalte für die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte und der Veränderung der Identitätskonstruktion des Individuums. Letztere erfolgen meist in der Diskursform Argumentieren.

Das Konzept der kognitiven Figuren bildet auch den Rahmen für die Auswertung der autobiographischen Stegreiferzählungen. Im Mittelpunkt der Auswertung steht die Rekonstruktion und Analyse der Prozessstrukturen des Lebensablaufs. Dabei geht Schütze davon aus, dass diese Strukturen ähnlich wie die biographische Gesamtform dem oder der Interviewten nur teilweise reflexiv zugänglich sind, sie bleiben ihm oder ihr meist „mehr oder weniger verborgen“ (Schütze 1995, 129), sind aber in den Erzählungen präsent und können somit in der Analyse rekonstruiert werden.

Die Bedeutung, die für Schütze Erzählungen im Gegensatz zu anderen Diskursformen wie Berichten, Argumentieren, Beschreiben haben, schlägt sich in seiner Auswertungsmethode nieder: Im ersten Analyseschritt, der „formalen Textanalyse“, werden alle nicht narrativen Sequenzen gestrichen und anschließend die narrativen Teile nach ihren formalen Strukturelementen (suprasegmentale, segmentale und subsegmentale Gliederung, Textsorte) und dem thematischen Verlauf gegliedert. Daran schließt sich als zweiter Schritt die „inhaltlich-strukturelle Beschreibung“ an. Hier erfolgt eine detaillierte „Line-by-line-Interpretation mit dem Ziel,

die biographischen Ereignisse in ihrer dargestellten Verkettung und die sich ändernde Haltung des Erzählers in diesen Ereignissen, der Lebensgeschichte und zu sich selbst herauszuarbeiten“ (Dausien, 1996, 129). Das analytische Instrumentarium sind wiederum die kognitiven Figuren, insbesondere die Prozessstrukturen.

In der „analytischen Abstraktion“, dem dritten Schritt, werden die übergreifenden Dimensionen der biographischen Erfahrungsaufschichtung aufgedeckt und auf dieser Grundlage die biographische Gesamtformung im Sinne der lebensgeschichtlichen Abfolge der maßgeblichen Prozessstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis hin zur gegenwärtig dominanten Prozessstruktur sichtbar gemacht. Der vierte und abschließende Schritt, die „Wissensanalyse“, bezieht die eigentheoretischen und argumentativen Textsegmente ein und analysiert diese in Bezug zu den narrativen Teilen auf Inkonsistenzen und Brüche in der Lebensgeschichte. Die Evaluationen werden von Schütze nicht als konstitutive Bestandteile der Erzählung gefasst, in der Analyse dienen sie dazu, die Selbsttäuschungen und Verschleierungen (Schütze 1984) des bzw. der Erzählenden aufzudecken. In dieser Hinsicht unterscheidet Schütze zwischen der „biographischen Thematisierung“ der Lebensgeschichte, die vom Erzählenden intendiert ist, und der „biographischen Gesamtform“, die dem Individuum häufig nicht bewusst und nur dem oder der Forschenden zugänglich ist.

Nachdem ich die wichtigsten Annahmen des narrativen Interviews sowie seine Auswertung erläutert habe, werde ich im Folgenden meine Kritik an den erzähltheoretischen Prämissen des narrativen Interviews formulieren: Sie richtet sich ersten gegen die Annahme einer Homologie von Erfahrung und Erzählung, die eng mit Schützes Identitätskonzept verknüpft ist, dem ich mich im zweiten Schritt zuwende. Mit dem Identitätskonzept geht drittens eine Überbewertung der referentiellen Funktion des Erzählens gegenüber der evaluativen Funktion einher. Abschließend und viertens wende ich mich der Rolle des bzw. der Interviewenden für die Konstitution der Stegreiferzählung zu.

Damit komme ich zu meinem ersten Kritikpunkt: Schützes Annahme, dass in einer autobiographischen Erzählung „der lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom in erster Linie ‘analog’ durch die Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf wiedergegeben wird“ (Schütze 1984, 78). Diese „Homologiethe“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 138) beruht darauf, dass Schütze von einer temporalen und sachlichen Verbindung von Erzählung und Erfahrung ausgeht. Der Erzählvorgang beruht auf einem zeitlichen Aufeinanderbezogensein von Erfahrung und Erzählung: Das Individuum macht Erfahrungen nacheinander, auch in der Erzählung werden die erlebten Ereignisse und Erfahrungen in eine sukzessive Reihenfolge gesetzt. Schütze setzt diese temporale Wechselwirkung von Erfahrung und Erzählung mit einer

sachlichen Korrelation gleich und nimmt an, dass die Abfolge der erzählten Ereignisse mit der tatsächlichen Sukzession identisch wäre (Koller 1993; Nassehi 1994). Diese Annahme muss jedoch auf Grund neuerer Forschungen zum Erzählen revidiert werden (vgl. auch Michel 1985; Bude 1985; Bohnsack 1993 und Sill 1996).

Im ersten Kapitel habe ich mit Bezug auf die Erzählforschung gezeigt, dass das Individuum aus der Gegenwartsperspektive erzählt und sich von diesem Standpunkt aus seiner Vergangenheit zuwendet. Dies bestreitet auch Schütze nicht, er geht davon aus, dass die aktuelle Prozessstruktur des Lebensablaufs, in der sich das Individuum zum Zeitpunkt des Interviews befindet, seine Perspektive auf die Vergangenheit mitbestimmt. Jedoch sind die vergangenen Prozessstrukturen unterhalb der aktuellen präsent und können analytisch separiert werden. Ich stimme Schütze dahingehend zu, dass das Individuum im Prozess des Erzählens seine erlebten Erfahrungen rekapituliert. Ich gehe jedoch auf Grund der neueren Erkenntnisse zur Konstitution von Identität davon aus, dass das Individuum in der Erzählsituation jeweils auf unterschiedliche Erlebnisse und Erfahrungen zurückgreift und diese auf eine neue Art und Weise verknüpfen kann. Bedeutsam für die Auswahl der Ereignisse und Erfahrungen sind die aktuellen und zukünftigen Identitätsprojekte, deren „Wurzeln“ aus der Perspektive des Individuums in seiner Vergangenheit liegen. Und, so drückt es Heiner Keupp pointiert aus, „wenn man zu einem Projekt nicht die passende Vergangenheit hat, so muss man sie eben erfinden“ (Keupp et al. 2002, 195). Damit ist nun nicht gemeint, dass sich das Individuum seine Vergangenheit immer wieder neu erfindet, stattdessen ist davon auszugehen, dass das Reservoir an Erfahrungen so reich und vielfältig ist, dass sich darin immer das Passende finden lässt. Bei der Verknüpfung von Ereignissen und Erfahrungen geht es demnach um die geeignete Auswahl aus dem Reservoir.

Die Homologie von Erlebtem und Erzähltem ist letztendlich eine „unnachweisbare Behauptung“ (Sill 1996, 279), welche, so Oliver Sill, „die kategoriale Differenz zwischen Erlebtem und Erzähltem nicht recht zur Kenntnis nehmen will“ (ebd.). Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Darstellung und Dargestelltem müssen drei Ebenen unterschieden werden (Michel 1985, 39): Die erste Ebene ist die Handlung bzw. das Ereignis zum Geschehenszeitpunkt, die zweite die kognitive Operation, in der das Ereignis zu einer Geschichte verarbeitet wird, und die dritte die Sprechhandlung. Bereits bei der kognitiven Verarbeitung des Ereignisses zu einer Geschichte, schlagen sich die im ersten Kapitel dargestellten kulturellen Regeln und Normen des Erzählens nieder. Nur in dieser kognitiven Verarbeitung als Narration sind Erfahrungen als Erinnerungen zugänglich. Davon zu differenzieren ist die Sprechhandlung. In einer konkreten Erzählsituation ver-

folgt der oder die Erzählende eine bestimmte Absicht wie bspw. Mitleid zu erregen oder unterhalten zu wollen, die in die Konstitution des Dargestellten eingeht.

Schützes Annahme der Homologie von Erfahrung und Erzählung beruht neben den beschriebenen erzähltheoretischen Prämissen auf seinem Identitätskonzept, meinem zweiten Kritikpunkt. Das Individuum macht alltäglich eine Fülle von routinisierten und neuen Erfahrungen (vgl. 1. Kapitel), dieser „gelebte Erfahrungsstrom“ kann natürlich nicht in einer autobiographischen Stegreiferzählung rekapituliert werden. Schütze geht nun davon aus, dass das Individuum genau die Erfahrungen in der Erzählung wiederholt, die für seine „Identitätsentwicklung“ (Schütze 1984, 79) zentral sind. Anders ausgedrückt: Im Erzählablauf findet eine Fokussierung auf das „identitätskonstituierende Interaktionsgeflecht“ (ebd.) statt. Dabei lassen sich verschiedene Prozessstrukturen des Lebensablaufs differenzieren, in denen sich die Identität des Individuums verändert und weiter entwickelt hat. Diese Entwicklung wird in ihrer chronologischen Abfolge in der lebensgeschichtlichen Erzählung rekapituliert, indem sich der bzw. die Interviewte beim Erzählen dem „Erfahrungsstrom“ überlässt, der entsprechend dieser Erfahrungsaufschichtung geordnet ist.

Schütze geht also von einem „Ideal-Ich mit einer kontinuierlichen biographischen Identität (aus)“ (Bude 1985, 332). Dieses Identitätskonzept muss entsprechend neuerer Untersuchungen zur Konstitution von Identität modifiziert werden. Identität, an diesem Punkt ist Schütze zuzustimmen, wird vor allem narrativ hergestellt. Jedoch bildet das Individuum keine fixe Identität aus, die es „hat“, Identität muss immer wieder narrativ rekonstruiert werden. In Anlehnung an meine Darlegungen zur Konstruktion von Biographie und Geschlecht im ersten Kapitel könnte man diesen Vorgang auch als Doing Identity oder „Identitätsarbeit“ (Keupp et al. 2002, 190) bezeichnen.⁶ Dabei lassen sich zeitanalytisch retro- und prospektive Identitätsarbeit differenzieren. In einem lebensgeschichtlichen Interview leistet das Individuum vor allem retrospektiv reflexive Identitätsarbeit und rekonstruiert seine aktuellen biographischen Kernidentitäten. Diese Kernidentitäten sind „eine Ideologie von sich selbst“ (ebd., 229) und notwendig, um Handlungsfähigkeit zu erzeugen.⁷

Auf Grund seines Identitätskonzepts vernachlässigt Schütze die Bedeutung der evaluativen Funktion des Erzählens gegenüber der referentiellen (Koller 1993). Die evaluative Funktion besteht darin, die Einstellung des Erzählenden zu den dargestellten Erfahrungen, also auf das, worauf die Erzählung referiert, anzuzeigen. Schütze bezieht sich in seiner Analyse vor allem auf die erzählten Erfahrungen, separiert sie von den Evaluationen und kontrastiert beides zum Abschluss der Analyse. Lebensgeschichtliches Erzählen ist jedoch „nie nur ein Abbild des tatsächlichen Lebensgeschehens, sondern immer auch ein Vorgang der Sinnpro-

duktion, ein Versuch dem tatsächlichen Lebensgeschehen einen Sinn hinzuzufügen, indem es in einer bestimmten Weise erzählt wird“ (Koller 1993, 37). Anders ausgedrückt: Erzählen ist weniger eine Rekapitulation erlebter Erfahrungen als eine Bedeutungsproduktion, die in Interaktion mit der sozialen Welt erfolgt.

Damit komme ich zum letzten Kritikpunkt, der Bedeutung des bzw. der Interviewenden für die autobiographische Stegreiferzählung. Ich habe argumentiert, dass das Erzählen von Geschichten in konkreten Situationen und mit bestimmten Motiven erfolgt und sich an einen oder eine Zuhörende wendet. Diese drei Aspekte bestimmen mit, was erzählt wird. In der Situation des narrativen Interviews trägt der bzw. die Interviewende auf der einen Seite die sozialen und kulturellen Regeln, eine Lebensgeschichte zu erzählen, an die oder den Interviewte(n) heran. Er bzw. sie repräsentiert eine „soziale Kontinuitätsforderung“ (Jureit 1999, 90; Bohnsack 1993). Das heißt, das befragte Individuum muss, will es dieser Forderung entsprechen, Brüche in seiner Lebensgeschichte reflektieren und als sinnvoll ausweisen, muss angefangene Geschichten zu Ende erzählen und seiner Lebensgeschichte eine Moral bzw. einen Sinn verleihen.⁸ In dieser Hinsicht ist das lebensgeschichtliche Interview eine Erhebungsmethode, die tendenziell darauf angelegt ist, biographische Illusionen hinsichtlich der eigenen Vergangenheit zu erzeugen (Bourdieu 1990).⁹ Dies halte ich nicht für ein Defizit der Methode, denn, so habe ich argumentiert, biographische (Kern-)Narrationen sind immer eine „Ideologie“ über das Selbst, jedoch muss dieses Phänomen reflektiert und in der Auswertung der lebensgeschichtlichen Erzählungen berücksichtigt werden.

Diese gewichtigen Einwände gegen die theoretischen Implikationen des narrativen Interviews bedeuten nicht, dass mit dem methodischen Instrumentarium nicht gearbeitet werden kann. Die kognitiven Figuren versteht Schütze nicht nur als Konstruktionsprinzipien von Erzählungen, sondern darüber hinaus als solche des „subjektiven Welt- und Selbstbezugs, sowohl in der Modalität der narrativen Rekonstruktion und Darstellung als auch im persönlichen Erleben selbst“ (Dausien 1996, 112). Anders ausgedrückt: Zwischen Erfahrung und Erzählung besteht eine strukturelle Analogie, die Konstitution von Erfahrung erfolgt narrativ. Schütze liefert in seinen Arbeiten sowohl Argumente dafür, dass es sich bei dem Verhältnis von Erfahrung und Erzählung um einen Homologie als auch um eine strukturelle Analogie handelt.¹⁰ Knüpft man an die Annahme einer strukturellen Analogie an, die durch die verschiedenen Untersuchungen aus der Narrationspsychologie und der Biographieforschung als fundiert angesehen werden kann, so bieten die kognitiven Figuren ein praktikables Analyseinstrumentarium, mit dem sich der Aufbau von Narrationen entschlüsseln lässt. Zugleich sind jedoch Modifizierungen der vier beschriebenen Auswertungsschritte notwendig, die ich im dritten Abschnitt, in dem ich zusammenfassend mein methodisches Vorgehen beschreiben werde, vornehme.

4.2 Prämissen der Untersuchung und Forschungsfragen

Die Fragen dieser Untersuchung lassen sich analytisch in drei Forschungskomplexe gliedern. Im Folgenden werde ich zunächst die Prämissen, die dem jeweiligen Bereich zu Grunde liegen, zusammenfassen und anschließend die übergreifenden Forschungsfragen formulieren.

In der vorliegenden Untersuchung gehe ich davon aus, dass ein lebensgeschichtliches Interview eine soziale Praxis der Rekonstruktion von Biographie und biographischer Identität ist. Das narrative Interview stellt für den Interviewten¹¹ eine Gelegenheitsstruktur dar, sein ganzes Leben zu erzählen. In einer lebensgeschichtlichen Erzählung entwirft ein „erzählendes Ich“ ein „erzähltes Ich“ (Sill 2000, 126). Die Konstruktion des „erzählten Ich“ vollzieht sich in der Perspektive der Lebenszeit mit dem Ziel, dem eigenen Leben einen Sinn sowie eine kohärente Identität zu geben. In modernen Gesellschaften und ihrer kulturellen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit ist das „erzählte Ich“ ebenso wie das „erzählende Ich“ immer ein geschlechtliches Ich. In einer lebensgeschichtlichen Erzählung rekonstruiert das Individuum dementsprechend auch seine soziale Geschlechtszugehörigkeit. Ich habe argumentiert, dass die soziale Konstruktion von Männlichkeit in einer doppelten Relation erfolgt: gegenüber Weiblichkeit und in Bezug auf anderen Männlichkeiten. Auf Grund der großen Bedeutung, die Geschlecht für die Konstituierung der sozialen Welt hat, gehe ich davon aus, dass die Identitätskonstruktion eines Individuums eine geschlechtsgebundene Konstruktion ist. Zugleich bezieht sich das Individuum hinsichtlich der Identitätskonstruktion auf andere soziale Kategorien wie Milieu/ Klasse, Generation, Region etc.

Diese Prämissen liegen dem ersten Komplex von Forschungsfragen zu Grunde, den ich „Die biographische Rekonstruktion von Identität und Geschlecht“ nenne. Die zentralen Fragen lauten: Wie rekonstruiert der Interviewte in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung eine kohärente biographische Identität? Wie reproduziert der Interviewte in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung seine soziale Geschlechtszugehörigkeit? Wie bezieht er sich auf Weiblichkeit und andere Männlichkeiten, in welchen Bezugssystem stehen diese beiden Dominanzstrukturen der Männlichkeitskonstruktion zueinander? Auf welche gesellschaftlichen Konstruktionen von Identität und Geschlecht bezieht sich der Interviewte, wie werden diese individuell bearbeitet und performativ umgesetzt?

Damit komme ich zum zweiten Forschungskomplex, der sich auf die Bedeutung des bzw. der Interviewenden in diesem Konstruktionsprozess richtet. Ich gehe davon aus, dass eine lebensgeschichtliche Erzählung immer in Interaktion mit dem bzw. der Zuhörenden entsteht. Im narrativen Interview ist der bzw. die Interviewende ein „Co-Produzent“ (Moller et al. 2002, 10) der Lebensgeschichte

und damit der geschlechtsgebundenen biographischen Identität. Dabei kann man drei Gesichtspunkte unterscheiden: Zum einen entwickelt der Interviewte bereits im Vorfeld Vorstellungen über die Interviewsituation – inklusive der Motive, Fragen, Haltungen des bzw. der Forschenden. Er antizipiert, was von ihm erwartet wird, und macht sich Gedanken über seine eigenen Erwartungen an eine solche nicht alltägliche Situation, denn das Erzählen der „ganzen“ Lebensgeschichte ist im Alltag eher ungewöhnlich.

In der konkreten Interviewsituation sind zweitens die sozialen Zugehörigkeiten des bzw. der Interviewenden bedeutsam, weil der Befragte hierauf Bezug nimmt und die eigenen Annahmen hinsichtlich der Erwartungen konkretisiert. Er adressiert seine Erzählung an diese konkrete Person. Hinsichtlich der sozialen Zugehörigkeiten spielt die Geschlechtszugehörigkeit eine zentrale Rolle in der Interaktion. In der modernen Kultur der Zweigeschlechtlichkeit gibt es einen Zwang zur kategorialen Identifizierung. Ich gehe davon aus, dass die Geschlechtszugehörigkeit von beiden Interviewpartnern in der Interaktion hergestellt und gegenseitig validiert werden muss.

Davon lässt sich drittens die direkte Interaktion im Interview differenzieren. Das narrative Interview konstituiert sich als eine Kette aufeinander bezogener Sprechhandlungen: „auf a (1) folgt b (1), auf a (2) b (2) usw.“ (Welzer 1995, 191). Es ist also ein „Dialog“ (ebd.). Alle drei Aspekte schaffen eine spezifische Interaktionsstruktur, die das, was erzählt wird, und wie es erzählt wird, mitkonstituieren.¹²

Aus diesen Annahmen ergeben sich für den zweiten Forschungskomplex, den ich „Die dialogische Struktur des narrativen Interviews“ genannt habe, folgende zentrale Forschungsfragen: Wie setzt sich der Befragte zum bzw. zur Interviewenden in Bezug und wie wirkt der bzw. die Interviewende als Co-Produzent bzw. Co-Produzentin der Lebensgeschichte? Welche Bedeutung hat die soziale Geschlechtszugehörigkeit des bzw. der Forschenden für die Rekonstruktion der Biographie und einer geschlechtsgebundenen Identität?

Der dritte Forschungskomplex bezieht sich auf die individuellen und gesellschaftlichen Veränderungsprozesse von Männlichkeitskonstruktionen in der DDR und Ostdeutschland. Das Geschlechterverhältnis in der DDR kann als ein spezifisches Spannungsverhältnis zwischen männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter beschrieben werden. Durch den Staat werden vielfältige Veränderungen zur Integration von Frauen in die Erwerbsarbeit und damit zur Gleichberechtigung von Frauen auf den Weg gebracht. Gleichzeitig wird die kulturelle und soziale Dominanz der – männlich konnotierten – Produktionssphäre einschließlich des Militärs über die – weiblich konnotierte – Reproduktionssphäre reproduziert. Die männliche Hegemonie in Staat und Gesellschaft gerät unter Spannung, erodiert jedoch nicht.

Ich gehe davon aus, dass das Geschlechterverhältnis als eine der zentralen Strukturdimensionen der sozialen Welt im Handeln der Individuen konstruiert und reproduziert wird und dabei auch transformiert werden kann. Dieser Prozess der Konstruktion, Reproduktion und Transformation des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses kann unter Berücksichtigung der Eigenlogik des Mediums anhand individueller Lebensgeschichten analysiert werden, denn die „Besonderheit lebensgeschichtlichen Erzählens besteht darin, daß in ihrem Rahmen die Dialektik von autobiographischer Konstruktion und sozialer Konstitution einen Konkretheitsgrad erreicht, der sich in anderen sprachlichen Darstellungen so nicht wiederfindet“ (Alheit & Dausien 1985, 72).

Der dritte Forschungskomplex, den ich „Männlichkeitskonstruktionen in der DDR und Ostdeutschland“ genannt habe, umfasst folgende zentrale Forschungsfragen: Wie positionieren sich die befragten Männer im Geschlechterverhältnis der DDR? Wie werden die aus der Spannung zwischen männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter folgenden Ambivalenzen und Widersprüche erfahren und bewältigt? Auf welche gesellschaftlichen Konstruktionen von Männlichkeit bezieht sich der Interviewte? Welche Veränderungsprozesse haben sich in dieser Hinsicht seit der politischen Wende 1989 vollzogen?

4.3 Untersuchungsgruppe und methodisches Vorgehen

Die Interviews der Untersuchung sind – wie bereits in der Einleitung erwähnt – von Studierenden der Soziologie und mir im Rahmen des genannten Lehrforschungsprojektes geführt worden. Das Sample der Untersuchung setzt sich aus Männern zusammen, die zwischen Mitte der fünfziger bis Mitte der sechziger in der DDR geboren sind und zum Zeitpunkt des Interviews in Ostdeutschland leben. Diese Auswahl resultiert aus der Fragestellung des Lehrforschungsprojektes, in deren Mittelpunkt der Zusammenhang von Erwerbsarbeit und Identitätskonstruktionen stand.

Im Vorfeld der Datenerhebung haben wir uns anhand von statistischem Material einen Überblick verschafft über die Qualifikationsstruktur dieser Geburtsjahrgänge sowie die Erwerbsverläufe in der DDR und nach der Wende. Bei der Auswahl der Interviewpartner ging es weniger um Repräsentativität, die in einem qualitativen Forschungsprojekt von vornherein nicht zu erreichen ist, als darum, ein möglichst breites Spektrum an unterschiedlichen Erwerbsbiographien zu erfassen.

Die Interviewpartner stammen aus dem persönlichen Umfeld der Studierenden. Sie kommen überwiegend aus den Bundesländern Brandenburg, Berlin und Sachsen-Anhalt. Auch ich habe meine Interviewpartner entsprechend der genannten Kriterien durch gezieltes Ansprechen gefunden. Meine Auswahl ist darüber hi-

naus von der Idee des theoretischen Samples geleitet worden (Strauss 1999). Das heißt, das Sample wird nicht von vornherein festgelegt, sondern anhand der ersten Interviews werden erste Hypothesen gebildet, welche die weitere Auswahl der Interviewpartner leiten. So habe ich nach den ersten Interviews Männer mit spezifischen biographischen Konstellationen gesucht und befragt. Insgesamt haben wir in der Zeit von Januar bis April 1999 27 Männer interviewt.¹³

Hinsichtlich des höchsten Bildungsabschlusses gliedert sich das Sample wie folgt: acht Männer haben einen Facharbeiterabschluss, drei einen Meistertitel, drei weitere einen Fachschul- und zehn einen Hochschulabschluss. Damit sind im Sample anteilig mehr Männer mit Fach- und Hochschulabschlüssen vertreten als Facharbeiter. Die Auswahl der Interviewpartner ist anhand des ersten Berufsabschlusses erfolgt, die meisten der Männer mit einem höheren Abschluss haben diesen in der Erwachsenenqualifikation erworben, denn nur fünf Männer haben das Abitur in der Schule absolviert. Dieses Phänomen verweist bereits auf die Komplexität der Berufswege der Interviewpartner. Zum Zeitpunkt des Interviews sind die befragten Männer in folgenden Verhältnissen erwerbstätig: fünfzehn sind angestellt, drei freiberuflich, vier selbständig und zwei erwerbslos. Ein Überblick über die Altersverteilung des Samples sowie über aktuelle Erwerbs- und Familiensituation findet sich im Anhang. Dort sind auch die jeweiligen Ausbildungs- und Berufsverläufe aller Interviewpartner, sowie die regionale und soziale Herkunft und die Familienbiographien nachzulesen.

Bei der ersten Kontaktaufnahme mit den Interviewpartnern haben wir sie gebeten, ihre Lebensgeschichte für ein universitäres Projekt über Biographien von ostdeutschen Männern zu erzählen, für das uns ihre Erlebnisse und Erfahrungen nach der Wende, aber auch ihre Lebenserfahrungen in der DDR interessieren. Die Datenerhebung ist in Form von narrativen Interviews erfolgt, dabei hat sich die Durchführung der Interviews nach dem von Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal formulierten Ablauf gerichtet (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997; 2000), den ich im Folgenden kurz darlege.

Das narrative Interview verläuft in vier Phasen: Zu Beginn des Interviews, der ersten Phase, erläutert der bzw. die Forschende das Anliegen der Untersuchung. Dabei werden nur soviel Informationen wie unbedingt notwendig gegeben, um den Interviewten nicht von vornherein auf das Relevanzsystem der Forschung festzulegen. Nach der Projektvorstellung wird der Interviewte gebeten, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Die „Erzählaufforderung“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 140) erfolgt so offen wie nur möglich, damit der Interviewte alles das aus seinem Leben erzählt, was für ihn von Bedeutung ist.

Der Erzählaufforderung folgt in der zweiten Phase des Interviews die „autonom gestaltete Haupterzählung“ des Befragten, auch „Eingangserzählung“ (ebd.)

genannt. Während dieser Haupterzählung, die das Kernstück des narrativen Interviews ist, hält sich der bzw. die Interviewende absolut zurück und überlässt die Regie der Erzählung ganz und gar dem Interviewten, damit dieser selbst seine Lebensgeschichte strukturiert und ihr eine „Gestalt“ verleihen kann. Zugleich wird die Aufmerksamkeit beim Zuhören durch parasprachliche Elemente wie bspw. „hm“, „aha“ zum Ausdruck gebracht. Bei Stockungen im Erzählfluss werden nur solche Fragen gestellt, die zum Fortfahren motivieren (Rosenthal 1995).

Hat der Interviewte seine Eingangserzählung abgeschlossen, was mit einer entsprechenden Begrenzung geschieht, werden in der dritten Phase erzählgenerierende Nachfragen gestellt. Dieser Teil des Interviews ist in zwei Abschnitte untergliedert: Zunächst werden Unklarheiten in der Lebensgeschichte, die sich für den bzw. die Interviewende(n) beim Zuhörenden ergeben haben, geklärt und anschließend externe Nachfragen, die sich aus dem jeweiligen Forschungskontext ergeben, gestellt. Als letzte und vierte Phase erfolgt der Interviewabschluss in dem der Befragte um ein Statement hinsichtlich seiner persönlichen Sicht auf den Interviewverlauf gebeten wird.

Die Interviews dieser Untersuchung sind in etwa mit der folgenden Erzählauforderung eröffnet worden: „Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. Sie können sich dazu soviel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später noch einmal eingehen werde“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 141). Im Anschluss an die Nachfragen, die sich aus der gehörten Lebensgeschichte ergeben haben, sind Fragen anhand eines offenen Leitfadens gestellt worden. Dieser Leitfaden hat narrative Nachfragen zu folgenden Bereichen umfasst: Kindheit und Herkunftsfamilie; Arbeitserfahrungen in der DDR, in der Zeit der Wende und in der Gegenwart; allgemeine Erfahrungen in der Wendezeit; familiäre Situation und familiäre Arbeitsteilung sowie Freizeitinteressen und -aktivitäten.

Die Interviews haben meist eineinhalb bis zweieinhalb Stunden gedauert, einige aber auch über zwei Termine verteilt bis zu vier Stunden. Fast alle Interviews sind in der Wohnung des jeweils befragten Mannes geführt worden, einige wenige am Arbeitsort (6). Die Transkription aller Interviews ist entsprechend den von Gabriele Rosenthal formulierten Regeln erfolgt (Rosenthal 1995). Hinsichtlich der Anonymisierung haben wir uns für folgenden Modus entschieden: Die Namen der Interviewten sowie aller im Interview namentlich benannten Personen sind anonymisiert. Um die regionale Verortung der Lebensgeschichten nicht zu zerstören, wie dies durch die Benennung der Orte durch Buchstaben – A-Stadt etc. – geschieht, sind die realen Orte durch entsprechende Orte in der Region ersetzt worden. Dies gilt nicht für Berlin, da es keine entsprechende Stadt gibt.

Die Bearbeitung des empirischen Materials ist in Form von Einzelfallanalysen erfolgt. Von den 27 Interviews konnten 24 in die Auswertung einbezogen werden. Aus diesen Interviews habe ich ein theoretisches Sample (Strauss 1999) erstellt, das heißt, es werden die Interviews ausgewählt, die sich hinsichtlich der Forschungsfragen als besonders aussagekräftig erweisen. Insgesamt sind fünfzehn umfassende Einzelfallanalysen erarbeitet worden.¹⁴ Die verbleibenden Interviews habe ich anhand der erarbeiteten Schlüsselkategorien (s.u.) unter spezifischen Fragestellungen analysiert und Teilanalysen angefertigt.

Entsprechend meiner Kritik an der Methodik zur Analyse von Lebensgeschichten habe ich an der Auswertungsmethode von Fritz Schütze (Schütze 1984) zentrale Modifizierungen vorgenommen, die daraus resultieren, dass ich nicht von einer sachlichen Korrelation von Erfahrung und Erzählung ausgehe. Ich habe argumentiert, dass in einer lebensgeschichtlichen Erzählung nicht davon ausgegangen werden kann, dass der damalige „Erfahrungsstrom“ rekapituliert wird, sondern dass Ereignisse und Erfahrungen aus der Gegenwartsperspektive in einen (neuen) Zusammenhang gesetzt und gedeutet werden. Ausgehend von dieser Prämisse habe ich die lebensgeschichtliche Erzählung fortlaufend interpretiert anstatt wie Schütze zunächst alle nicht-narrativen Textteile zu streichen. Schütze kontrastiert zum Abschluss seiner Analyse die narrativen mit den argumentativen Passagen, um die Inkonsistenzen in der Selbstdarstellung und Brüche in der Lebensgeschichte zu finden. Er geht davon aus, dass dem Erzählenden die Prozessstrukturen seines Lebenslaufs und die biographische Gesamtform nur teilweise reflexiv zugänglich sind, sie bleiben ihm bzw. ihr meist verborgen. Im Gegensatz dazu habe ich die Evaluationen und Argumentationen von Anfang an in die Analyse einbezogen, geht es mir doch darum, die Konstruktion von lebensgeschichtlicher Kohärenz und Kontinuität sowie der biographischen Identität zu rekonstruieren.

Konkret ist die Auswertung in folgenden Schritten verlaufen: Im ersten Schritt, *der formalen Textanalyse*, ist das Interview nach seinem thematischen Verlauf und formalen Gesichtspunkten sequenziert worden. Diese formalen Kriterien – Segmente; Erzähllinien; Textsorte – habe ich im ersten Teil nur kurz dargelegt. Zum besseren Verständnis dieses begrifflich komplizierten Instrumentariums und zur leichteren Lektüre der folgenden Fallanalysen befindet sich im Anhang ein Glossar, in dem die verwendeten Kategorien erläutert sind. Im zweiten Schritt, *der inhaltlich-strukturellen Beschreibung*, ist die Eingangserzählung detailliert Zeile für Zeile interpretiert worden mit dem Ziel, die Verknüpfung der biographischen Ereignisse zu analysieren und die Haltung des Erzählers zu diesen Ereignissen sowie zu seiner Lebensgeschichte insgesamt und zu sich selbst herauszuarbeiten. Das analytische Instrumentarium für diese Erarbeitung sind die kognitiven Figuren insbesondere die Ereignis- und Erfahrungsverkettung. Entsprechend meiner

Untersuchungsprämissen habe ich auch die Interaktion zwischen Interviewten und Interviewenden interpretiert. Um die „Ereignisstruktur der Interaktion“ (Welzer 1995, 193) angemessen interpretieren zu können, habe ich die Protokolle der Interviewsituation und persönliche Daten zur Person des bzw. der Interviewenden einbezogen. In der *analytische Abstraktion*, dem dritten Schritt, habe ich die übergreifenden Dimensionen der geschlechtsgebundenen Identitätskonstruktion analysiert und rekonstruiert, wie der befragte Mann seinem Leben in der Erzählung Bedeutung gibt und Kontinuität sowie Kohärenz hergestellt.

Um die Fälle vergleichen zu können, habe ich sie „kodiert“. Diese Kodierung folgt methodisch der Idee der Grounded Theory von Barney Glaser und Anselm L. Strauss (Strauss 1999; Kluge & Kelle 1999). Ziel der Grounded Theory ist es, im Gegensatz zu quantitativer Forschung in der deduktiv gewonnene Hypothesen am empirischen Material überprüft werden, theoretische Ideen aus dem empirischen Material zu generieren. Die Grounded Theory folgt demnach einer abduktiven Forschungslogik. „Kodieren“ meint die Entwicklung von Kategorien und Hypothesen aus dem empirischen Material heraus. Das heißt, es erfolgt eine ad hoc Kodierung des Datenmaterials, nach der ein Kategorienschema aufgebaut wird. Dieser Kodierprozess speist sich zugleich aus dem Kontextwissen des bzw. der Forschenden. Der Prozess des Kodierens verläuft zunächst sehr offen und geht im Laufe der Analyse zunehmend selektiv voran. Zum Abschluss dieses Prozesses werden eine oder mehrere „Schlüsselkategorien“ formuliert, für die jeweils „Dimensionen“ und „Eigenschaften“ (Subkategorien) heraus gearbeitet werden, sowie das Verweisungsgeflecht, in dem die Dimensionen zueinander stehen.

Das Kodieren des Materials ist parallel zur Einzelfallanalyse unter dem Fokus erfolgt, wie in der lebensgeschichtlichen Erzählung Identität und Geschlecht rekonstruiert wird. Während die Kodierung in der *formalen Textanalyse* noch sehr offen verlaufen ist, ist sie während der *strukturell-inhaltlichen Beschreibung* immer feiner geworden. Am Ende der *analytischen Abstraktion* standen die Kategorien der biographischen Konstruktion von Männlichkeit. Diese fallinhärenten Kategorien sind im fortlaufenden Auswertungsprozess zu den anderen Fällen in Bezug gesetzt und Schlüsselkategorien formuliert worden. Durch den fortlaufenden Fallvergleich ist ein zunehmend klarer werdendes Bezugssystem hinsichtlich der biographischen Konstruktion von Männlichkeit erarbeitet worden.

5. Wie Männlichkeit und Identität biographisch „gemacht“ werden Zwei Fallrekonstruktionen

Im folgenden Kapitel werde ich anhand von zwei miteinander kontrastierender Fallanalysen¹ mein methodisches Vorgehen darstellen. Aus dem Sample habe ich das Interview mit Dieter Schulz und das Interview mit Sven Frodhin ausgewählt. Folgende Gründe haben diese Fallauswahl motiviert: Zum Ersten handelt es sich um Interviews, die jeweils mit einer ausführlichen Eingangserzählung beginnen und sich deshalb besonders gut eignen, die narrative Herstellung von biographischer Identität und sozialem Geschlecht zu rekonstruieren und zu analysieren. Zum Zweiten kontrastieren die beiden Fälle hinsichtlich der Berufsbiographien erheblich, dies gilt sowohl hinsichtlich des Erwerbsverlaufs in der DDR als auch nach der politischen Wende 1989. Drittens bestimmt die Fallauswahl, dass das Interview mit Dieter Schulz von einer Interviewerin und das mit Sven Frodhin von einem Interviewer geführt wurden.

Im Mittelpunkt der Fallanalysen stehen entsprechend der im letzten Kapitel formulierten Forschungskomplexe nachstehende zentrale Fragen: Wie stellt der Interviewte eine kohärente biographische Identität her und wie verleiht er seinem Leben Sinn? Wie rekonstruiert der Interviewte Männlichkeit? Auf welche gesellschaftlichen Konstruktionen von Identität und Geschlecht greift er in seiner Erzählung zurück und wie setzt er sie performativ ein? Entsprechend meiner Argumentationen in den vorangegangenen Kapiteln, dass für die Darstellung einer Lebensgeschichte die narrative Form konstitutiv ist und dass sie immer in Interaktion mit dem bzw. der Interviewenden hergestellt wird, richtet sich das Augenmerk der Analyse auch auf die Fragen, wie der Interviewte seine Lebensgeschichte formal rekonstruiert und wie er sich auf den bzw. die Interviewende bezieht. Die Fragen aus dem dritten Forschungskomplex werden in den beiden Fallrekonstruktionen bereits angeschnitten, ihre systematische Beantwortung erfolgt jedoch erst im Kontext des Fallvergleichs in den darauf folgenden Kapiteln.

Da die Analyse eines Interviews sehr umfangreich ist, kann sie im Folgenden nur zusammenfassend dargestellt werden. Im ersten Teil wende ich mich der Lebensgeschichte von Dieter Schulz zu, im zweiten Teil analysiere ich die Lebensgeschichte von Sven Frodhin. Im Anschluss an die Fallanalysen werden mittels des Vergleichs die Schlüsselkategorien der biographischen Konstruktion von Männlichkeit formuliert.

Die Darstellung der Fälle erfolgt, soweit dies möglich ist, im historischen Präsens. Hinsichtlich der Zitierweise habe ich mich zu folgendem Modus entschlossen: Ich

habe alle regionalsprachlichen Einfärbungen ins Hochdeutsche übertragen, alle parasprachlichen Phänomene entfernt und gravierende grammatikalische Fehler korrigiert. Die Zeichensetzung folgt der Sprachmelodie und richtet sich *nicht* nach den Regeln der Grammatik. In vielen Monographien wird als Begründung für eine wortwörtliche Zitierweise, die alle „äh“, „hm“ usw. beibehält, die Authentizität angegeben. Diese Authentizität ist jedoch nicht gegeben, denn zum einen ist die Transkription der Hörgestalt vom Tonband bereits eine Interpretation, zum anderen wird das Zitat immer aus dem Kontext des gesamten Interviews herausgenommen. Darüber hinaus unterscheiden sich mündliche und schriftliche Sprache sehr stark, weshalb ich mich für die Darstellung des empirischen Materials zu einer Angleichung der mündlichen an die schriftliche Sprache entschlossen habe. Hinter den Zitaten sind jeweils die Seite und Zeilen des Interviewtranskripts angegeben.

5.1 Unermüdliches und aktives Engagement für eine bessere Gesellschaft. Eine Entwicklungs- und Bekenntnisgeschichte (Dieter Schulz)

Das gut zweistündige Interview mit Dieter Schulz wird im Februar 1999 von einer Interviewerin geführt. Der Kontakt kommt durch die Vermittlung einer Familienangehörigen von ihr zustande. Die Interviewerin ist Mitte 30 und Mitarbeiterin in der Universität. Dieter Schulz erklärt sich nach einer telefonischen Anfrage ohne Umschweife zu dem Interview bereit, welches im Ortsbüro der PDS in Gardelegen stattfindet. Zu Beginn erläutert die Interviewerin kurz das Projekt und versichert dem Interviewpartner die Anonymisierung der Daten. Dieter Schulz hingegen entgegnet, dies sei nicht notwendig, jeder könne seine Lebensgeschichte erfahren. Wie sich im Verlauf der Interpretation zeigen wird, ist diese Aussage zentral für die Charakteristik der Lebensgeschichte.

Die Eingangserzählung, auf die ich mich in der folgenden Analyse konzentriere, dauert knapp eine Stunde, das gesamte Interviewtranskript umfasst 48 Seiten. Die Darstellung der Fallanalyse folgt dem formalen Aufbau der Eingangserzählung, welche in drei Suprasegmente untergliedert ist: „Kindheit und Schule“ (1/8-2/10), „Berufliche Entwicklung und Berufsarbeit als ‘Stellvertreter Landwirtschaft’“ (2/10-5/8) und „Beruflich-politischer Werdegang nach der Wende“ (8/31-21/32). Ich werde jeweils zum einen den Inhalt des Suprasegments zusammenfassen, wichtige Stellen zitieren und interpretieren. Es werden nur die Lesarten ausgeführt, die für die weitere Interpretation bedeutsam sind. Zum anderen analysiere ich die formale Konstruktion der Erzählung, dabei greife ich auf die von Schütze entwickelte Begrifflichkeit zurück (vgl. Glossar).

Kindheit und Schule

Das erste Suprasegment ist wiederum in drei Segmente aufgeteilt: „Geburt und Herkunft“, „Übernahme des Hofes und LPG-Gründung“ und „Schulzeit“. Im ersten Segment führt sich Dieter Schulz als Biographieträger ein: *„Ja, mein Name ist Dieter Schulz. Ich bin 1954, am 28. Januar, geboren“* (1/8). Der Beginn ist im Vergleich mit anderen Interviews ungewöhnlich formal. Atypisch ist auch die Nennung des vollen Namens. Diese formale Darstellung, so meine Lesart, verweist darauf, dass Dieter Schulz das Interview als ein offizielles Gespräch versteht, und damit in Zusammenhang stehend, dass er für die folgende Geschichte mit seinem Namen einsteht.

Anschließend werden die Eltern als Erlebnisträger vorgestellt: *„Mein Vater ist zu dem damaligen Zeitpunkt ein Übersiedler gewesen. Nach dem Kriege nach Schlesien gekommen, haben ihre Hofstelle aufgegeben und hat sich hier als Spänner in einer Bauernfamilie niedergelassen“* (1/8-11). Ungewöhnlich an dieser Vorstellung des Vaters ist das Wort „Übersiedler“. Der offizielle Ausdruck in der DDR für Menschen, die im Zuge des zweiten Weltkrieges ihre Heimat verlassen und sich in Deutschland eine neue Existenz aufbauen müssen, ist „Umsiedler“, in der BRD werden sie „Vertriebene“ genannt. Obwohl das Wort Umsiedler den historischen Tatbestand der Vertreibung bereits abschwächt, benutzt Dieter Schulz die Formulierung „Übersiedler“, welche, so meine Lesart, den Zwangscharakter noch stärker relativiert. Übersiedlung verweist eher auf einen freiwilligen Akt.

Darüber hinaus wird die Geschichte des Vaters äußerst verknüpft erzählt, was sie auf den ersten Blick etwas wirr erscheinen lässt. Der Vater scheint im Krieg zunächst an der Front gewesen zu sein, weshalb er nach dem Krieg nach Schlesien zurückkam. Anschließend muss er die Hofstelle aufgeben, die die Familie wahrscheinlich besitzt, dies wird nur implizit durch das „ihre Hofstelle“ sichtbar, und in die Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) umsiedeln. Dort hat er sich als „Spänner“, anders ausgedrückt: Pferde knecht, „niedergelassen“. Auch diese Formulierung verstärkt den freiwilligen Charakter des Prozesses. Über die soziale Position des Vaters in Polen erzählt Dieter Schulz nichts. Dies gilt auch für die Familie des Vaters, also die Großeltern von Dieter Schulz. Der Vater wird mit der Vorstellung als „Spänner“ als ein mittelloser Landarbeiter in die Lebensgeschichte eingeführt. Die Mutter stellt Dieter Schulz als *„gelernte Kindergärtnerin, Altmärkerin, Tochter eines Ziegeleiarbeiters“* (1/11-12) vor. Durch diese Einführung der Eltern verortet er sich sozial in einer bäuerlich-proletarischen Familie.

Im zweiten Segment „Übernahme des Hofes und LPG-Gründung“ berichtet Dieter Schulz über die Umstände, die zur Übernahme eines Bauernhofes durch die Eltern führen und über die darauf folgende LPG-Gründung: Mitte der fünfziger Jahre erhalten die Eltern von der Kreisverwaltung Gardelegen den Auftrag, die

Bewirtschaftung eines landwirtschaftlichen Betriebs zu übernehmen. *„Es war ein Betrieb, der Anfang der fünfziger Jahre von Bauern im Dorf Berge, die diese Entwicklung nicht mitmachen wollten, über Nacht und Nebel den Hof verlassen haben“* (1/15-17). Die Formulierung „über Nacht und Nebel“ beinhaltet eigentlich zwei sprachliche Floskeln: „über Nacht“ und „bei Nacht und Nebel“. Die Floskeln sind neu zusammengesetzt und verstärken gegenseitig die Dramatik der Flucht. Als Motiv der Flucht gibt Dieter Schulz an, dass sie „diese Entwicklung“ nicht mitmachen wollen. Welche Entwicklung dies ist, sagt er nicht. Wahrscheinlich nimmt er an, dass die Interviewerin weiß, worum es sich handelt. Er bezieht sich auf die Kollektivierung der Landwirtschaft.² Ab 1952 werden die ersten landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) auf Initiative von Landarbeitern und Landarbeiterinnen sowie Neubauern und Neubauerinnen gegründet. Zwei Jahre später setzt eine, nun staatlich forcierte, verstärkte Kollektivierung der Landwirtschaft ein. Vor dieser „Entwicklung“ sind die Besitzer geflüchtet.

Die Eltern werden gemeinsam mit einem Onkel und einer Tante von der „Kreisverwaltung [...] beauftragt diesen Hof [...] zu bewirtschaften“ (1/17-18). Das „beauftragt“ könnte darauf verweisen, dass die Eltern sich nicht aktiv um den Hof beworben haben, sondern, dass sie möglicherweise einen „Parteiauftrag“ erhielten. Ein solcher Parteiauftrag wäre eine Ehre, zugleich kann man sich ihm aber nur schwerlich entziehen. So enthält er auch eine Dimension des Zwangs. Warum gerade seine Eltern für diese Aufgabe ausgesucht werden, bleibt offen. Dieter Schulz schließt sofort mit der weiteren „Entwicklung“ an: *„aus diesem Betrieb ist dann Ende fünfzig die LPG Berge gegründet worden“* (1/8-19).

Indem Dieter Schulz nach der sachlichen Feststellung, dass die LPG gegründet wurde, fortfährt *„in dieser Zeit bin ich dort in dieser Entstehung als Kind zwischen Hof und Feld mitaufgewachsen“* (1/1-21), bleiben die Umstände der LPG-Gründung offen. Das „gegründet worden“ ist eine grammatikalische Passivkonstruktion und kann auch so gelesen werden, dass die Eltern und Verwandten einen Auftrag – möglicherweise wiederum von der Kreisverwaltung – erhalten haben, die LPG zu gründen. Über die genauen Umstände der Kollektivierung erzählt Dieter Schulz nichts weiter. Er schließt das zweite Segment ab, indem er feststellt, dass er in dieser „Entstehung“ aufgewachsen ist und beginnt im dritten Segment über seine Schulzeit zu erzählen.

In diesem Segment berichtet er über die Zeit und den Ort der Einschulung und den täglichen Schulweg mit dem Bus. *„Bin gemeinsam mit meiner ein Jahr älteren Schwester Katrin dort eingeschult, weil sie meiner Hilfe bedürfte, bedarf damals. Sie ist mit fünf Jahren am Herz operiert worden. Ich muss sagen, sie lebt heute nicht mehr. Und gemeinsam hat meine Schwester mit mir den Schulweg beschritten von der 1. bis zur 10. Klasse“* (1/23-27). Nur kurz verweist Dieter

Schulz auf den späteren Tod der Schwester. Das Wort „beschritten“ wirkt in diesem Zusammenhang etwas seltsam. Es kann darauf verweisen, dass ein institutionell vorgegebener Weg beschritten wurde, kann aber auch mit Bezug auf die herzkrankte Schwester als Hinweis auf einen Leidensweg gelesen werden, den beide gemeinsam „beschritten“ haben. Mit der Argumentation, dass die Schwester seiner Hilfe bedurfte, verweist er darauf, dass er sich zehn Jahre lang um seine kranke Schwester kümmert und somit recht früh für einen anderen Menschen Verantwortung übernimmt.

Über seine Schulzeit erzählt er folgende Geschichte: *„Ein Lehrer, der Lehrer hat [...], bisschen spaßig, unsere Schrottsammelkasse geklaut und ist über Nacht, hat versucht in den Westen zu flüchten“* (1/28-30). Das „bisschen spaßig“ könnte bedeuten, dass der Diebstahl der Kasse nicht der Fluchtanlass ist, sondern dass der Lehrer in den Westen „flüchtet“ und zusätzlich die Klassenkasse stiehlt. Mit dem „bisschen spaßig“ verweist Dieter Schulz darauf, dass sich diese Geschichte heute vielleicht lustig anhört, damals aber ein Drama gewesen ist: Für die Kinder könnte die „Schrottsammelkasse“ viel bedeutet haben. Durch den Diebstahl sind sie von ihrem Lehrer, der Vertrauens- und Autoritätsperson, verraten worden. Wie bei der Flucht der Hofbesitzer greift Dieter Schulz auf die dramatisierende Floskel „über Nacht“ zurück.

Er berichtet, dass auf Grund dieses Fluchtversuches alle Kinder in eine andere Schule, die sich in der nächst größeren Stadt befindet, umgeschult werden und beschreibt diese neue Schule. An diese Beschreibung schließt sich das Subsegment „Politisches Engagement“ an. In diesem berichtet er, wiederum sehr kurz und bündig, über seine Mitgliedschaft und Aktivitäten in der Pionierorganisation und später der FDJ: *„Bin Jungpionier geworden und bin in der Schule den Weg dann auch beschritten zum Thälmannpionier. Ich bin dann in der 8. Klasse Mitglied der FDJ geworden“* (1/33-2/2).

Wiederum benutzt er das Wort „beschritten“, welches in diesem Kontext auch etwas Feierliches und Pathetisches hat. Es könnte darauf hindeuten, dass er stolz darauf ist, diesen Weg gegangen zu sein. Er argumentiert: *„[Ich] muss sagen, [ich bin] auch in der Schule schon durch Elternhaus politisch auch erzogen [worden]“* (2/2-3). Wiederum scheint etwas sprachlich zusammengezogen zu sein: In der Schule haben die Eltern nichts zu suchen, es müsste eigentlich heißen „während der Schulzeit“. Das Zusammenfallen von Schule und Elternhaus hinsichtlich der politischen Erziehung könnte auf die DDR-Strukturen verweisen, in der die Erziehung stärker der Schule oblag. Er wird aber nicht nur von der Schule, sondern auch von den Eltern politisch erzogen. Das „auch schon“ verweist darauf, dass sich die Erziehung im Elternhaus später in der Schule fortsetzen wird.

Er berichtet, dass er Mitglied im „FDJ-Schulrat [...] und Mitglied auch der Delegiertenversammlung des Kreises Gardelegen [war]“ (2/4-5). Das heißt, im Rahmen der FDJ-Arbeit übernimmt er hohe Funktionen auf Schul- und Kreisebene. Nachdem er seine Funktionen in der FDJ aufgezählt hat, berichtet er über seine sportlichen Aktivitäten im schulischen und außerschulischen Bereich. Er spielt sowohl Fußball als auch Handball. „[Ich] bin heute dort aktiv, auch in der damaligen Sportgemeinschaft Traktor-Bismark Sport getrieben. Aktiv also als Fußballer und Handballer“ (2/9-10). An dieser Stelle greift er auf die Gegenwart vor: Immer noch ist er ein aktiver Sportler und immer noch treibt er in der gleichen Gemeinschaft Sport. Dieser Verweis kann als Ausdruck der hohen Bedeutung, die die regionale Gemeinschaft für ihn hat, gelesen werden. Er korrespondiert mit dem Hinweis, dass er in einer großen Familie „mitaufgewachsen“ ist, also auch in der Familie Teil einer Gemeinschaft ist. Mit der Evaluation, immer noch aktiv Sportler zu sein, endet das Suprasegment „Kindheit und Schule“.

Im ersten Suprasegment, so kann man feststellen, verortet sich Dieter Schulz sozial in einer bäuerlich-proletarischen und politisch in einer sozialistisch orientierten Familie. Auffällig ist, dass er nur wenige Sätze über seine Herkunftsfamilie erzählt. Kurz berichtet er über seine Schulzeit und thematisiert in diesem Kontext seine politische Erziehung und sein politisches Engagement vor allem im Rahmen der FDJ-Arbeit. Da über Kindheitserlebnisse, Freunde, Zensuren etc. nichts erzählt wird, lässt sich die Annahme formulieren, dass Dieter Schulz in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung sein politisches Engagement fokussiert und andere Lebensbereiche nur am Rande erzählen wird. Möglicherweise ist dieses Engagement für seine biographische Identität zentral.

Diese Fokussierung erklärt auch die Auswahl der Geschichten: Die Flucht der Hofbesitzer und die Flucht des Lehrers. In beiden Fällen wird durch die Art der Thematisierung nahe gelegt, dass die Personen vor der Verantwortung geflohen sind. Setzt man dazu seine Erzählung über die herzkrankte Schwester in Bezug, für die er bereits mit sechs Jahren Verantwortung übernimmt, so lässt sich vermuten, dass ein Thema der Lebensgeschichte die Übernahme von Verantwortung ist. Außerdem könnte die Verortung in regionalen Gemeinschaften für seine Identitätskonstruktion eine hohe Bedeutung haben.

Berufliche Entwicklung und Berufstätigkeit als 'Stellvertreter Landwirtschaft'

Das zweite Suprasegment umfasst den beruflichen Werdegang bis zu den Kommunalwahlen im Mai 1990 und ist in sechs Segmente strukturiert: „Berufsausbildung einschließlich Studium und Praktikum“, „Politische Funktionen im Studium“, „Praktikum“, „(Jüngster) Abteilungsleiter und Kreistagsmitglied“, „Bilanz der Arbeit in der DDR“, „Parteischule und Parteimitgliedschaft“. Im ersten Segment berichtet Dieter Schulz chronologisch über seine beruflichen Entwicklung: 1970 beginnt er eine dreijährige Berufsausbildung zum Agrotechniker mit Abitur in Letzlingen. *„Habe meine Frau dort auch in der Lehre kennen gelernt“* (2/15-16). Über die näheren Umstände der Bekanntschaft erzählt er nichts. Mit diesem kurzen Bericht verweist er auf seine spätere Heirat und positioniert sich im Interview als heterosexueller Ehemann.

„Nach drei Jahren habe ich den Facharbeiterbrief eines Agrotechnikers erhalten, habe mein Abitur erhalten. Abitur, Facharbeiter mit eins und Abitur mit zwei abgeschlossen“ (2/16-18). Die ausführliche Darstellung der Abschlüsse kann so gelesen werden, dass er stolz auf das Erreichte ist. Dies gilt auch bezüglich seiner Herkunft aus einer bäuerlich-proletarischen Familie, für die ein solcher Bildungsweg nicht typisch ist. Zugleich könnte die Nennung der Abschlüsse darauf verweisen, dass Bildung und berufliche Abschlüsse eine hohe Bedeutung für ihn haben. Er berichtet, dass er sich noch während der Lehrausbildung erfolgreich für ein Studium zum Agraringenieur an der Karl-Marx-Universität Leipzig beworben hat.

Kurz verweist er darauf, dass er vor dem Studium, seinen Wehrdienst bei der NVA absolvierte. *„Ich habe aber dann mich überzeugen lassen, Soldat auf Zeit für drei Jahre zu werden“* (2/21). Dieter Schulz leistet anstatt des gesetzlich festgelegten Mindestwehrdienstes von 18 Monaten einen dreijährigen Wehrdienst. Zu dieser Entscheidung musste er von außen überzeugt werden. Diese von außen an ihn herangetragene Pflicht wird von ihm in eine eigene Entscheidung transformiert: *„habe ich mich überzeugen lassen“*, die zugleich ihren Zwangscharakter offenbart.³ Von wem ihm diese Entscheidung nahe gelegt wird, berichtet er nicht. Möglicherweise geht er davon aus, dass die ostdeutsche Interviewerin weiß, wie die Rekrutierungspraktik in der DDR verlaufen ist. Stattdessen folgt eine längere Argumentation, die sich auf eine weit verbreitete Meinung bezieht, dass für ein Studium ein dreijähriger Armeedienst Voraussetzung war. Er betont, dass dies bei ihm nicht der Fall gewesen sei. Ziel dieser Argumentation ist es, deutlich zu machen, dass der Staat keinen Zwang auf junge Männer allgemein und auf ihn im Besonderen ausübt, indem er eine Studienzulassung von einem längeren Wehrdienst abhängig macht. Gleichwohl steht diese Argumentation in einem Spannungsverhältnis zu dem erfahrenen Druck, der auf ihn ausgeübt wird, damit er einen

längeren Wehrdienst leistet. In diesem Kontext nennt er auch den Einsatzort: das Wachregiment Felix Dzierzynski. Dies ist eine Einheit, die unmittelbar dem Ministerium für Staatssicherheit unterstellt ist.

Nach dieser Argumentation stellt er lapidar fest, dass er seinen Wehrdienst „eben absolviert [hat]“ (2/27). Der Armeedienst scheint eher eine lästige Pflicht gewesen zu sein, die er hinter sich bringen musste, um dann sein Studium absolvieren zu können. Das Studium, so lässt sich interpretieren, hat für ihn Priorität gegenüber der Armee. Bevor er über das Studium erzählt, fügt er, um seinen weiteren beruflichen Werdegang schlüssig erzählen zu können, in einer Hintergrundkonstruktion seine politischen Aktivitäten während der Lehrzeit ein. Er nennt die verschiedenen Funktionen, die er im Rahmen der FDJ übernimmt. Unter anderem ist er „auch als Lehrling und als FDJler auch Delegierter schon des Deutschen Bauernkongresses damals in Leipzig [...] als einziger Agrotechniker-Lehrling damals aus dem Kreis Gardelegen“ (2/29-3/2). Im Kontext seiner Funktionen macht er auf seine besondere Position aufmerksam: Er ist der Einzige, der schon während der Lehre zum Bauernkongress delegiert wird, also die anderen – älteren – auch repräsentiert. Insgesamt haben seine verschiedenen Funktionen „dazu beigetragen, na ja mein politisches Engagement, ich sage das auch, politisches Engagement in der FDJ, dass man 1972 mit mir ins Gespräch kam vom damaligen Rat des Kreises Gardelegen“ (3/2-5).

Die Sequenz liest sich wie ein Geständnis. Sein politisches Engagement hat dazu geführt, dass „man mit mir eine Vereinbarung, richtig schriftlich getroffen [hat], unter Beachtung einer perspektivischen Betreuung bis hin zu einem Führungskader des Rates des Kreises, mit der Zielstellung, dass ich mal Stellvertreter für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft des Rates des Kreises in Gardelegen werden sollte“ (3/7-10). Obwohl die Formulierungen „Gespräch“ und „schriftliche Vereinbarung“ auf einen Vertrag hinweisen, der unter gleichberechtigten Partnern geschlossen wird, stehen die Regeln fest und können nicht von ihm beeinflusst werden. „Unter Beachtung der perspektivischen Betreuung“, eine sprachliche Formulierung, die wohl in der Kaderpolitik der DDR verwendet wurde, bedeutet konkret, der „damalige Stellvertreter für Landwirtschaft Wolfgang Buch hat mit mir damals einen Vertrag abgeschlossen, eine Art Patenschaftsvertrag, dass man meinen Werdegang begleiten würde über Armee, Studium“ (3/10-13). Patenschaftsvertrag verweist nicht nur auf einen Vertrag, sondern auch auf ein hierarchisches Betreuungsverhältnis: Der Positionsinhaber übernimmt für den Jüngeren Verantwortung, leitet und begleitet ihn.

Mit diesem „Patenschaftsvertrag“ wird bereits in der Lehrzeit der weitere berufliche Werdegang von Dieter Schulz über viele Jahre festgelegt. Die Zukunft ist somit einerseits sicher und erwartbar, zum anderen aber auch klar von außen

geregelt. Dieter Schulz ist mit dieser Entwicklung, mit der für ihn ein erheblicher beruflicher und auch sozialer Aufstieg verbunden sein würde, einverstanden: „*Muss ich sagen, ich hab auch vollen Herzens dem zugestimmt*“ (3/7). Wiederum wirkt das „muss ich sagen“ wie ein Geständnis. Es kann zugleich dahingehend gelesen werden, dass er über seine Vergangenheit nachgedacht hat und die Resultate des Nachdenkens nun der Interviewerin mitteilt. Möglicherweise geht er aber auch davon aus, dass die Interviewerin ihm eine andere Motivation bspw. Karriere zu machen, unterstellen könnte und will dem entgegenwirken.

Insgesamt werden diese und ähnliche Floskeln sehr häufig benutzt. Sie verweisen implizit darauf, dass Dieter Schulz nichts verschweigt und ehrlich seine Geschichte erzählt. Durch diese Geständnisteknik wird sein beruflich-politischer Werdegang zugleich legitimiert, denn Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit sind anerkannte soziale Werte. Im Hinblick auf politische Karrieren werden in der bundesdeutschen Gegenwart gesellschaftlich die Personen eher akzeptiert, die sich kritisch mit ihrer Geschichte auseinandersetzen und nichts verschweigen im Gegensatz zu den so genannten Wendehälsen, die gesellschaftlich eher geächtet sind.

Am Ende der Hintergrundkonstruktion über seine berufliche Entwicklung steht eine lange Argumentation, die auf die Zukunft vorgreift. „*Ich muss auch sagen [...] es ist auch so geworden*“ (3/13). Ausführlich legt er dar, dass dieser Entwicklungsweg in der DDR nicht typisch ist: Zum einen wäre ein „*Kaderplan*“ (3/15) selten zu einem so frühen Zeitpunkt vereinbart worden, zum anderen sind sie meist nicht umgesetzt worden, da die Stellen letztendlich mit „*gestandenen Leuten*“ und nicht mit den „*jungen Leuten, die sich entwickelt haben dahin*“ (3/18) besetzt wurden. Implizit deutet er damit auf eine Generationshierarchie hin: Die Alten lassen die Jungen nicht aufrücken. Indem er nun ausführt, was der Realisierung eines „Kaderplanes“ alles im Wege stehen kann, macht er unausgesprochen auf seine besondere Position aufmerksam. Im Rahmen einer Geschichte über eine Rede eines hohen Bezirksfunktionärs legt er dann auch ausdrücklich dar, dass es „*der einzige Fall überhaupt im damaligen Rat des Bezirkes [war], dass ein Lehrling solch einen Weg gemacht hat*“ (3/18-19). Es lässt sich die Annahme formulieren, dass ein weiteres Thema der Lebensgeschichte die Einzigartigkeit bzw. Besonderheit seines beruflichen Weges ist.

Nach Abschluss dieser Argumentation schließt Dieter Schulz an die Chronologie der Lebensgeschichte an und fährt mit dem Studium fort, dem er sich nun ausschließlich unter dem Fokus seiner politischen Aktivitäten zuwendet. Er erzählt, dass er für verschiedene politische Funktionen auf Grund seines bisherigen politischen Engagements ausgewählt wird. Dadurch „*ist man auch dann aufmerksam geworden, auf Dieter Schulz und hat mit dem auch gleich Verhandlungen geführt*“ (3/31-33). Interessant sind zwei Aspekte: Das Wort „Verhandlung“ ver-

weist ein weiteres Mal darauf, dass es sich bei seinem politischen Engagement um eine Sache handelt, die zwischen Partnern ausgehandelt wird, die jeweils etwas in die Verhandlung einzubringen haben. Zugleich verwendet er eine grammatikalische Passivkonstruktion und in Bezug auf sich selbst die distanzierende dritte Person. Zu konstatieren ist eine Spannung zwischen der Verhandlung und der Passivkonstruktion. Gegenstand der Verhandlung ist die Funktion des „*Studienjahressekretärs*“ (3/33). Es könnte sein, dass er auf Grund der beruflich-politischen Förderung eine Fülle von Aufgaben und Funktionen übernehmen muss, die er nicht vorausgesehen hat, welche er aber auch nicht ablehnen kann, weil dies den beruflichen Werdegang in Frage stellen würde. In sofern kann man davon ausgehen, dass der „Kaderplan“ ihm zwar eine sichere berufliche Zukunft bietet, dass er aber auch seine Entscheidungsfreiheit einschränkt.

Der weitere Aufbau der Lebensgeschichte folgt zunächst der Chronologie: Er berichtet, dass er das Studium beendete und ein Praktikumsjahr in der LPG Miste absolviert. Dort ist er als Schicht- und Brigadeleiter eingesetzt. Die Darstellung dieses beruflichen Schrittes wird mit der zweimaligen Nennung des Titels und der Zensur abgeschlossen, was wiederum auf die hohe Bedeutung des Studienabschlusses hinweist. Um den weiteren beruflichen Werdegang schlüssig erzählen zu können, stellt er sein politisches Engagement in einer Hintergrundkonstruktion dar. Politisches Engagement und beruflicher Werdegang sind eng miteinander verknüpft, so dass man von einer beruflich-politischen Laufbahn sprechen kann. Erzähltechnisch werden also zwei Erzähllinien aufgebaut, wobei die berufliche die dominante ist. Da aber ohne die Kenntnis des politischen Engagements hier keine Schlüssigkeit zu erreichen ist, muss er dieses immer wieder in Form von Hintergrundkonstruktionen erzählen. Diese Hintergrundkonstruktionen bilden eine eigene, wenn auch rezessive Erzähllinie.

In der folgenden Hintergrundkonstruktion berichtet Dieter Schulz, dass noch während des Praktikums erneut „*Gespräche*“ (4/28) mit ihm geführt worden sind. Anstatt LPG-Vorsitzender in einer LPG zu werden, soll Dieter Schulz vor dem festgelegten Zeitpunkt beim Rat des Kreises eingesetzt werden, denn der bisherige Amtsinhaber, ist aus dem Amt ausgeschieden, einer der Abteilungsleiter aufgerückt und somit die Stelle eines Abteilungsleiters frei. In Bezug auf die LPG, der nun der Vorsitzende fehlen würde, resümiert er: „*Aber die Staatsmacht und die Besetzung der Ämter in der Staatsmacht ging eben vor*“ (5/6). Das heißt auch, die Staatsmacht bestimmt, wo er eingesetzt wird, er hat eigentlich keine Verhandlungsmacht, was er reflektiert: „*Und ich muss sagen, ich hab mich dann auch überzeugen lassen und bin da Abteilungsleiter geworden*“ (5/7-8).

Während Formulierungen wie „*Gespräche*“ und „*Verhandlungen*“ (5/3) seinen Entscheidungsspielraum betonen, scheint in anderen wie „überzeugen las-

sen“ der Pflicht auf, den einmal eingeschlagenen Weg fortsetzen zu müssen. Das bedeutet, er bringt sich selbst mit den Anforderungen, die der Staat an ihn stellt, in Übereinstimmung, letztendlich ist er von seiner Tätigkeit überzeugt. Explizit spricht er nicht über die Verpflichtungen, die ihm durch den einmal geschlossenen „Patenschaftsvertrag“ auferlegt werden. Er resümiert: *„Und habe als Jüngster in der Riege der Leitungskader, der Funktionsträger der, in der damaligen Abteilung Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft, als Abteilungsleiter eben die Geschicke geführt“* (5/8-10). Der Verweis auf sein Alter kann als eine Abgrenzung gelesen werden: Er ist der Jüngste und hat damit gegebenenfalls auch eine andere Einstellung als die Älteren. Er macht aber auch auf seine Besonderheit und das Ungewöhnliche seines Weges aufmerksam.

Anschließend fährt Dieter Schulz mit dem nächsten Schritt in seiner beruflichen Laufbahn fort:

„Zwei Jahre später bin ich zum Stellvertreter für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft und somit dann zum Mitglied des Rates des Kreises berufen worden durch den Kreistag Gardelegen und von da an, muss ich sagen, habe ich nicht nur direkt jetzt der Abteilung vorgestanden, sondern war Mitglied des Rates des Kreises. Das ist das oberste Leitungsgremium des damaligen Rat des Kreises gewesen, wo alle anderen Sachbereiche und Ratsbereiche dann vertreten waren [...] zweiundachtzig war auch die Kommunalwahl, habe auch in diesem Zusammenhang kandidiert gehabt mit dem Mandat der VdGB⁴, bin ich in den Kreistag mit eingezogen und war Mitglied des Kreistages und auch Mitglied des Rates des Kreises von 1982 an bis 1990“ (5/13-24).

Mit dem Aufstieg zum Leiters des Ratsbereiches sind weitere Funktionen verbunden: die Mitgliedschaft im Rat des Kreises, dem Führungsgremium dieser Verwaltung und die Position als Stellvertreter des Ratsvorsitzenden. An dieser Stelle ist zum besseren Verständnis der Berufskarriere eine Anmerkung zum Aufbau des Staatsapparates der DDR angebracht: Der Kreistag gehört in der DDR wie Stadtverordnetenversammlungen, Landtage etc. zu der gewählten Volksvertretung, deren höchstes Organ die Volkskammer ist. Der Rat des Kreises fungiert als das entsprechende ausführende Organ.⁵ Dieser ist in neunzehn Ratsbereiche auf gegliedert, wovon vier Bereichen eine so hohe Priorität zugemessen wird, dass deren Leiter zugleich als Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Kreises amtieren. Da der Bereich Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft zu diesen Bereichen gehört, hat Dieter Schulz eine solche Stellvertreterposition inne. Die Bezeichnung „Stellvertreter Landwirtschaft“ zieht seine Positionen als Stellvertreter des Ratsvorsitzenden und als Leiter der Ratsbereiches in einer verkürzten Form zusammen.

Wiederum hat er diesen Weg nicht selbst gewählt, sondern folgt einem Ruf und damit weiter seinem (Schicksals-)Weg. Darüber hinaus kandidiert er für den Kreistag und zieht so 1982 mit einem Mandat des Vereins für Gegenseitigen Bauernhilfe in den Kreistag ein. Die ausführliche, teilweise doppelte Nennung sowie

Betonung der Wichtigkeit der Funktionen kann daraus resultieren, dass er stolz auf das Erreichte ist. Sie kann aber auch dahingehend gelesen werden, dass ihm ein weiterer Aufstieg nicht offen steht: Mit 28 Jahren ist er am Ende seiner Karriereleiter angekommen, diese Tatsache verschwindet hinter der ausführlichen Darstellung des Erreichten. Abschließend verweist er darauf, dass er durchgängig bis 1990 in beiden Organen tätig gewesen ist, was auch bedeutet, dass er seine Tätigkeit nach der politischen Wende nur wenige Monate fortsetzen kann.

Im fünften Segment „Bilanz der Arbeit in der DDR“ resümiert Dieter Schulz die sieben Jahre seiner Tätigkeit als „Stellvertreter Landwirtschaft“. Der zeitliche Wechsel in eine Retrospektive verweist auf den Bruch in der Lebensgeschichte, der für ihn mit der Wende 1989 verbunden ist. Dieser Bruch macht es für ihn notwendig, sich mit seinem Leben auseinander zu setzen und bestimmt die Zuwendung zu diesem Teil seiner Geschichte in Form einer Bilanzierung. Innerhalb des Segments erzählt er chronologisch. Es beginnt mit einer Bewertung seiner Arbeit: *„Tja, in dieser Zeit habe ich gearbeitet, muss ich sagen, wir haben die Probleme der Landwirtschaft versucht auf Kreisebene zu lösen“* (5/25-26). Ausführlich stellt er dar, in welchem Zustand die Landwirtschaft zu Beginn seiner Amtsübernahme gewesen ist und wie dieser sich sukzessive im Laufe der achtziger Jahre verbessert, *„siebenundachtzig haben wir dort eine Kehrtwende [...] erreicht“* (6/1-3). Diese Kehrtwende wird erreicht durch *„mehr Eigenverantwortung und auch mehr Auflagen von, Kritik durch [den] Staat“* (6/3-4). In dieser Sequenz wird eigentlich ein Paradox formuliert, woraus sich die Frage ergibt, in welchem Verhältnis Eigenverantwortung – Auflagen – Kritik stehen.

Bei den Auflagen handelt es sich um die *„Plankennziffern“* (6/4), die in jedem Jahr vom Rat des Bezirkes verabschiedet werden und als verbindlich gelten. Damit verbunden sind *„gewisse Reglementierungen vom Bezirk über Kreis bis in die Betriebe“* hinsichtlich der *„Durchführung von bestimmten Maßnahmen in der Arbeit“* (6/7-9). Die Arbeit ist durch klare Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Bezirk und Kreis vorstrukturiert, sie repräsentieren den „Staat“. Trotzdem hat sich sein *„junges Leitungsgremium [...] gesagt, wir machen unseren Weg, und letztlich bisschen die Arbeit selber organisieren, weniger, na rein reden lassen haben wir uns schon, aber wir haben unsere Sache organisiert“* (6/9-12).

Dieter Schulz betont, dass er trotz der Kritik durch die übergeordneten Instanzen bei der Arbeitsorganisation seinen eigenen Weg geht, der darin besteht, die Arbeit selbst zu organisieren. Das „bisschen“ sowie das „rein reden lassen“ deuten darauf hin, dass die Handlungsspielräume begrenzt sind. Die Kehrseite der *„Wahrnehmung der Eigenverantwortung“* (6/12) ist nun, dass man auch bereit sein muss, *„nicht wenig Kritik einzustecken“* (6/14). Es zeigt sich, dass Eigenverantwortung und Kritik nicht im Widerspruch stehen: Eigenverantwortung zieht

zwar Kritik nach sich, wird aber trotzdem als Arbeitsorganisation beibehalten. Dass Eigenverantwortung per se Kritik nach sich zu ziehen scheint, verweist auf das starke Abhängigkeitsverhältnis. Die Beziehungsstruktur der über- und untergeordneten Gremien steht fest und kann nicht verändert werden.

Das Verhältnis zu den übergeordneten Gremien bewertet Dieter Schulz wie folgt:

„Sicherlich muss ich sagen, war auch dann auch ein Schmunzeln vom Rat des Kreises, vom Rat des Bezirkes, aber auch dann von der Parteileitung da, dass nun diese etwas jüngere Truppe in Gardelegen es geschafft hat, und wider besseren Wissens der Leute, die da rein geredet haben, bewiesen haben, dass es auch geht“ (6/27-7/2).

Zum einen wird deutlich, dass Dieter Schulz eine klare Differenz zwischen sich und seinem Arbeitskollektiv und allen anderen zieht. Diese Differenz verstärkt er, indem er sein Kollektiv als jung markiert (junges Leitungsgremium, jüngere Truppe). Damit werden die anderen implizit als alt gekennzeichnet. Zum anderen kommt zum Ausdruck, dass es neben all den beschriebenen Konfrontationen eine, wenn auch leise und nicht offen ausgesprochene Akzeptanz und Anerkennung der Arbeit der „jüngeren Truppe“ gibt. Wenn man über jemand schmunzelt, ist man nicht ernsthaft verärgert. Handelt es sich bei der eigenverantwortlichen Arbeitsorganisation und der darauf folgenden Kritik um ein unausgesprochenes Arrangement? Warum können die Arbeitsleistungen nicht öffentlich anerkannt werden?

Diese Paradoxie, dass auf gute Arbeitsleistungen Kritik folgt, resultiert aus einem gemeinsam geteilten Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, welches man als „der Plan als Befehl und Fiktion“ (Pirker et al. 1990) bezeichnen kann.⁶ Allen Beteiligten ist bewusst, dass der Volkswirtschaftsplan nicht erfüllt werden kann, dennoch wird er nicht in Frage gestellt, er hat den Status einer Anweisung, die nicht hinterfragt werden darf. Um die Planerfüllung zumindest so weit wie möglich zu gewährleisten, haben die Vorgesetzten von Dieter Schulz sein unkonventionelles Vorgehen inoffiziell gebilligt (schmunzeln), während sie es offiziell kritisieren.

Im Folgenden stellt Dieter Schulz dar, dass es innerhalb seines Arbeitskollektives keine hierarchischen Machtverhältnisse gibt. In Bezug auf die älteren Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen⁷ äußert er: *„gebaut habe ich immer auf meine älteren Sektorenleiter [...] Ich habe immer gesagt, eure Erfahrung, Leben im Beruf und der Elan der Jugend, das ist die richtige Mischung und so werden wir die Sache meistern“ (7/2-5).* Er betont mit dem Markierer: *„Das möchte ich auch sagen in Bezug auf meine Lebensgeschichte“ (6/32-33),* dass in seiner „jüngeren Truppe“, aber auch mit den LPG-Vorsitzenden, die ihm im Rahmen seiner Tätigkeit unterstellt sind, eine *„offene, kameradschaftliche Zusammenarbeit [herrschte]“ (6/33).*

Zum Abschluss des Segmentes schätzt er ein: *„Und in den letzten Jahren vor der Wende ging es relativ gesehen, auch wenn die DDR unterging, ging es in unserem Bereich voran und es waren mehr Fortschritte zu verzeichnen als in den,*

in den Anfängen [der] achtziger Jahre“ (7/7-9). Nochmals verweist er auf den Erfolg seiner Leitungstätigkeit. Das „relativ“ schränkt die Erfolge zugleich ein und verweist auf die Grenzen, die einem persönlichen Engagement gesetzt sind. Den Einwurf, dass die DDR unterging, lese ich so, dass der Untergang der DDR zum einen nicht mit seiner Arbeit im Staatsapparat zusammen hängt, auch wenn es in allen Bereichen bergab geht, in seinem Bereich geht es bergauf. Zugleich verweist der Einwand auf eine Differenz zwischen der offiziellen Wahrnehmung der DDR-Geschichte und seinen persönlichen Erfahrungen.

Der Bilanzierung der Arbeit in der DDR schließt sich ein weiteres Segment an. Bei einer Bilanzierung seiner bisherigen Erzählung: „so, das hatte ich, glaube ich“ (7/13), fällt Dieter Schulz ein, dass er noch ein Jahr Parteischule absolviert, das er zu seiner beruflichen Bildung zählt. Im sechsten Segment „Parteischule und Parteieintritt“ erzählt er, dass er nicht erster Sprecher, sondern nur Mitglied des Sprecherrates seiner Seminargruppe geworden ist. Die Ursachen dafür werden in ausführlichen Argumentationen dargestellt. Legitimationsbedürftig ist für ihn, dass er das erste Mal nicht per se die höchste politische Funktion erhält, eine Erfahrung, die er in den neunziger Jahren noch oft machen wird und die spezifischer Bewältigungsstrategien bedarf. In diesem Fall legitimieren die Regeln der Parteischule, für diese Positionen Leute aus der Praxis gegenüber Funktionären aus dem Staatsapparat zu bevorzugen, seine persönliche Degradierung.

In diesem Kontext bemerkt er, dass er bisher nicht erzählt hat, wann er in die SED eingetreten ist. An diesem Punkt greift er auf seine Kindheit zurück und erzählt über die sozialen Unterschiede im Dorf. „Auch in meiner Kindheit gab es soziale Unterschiede, die man auch uns spüren ließ als Kind, auch bis hin in die Schule, man spürte auch noch in den fünfziger Jahren, wer waren die Kinder der Großbauern, wer waren die hier nun als angefangen vom Landarbeiter oder Tagelöhner oder die Nicht-Bemittelten“ (7/29-33). Die sozialen Unterschiede im Dorf sieht er als Ursache für sein späteres politisches Engagement. Wichtig ist ihm eine klare Verortung in den unteren sozialen Schichten: „Wir waren in Berge nicht die Bemittelten, wir waren Vater als Landarbeiter, Mutter als Tochter eines Ziegeleiarbeiter“ (7/26-29). Wiederum wird im Kontext des Parteieintritts eine soziale Herkunft des Vaters entworfen, die dessen Vergangenheit in Polen ausschließt. Auch dass der Vater vom Landarbeiter zum LPG-Vorsitzenden aufgestiegen ist, bleibt außen vor. Die soziale Position der Mutter verortet er in diesem Kontext über den Beruf ihres Vaters, eine typische patriarchale Konstruktion, die den Beruf der Mutter, sie ist Kindergärtnerin, zum Verschwinden bringt. Bedeutsam ist für ihn die Herkunft der Mutter aus einer Arbeiterfamilie.

Im Folgenden baut er das Motiv der sozialen Herkunft für seinen Eintritt in die SED und die folgende beruflich-politische Karriere aus. Er greift hier auf das

Bild der Kinderclique um den Küchentisch der Familie zurück, das als eine verdichtete Situation verstanden werden kann und emotional sehr stark ist. „Wir waren fünf Geschwister, saßen wir dann am Tisch, [...] teilweise manchmal zehn, zwölf, die eben zu Schulz kamen auf den Hof und dann eben Butterbrot und Zucker aßen“ (8/4-6). Diese Kindheitserfahrungen führen für ihn geradewegs dazu, dass er „wirklich aus freien Stücken ehrgeizig Mitglied der SED werden wollte“ (8/6-9).

Er argumentiert, dass er „heute und damals ein Ideal [hatte]. Es muss eine bessere Gesellschaft geben als eine, die sich nur knallhart marktwirtschaftlich organisiert“ (8/10-11). Sein politisches Ideal gilt über die Vereinigung 1990 hinweg: In der DDR bezieht es sich auf eine alternative Gesellschaft in Abgrenzung zur marktwirtschaftlich organisierten Bundesrepublik, heute auf eine Alternative innerhalb dieser Gesellschaft. Mittels dieses politischen Ideals gelingt es ihm, eine Kontinuität in seinem Leben herzustellen, die zugleich seinen beruflich-politischen Werdegang in der DDR erklärt und legitimiert.

Ausführlich stellt er die Wahl seiner Bürgen⁸ für die Kandidatur in der SED dar, die für ihn damals Vorbilder gewesen sind und diskutiert in diesem Kontext seine Enttäuschung, dass einer der Bürgen seinen politischen Idealen nach der Wende nicht treu geblieben ist. Die sprachlich teilweise sehr verwirrende Argumentation lese ich als Ausdruck der Schwierigkeit, mit diesen Enttäuschungen umzugehen. Darüber hinaus stellt das Verhalten des einen Bürgen sein Festhalten an den Idealen in Frage und fordert zur Auseinandersetzung auf. Mit dieser Argumentation, die schon auf die Zeit nach der Wende vorgreift, schließt er seine Erzählung über den beruflich-politischen Entwicklungsweg ab: „Das vielleicht noch dazu, zu meinem Werdegang“ (8/30).

Fasst man das zweite Suprasegment zusammen, so kann man feststellen, dass Dieter Schulz in seiner Lebensgeschichte ausschließlich seinen beruflichen und politischen Werdegang thematisiert. Während die berufliche Entwicklung zunächst im Vordergrund steht, verschmelzen politische und berufliche Tätigkeit mit der Aufnahme einer Funktion im Staatsapparat. Erzählerisch setzt er einen klaren Bruch zwischen seinem beruflichen Werdegang in der DDR und seiner Berufskarriere nach der Wende. Hinsichtlich seiner politischen Ideale jedoch stellt er eine Kontinuität her, die von der Kindheit bis in die Gegenwart reicht. Es lässt sich die Annahme formulieren, dass er eine kohärente biographische Identität in Bezug auf seine politischen Ideale und Aktivitäten rekonstruiert, die eng mit seiner sozialen Identität verknüpft wird.

Beruflich-politischer Werdegang nach der Wende

Das dritte und umfangreichste Suprasegment ist in vier Segmente untergliedert: „Die Ratssitzung und der Verrat der Genossen“, „Die Kommunalwahl“, „Kandidatur zur Landtagswahl“ und „Arbeit im Landtag“. Im ersten Segment erzählt Dieter Schulz sehr detailliert über eine Sondersitzung des Rates des Kreises im Januar 1990, die er für seinen weiteren Werdegang als prägend markiert. Die Ratssitzung wird szenisch geschildert, ausführlich wendet er sich den Gefühlen zu, die sie bei ihm ausgelöst hat. Der Höhepunkt der Geschichte ist die Rede des Ratsvorsitzenden:

„Und [er] hat dann vor allen erklärt, wie bitter er enttäuscht ist, er wurde jetzt 60 im September, wie bitter er damals enttäuscht wurde durch die Partei, durch die SED, was alles in den letzten zwei Monaten oder drei Monaten alles offenbart wurde. Er ist jämmerlich enttäuscht. Er kann es nicht mehr. Er lebt und da hat er damals unter Tränen sein SED-Dokument auf den Tisch [gelegt]: Er tritt aus der Partei aus. Und hat dann da seine Rechtfertigung irgendwie, noch, muss ich sagen, bis heute, richtig zur Show gestellt“ (9/10-15).

Dem Parteiaustritt des Ratsvorsitzenden schlossen sich – ebenfalls unter Tränen – 16 der 19 Ratsmitglieder an, die er teilweise mit Namen und Funktionen benennt.⁹ Indem Dieter Schulz die Rede des Ratsvorsitzenden als „Show“ bezeichnet, diskreditiert er dessen Verhalten als verlogen. Das Verhalten der Parteispitze¹⁰, auf das sich der Ratsvorsitzende bezieht, ist für ihn kein legitimer Grund, aus der Partei auszutreten. Ausführlich stellt er im Anschluss seine eigene Position und seine Gefühle dar.

„Also ich behielt mein Dokument und war danach, danach der Einzige, der dann als SED-PDS-Mitglied weitermachte. [...] Ich habe offen auch im Rat des Kreises zu meinen Idealen gestanden, habe auch deutlich gesagt, dass ich nicht nur enttäuscht bin, teilweise gegenüber manchen Personen richtig einen Hass verspüre, die mich in den zurückliegenden Jahren in, mit meiner Ungestümheit und meiner Spontaneität als junger Mensch im Rat bremsen“ (9/29-10/5).

Thematisiert wird in dieser Geschichte der Verrat der anderen Ratsmitglieder an den politischen Idealen. Gegenüber den älteren Genossen, die aus seiner Perspektive seine Aktivitäten gebremst haben, entwickelt er Hassgefühle. Möglich ist, dass er gerade deren Verhalten als besonders verwerflich empfindet. In verdichteten Situationen beschreibt er anschließend, wie er von diesen Parteimitgliedern in seiner „Spontaneität“ und „Ungestümheit“ zurückgehalten wurde.

Detailliert setzt er sich in den folgenden Argumentationen mit dem Verhalten dieser Genossen und Genossinnen nach der Wende auseinander. Er bezeichnet sie als „Wendehälse“ (10/16), denen es nur um die berufliche Karriere gehen würde und die im Zuge der Neustrukturierung der Verwaltung „regelrecht mit West-

beamtinnen und -beamten Kontakt gesucht“ (10/22-23) haben. Die ganze Verwerflichkeit ihres Handels kommt in dem „regelrecht“ zum Ausdruck.

Insgesamt wird in dem Segment eine Abgrenzung konstruiert, die schon im ersten Teil der Lebensgeschichte aufgebaut wird „Ich und die Anderen“.¹¹ Dies geschieht, indem er sich nur auf die Ratsmitglieder bezieht, die anderen Teilnehmer und Teilnehmerinnen an der Ratssitzung werden in diesem Kontext nicht genannt. Darüber hinaus ist zu vermuten, dass auch andere, wenn auch wenige, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Verwaltung nicht aus der SED ausgetreten sind.¹² Durch diese Ein- und Ausschlüsse kann er seine Besonderheit herausstellen: Er allein hat zur PDS gestanden. Die Wahrhaftigkeit seiner Darstellung belegt er mit Verweisen auf Protokolle des Kreistages und Zeitungsartikel, welche die Interviewerin jederzeit nachlesen könne.

Das zweite Segment „Die Kommunalwahl“ beinhaltet seine Kandidatur für die Volkskammer und die Kommune im Frühjahr 1990. Zu beiden Wahlen kandidiert Dieter Schulz für die PDS, beide Male wird er nicht gewählt. Über die Wahlen selbst berichtet er kaum, stattdessen setzt er sich in drei Subsegmenten mit seiner Vergangenheit und mit dem Verhalten der anderen Ratsmitglieder auseinander. Das erste Subsegment „Auseinandersetzung mit der SED“ steht unter der Prämisse: *„Man muss auch kritisch zu seiner Vergangenheit stehen, und das absolut kritisch“* (11/1-7). Die folgenden Argumentationen sind durch viele Abbrüche und grammatikalische Unstimmigkeiten gekennzeichnet, die dahingehend interpretiert werden können, dass dieser Prozess für ihn schwierig und ambivalent war und immer noch ist. Aus der heutigen Perspektive ist für ihn *„das Schlimmste an der ganzen Entwicklung, der politischen Entwicklung [...] dieses Sich-disziplinieren lassen. Dieses Prinzip der Reinheit in der Geschlossenheit der Partei und dem Stehen zu Parteibeschlüssen“* (11/7-10). Diese Argumentation steht in einem gewissen Gegensatz zu seiner bisherigen Darstellung, dass zwar versucht wurde, ihn zu disziplinieren, dies aber nicht gelungen ist. Dieser Widerspruch klärt sich auf, wenn man die nächste Sequenz hinzuzieht.

„Das war für mich, wenn man das heute sieht, das hat, man hat das nicht so gesehen vorher“ (11/10-11). Mit dem Verweis *„sicherlich gab es Menschen die, die aus der Bürgerbewegung stammen, dass die so diesen Prozess schon vorher durchgemacht haben“* wird deutlich, dass er nicht in Frage stellt, dass es in der SED eine Disziplinierung gegeben hätte. Stattdessen geht es darum, sie als solche anzuerkennen. Er habe diesen Prozess der Bewusstwerdung *„vielleicht nach der Wende [...] durchgemacht“* (11/11-13). Das „vielleicht“ lese ich als Schwierigkeit, die eigene Geschichte mit dem öffentlichen Diskurs über die Geschichte der DDR und vor allem das Herrschaftssystem der SED¹³ in Einklang zu bringen. Dieter Schulz sieht sich als kritisches Mitglied der SED. Als Landtagsabgeordneter der

PDS ist er aber gezwungen, sich mit der SED Vergangenheit und den öffentlichen Diskursen über das Herrschaftssystem der SED auseinander zu setzen, um glaubwürdig zu sein und gewählt zu werden.

Diese Widersprüche zwischen eigener und offizieller Geschichte werden durch ein spezifisches Deutungsmuster auflöst:

„Ich widerspreche mir jetzt, in Erinnerung zu dem, was ich gesagt ja habe im Betrieb, das einfach doch sich selbst Gedanken machen, seinen eigenen Stiefel an den Tag legen und das auch, Kritik zur Kenntnis nehmen. Politisch aber so durch, so tiefgründig, dass man sagt in der Arbeit ja, aber in der Frage SED, Politik, Programmatik und – sind ja auch Ansätze im Statut der SED, wo man sagt, jawohl die sind ja richtig, aber was wurde daraus gemacht – die ganze innerparteiliche Demokratie ist ja verkommen gewesen“ (11/15-21).

Indem er zwischen fachlicher Arbeit und Politik trennt, behalten einerseits die eigenen Erfahrungen hinsichtlich eines eigenständigen Arbeitens ihre Gültigkeit. Andererseits kann er so dem Diskurs zustimmen, dass es innerhalb der SED keine Demokratie gegeben hätte und dass die *„Kreativität des Denkens [verkümmert], alles nur an Beschlüssen orientiert, die eigenen Idee [...] nicht mehr gefragt [waren]“* (11/13-15). Dieser Diskurs entspricht in bestimmten Aspekten seinen Erfahrungen, die „Plankennziffern“ konnten nicht verändert werden, so widersinnig die Zahlen auch sind.

Die Argumentation, dass im Statut der SED Dinge stehen, die richtig sind, die aber durch die falsche Umsetzung in Misskredit gezogen wurden, erlaubt ihm an den Idealen des Sozialismus festzuhalten, denn nur die Umsetzung ist falsch gewesen. Fazit seiner Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der SED ist, dass die Partei in den inneren Reihen Kritik zulassen muss: *„Die PDS, in der ich heute bin, lebt von der inneren Kritik“* (11/24-26). Dieser Anspruch bestimmt seine weitere Darstellung. Er versteht ihn als eine permanente Herausforderung: *„Wir müssen es lernen mit den unterschiedlichen Auffassungen, aber mit einem Ziel, müssen wir lernen damit zu leben“* (11/26-31).

In den darauf folgenden Argumentationen setzt er sich mit seiner neuen Position in der PDS auseinander. Er ist nicht mehr der Jüngste, sondern muss sich nun seinerseits mit den jungen Genossen und Genossinnen, die *„schneller mitmachen, mitdenken“* (12/2) auseinandersetzen. Diese neue Position macht sich wohl weniger am Lebensalter fest, er ist zum Zeitpunkt der Wende 35 Jahre alt, sondern daran, dass er zu den DDR-Kadern und damit zum Alten und Überkommenen gehört. Seine Legitimität in der Partei misst er an der eigenen Kritikfähigkeit. Auch hier zeigt sich an Sprachgebrauch und Abbrüchen, wie schwierig es für ihn ist, die selbst geforderte Meinungspluralität auszuhalten.

Im Anschluss an das Subsegment berichtet Dieter Schulz, dass er bei der Volkskammerwahl keinen Erfolg hatte und dass er auch *„im Rahmen der Kom-*

munalwahl nicht rein gekommen [ist]“ (12/10-11). Damit ist für ihn seine Tätigkeit im Rat des Kreises beendet: „[Ich] musste raus, bin auch nicht übernommen worden irgendwie in einen Verwaltungsdienst“ (12/15-16). Im folgenden Subsegment setzt er sich mit der inoffiziellen Umstrukturierung der Verwaltung auseinander und nimmt damit die Erzählkette aus dem Segment Ratssitzung wieder auf. Auch der Tenor der Auseinandersetzung bleibt gleich. Während sich ein großer Teil der Ratsmitglieder in die neuen Strukturen „rein organisiert“ (12/20), engagiert er sich in einer neu gegründeten „Initiativgruppe Landwirtschaft“ (13/4): „Ich habe mir gesagt, du bleibst hier in diesem Bereich [...] du entziehst dich der Verantwortung nicht“ (12/33-13/2). Das Thema seiner Darstellung des Verwaltungsumbaus ist wieder „Übernahme von Verantwortung“.

Insgesamt führt der Umstrukturierungsprozess im Kontext der Kommunalwahlen dazu dass *„alle anderen Ratsmitglieder von der damaligen Verwaltung, bei der Umstrukturierung mit der Kommunalwahl 1990 übernommen worden sind. Ein Ratsmitglied, und das war Dieter Schulz, der erhielt zwei Tage oder einen Tag nach der Kommunalwahl ein Schreiben vom Landrat: ‘Für Sie im Staatsapparat keine weitere Verwendung’“ (13/14-18). Ausgerechnet er, so die Konnotation dieser szenischen Darstellung, der sich schon zu DDR-Zeiten den Regeln nicht angepasst und seinen Ratsbereich erfolgreich führt hat, der in der Zeit der Wende sowohl zu seinen politischen Idealen als auch zu seinem Arbeitsbereich gestanden hat, verliert seinen Arbeitsplatz, während die anderen, die ihn bremsen, die ihre politischen Ideale verrieten, einen neuen Arbeitsvertrag erhalten. Dieter Schulz rekonstruiert sich im Interview als moralischer Sieger. Diese Konstruktion wird verstärkt, indem er sich nur auf die Ratsmitglieder bezieht, die anderen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Rates des Kreises bspw. seiner eigenen Abteilung kommen nicht in den Blick. Festzustellen ist, dass es für ihn sehr wichtig ist, sich als Einzelperson, als ein besonderes Individuum darzustellen.*

Im Kontext der Kündigung wird die Erzählkette „Verrat durch die Genossen“ fortgeführt. In einem geschlossenen Subsegment setzt er sich mit dem „Verrat durch Landrat Winter“ auseinander, denn *„der Landrat der CDU Herr Winter, Herr Winter war mein LPG-Vorsitzender in Miste“ (13/18-20). Ausführlich argumentiert er, dass dieser Landrat derjenige gewesen ist, der ihn für eine Funktion im Staatsapparat vorgeschlagen hat, seinen politischen Werdegang prägte und ihn nun aus dem Staatsdienst entlässt. „Dann hat er mir das nun mitgeteilt, dass für mich keine weitere Beschäftigung mehr möglich ist. Ich hatte noch vier Wochen Zeit zur Übergabe, muss sagen, das habe ich aber konsequent abgelehnt, weil ich die Geschäfte an Dr. Roland Kurth übergeben sollte“ (13/31-33). Die Verweigerung der Übergabe begründet er mit der politischen Einstellung seines Nachfolgers.*

Im Anschluss stellt er dar, welche Ratsmitglieder, welche Position in der neuen Verwaltung eingenommen haben. Genau werden Namen und Funktionen benannt. Der Grundtenor der Darstellung ist auch in diesem Kontext der Verrat an den politischen Idealen und die Nicht-Übernahme von Verantwortung. Die Abgrenzung „Ich und die Anderen“ wird zu „Ich gegen alle/alle gegen mich“ ausgebaut. Die Ursache für diese Konstellation sieht er darin, dass er *„für die PDS [kandidierte und] auch für die PDS im Kreis zu erkennen war“* (14/24-25). Der Bezug auf die anderen Ratsmitglieder, lässt in den Hintergrund treten, dass die PDS nicht gänzlich aus der Kommune heraus fällt. Obwohl die PDS zu diesem Zeitpunkt sehr stark diskreditiert war, erreichte sie bei den Kommunalwahlen im Land Sachsen-Anhalt durchschnittlich etwa 15 Prozent (Weber 1993, 111).

„Dann [...] war ich bis zum Herbst arbeitslos, habe versucht Fuß zu fassen. Ich [wollte] na ja so irgendwie mich selbständig machen im Versicherungsbereich“ (14/25-27). Ausgesprochen kurz berichtet er über seine Arbeitslosigkeit und seine Bemühungen, sich beruflich neu zu orientieren. Der Versicherungsbereich dient damals als ein Bereich in dem sich sowohl politische Funktionäre (Derlien 1998) als auch junge, erfolgsorientierte Männer wie Sven Frodihn (s.u.) beruflich neu etablieren können. *„[Ich] habe mich beworben für ein externes Studium, von Hamburg, Leipzig, Halle, Berlin, Rostock, aber ohne Erfolg, so im Bereich Marketing, Wirtschaft wollte ich noch so ein Studium machen“* (14/27-29). Für den weiteren beruflichen Werdegang verlässt Dieter Schulz sich nicht auf seine Qualifikation, sondern strebt ein weiteres Studium an. Er erhält eine vage Zusage für ein Fernstudium an der Fachschule Wismar, aber *„nun kam dann alles anders“* (14/30). Mit diesem Markierer leitet er das vierte Segment „Die Kandidatur zur Landtagswahl“ ein. In den Sommermonaten 1990 hat sich Dieter Schulz einerseits um ein Studium und andererseits um eine Etablierung in der PDS des Landes Sachsen-Anhalt bemüht. Erzählerisch baut er die Landtagskandidatur aus, da diese für ihn ein Erfolgserlebnis wird.

„Ich wurde hier, ich war Mitglied des Kreisvorstandes der PDS, wurde hier angesprochen dann von Mitgliedern der PDS: ‘Mensch Dieter, willst du nicht kandidieren? Für den Landtag? Für uns? Die Altmark braucht einen’“ (15/1-3). Nach der Kündigung schreibt sich nun die Struktur seiner beruflich-politischen Entwicklung in der DDR fort: Es finden Gespräche statt, in denen ihm ein bestimmter politischer und beruflicher Weg nahe gelegt wird. *„Und dann habe ich mich gestellt im Wahlkampf“* (15/5). Dass er von den eigenen Genossen und Genossinnen für die Kandidatur ausgewählt wird, bestätigt seine Deutung, dass er der moralische Sieger in der Umstrukturierung der Kreisverwaltung ist.

In einem Subsegment wendet er sich der „Aufstellung zur Kandidatur“ zu. Während sich die PDS in der Altmark einig ist: *„Ich war der Einzige, von Klötze, Garde-*

legen, Osterburg, Stendal bis Salzwedel. Der Dieter Schulz ist unser Kandidat“ (15/14-17), versuchen sich die Mitglieder des Landesvorstandes Sachsen-Anhalt der PDS selbst zu „platzieren“ und die anderen zu „deplatzieren“ (15/26). Dieses Verhalten verwirft er als Methoden und „Gedanken aus der alten SED“ (15/24).

Sehr plastisch und dramatisch stellt Dieter Schulz dar, wie er beim Landesparteitag in Dessau vom aussichtslosen Listenplatz 27 auf den Listenplatz 10 aufrückt. Dies gelingt ihm

„durch Unterstützung damals der AG Junge Genossen, die durch die Arbeit im Kreis, aber vor allem durch die Diskussion [...] mich im Parteitag [...] kennen lernten, wo ich dann auch zu meiner Lebensgeschichte etwas sagte, und auch deutlich machte, PDS im ländlichen Raum, wir brauchen dort auch politische Ansprechpunkte, politische Partner“ (15/10-14).

Diese Anerkennung durch die jüngeren Genossen und Genossinnen ist für ihn sehr bedeutsam: Sie bestärkt und legitimiert seine Konstruktion „Ich und die Anderen“. In seiner Lebensgeschichte gibt es keinen einzigen alten Genossen, der wirklich positiv bewertet wird: Die einen sind „Wendehälse“, die anderen sind mittels Ruhestandsregelungen freiwillig aus den Ämtern ausgeschieden, was er gutheißt. Er sieht sich als Ausnahme unter den SED-Altkadern. Erneut wird also eine Abgrenzung konstruiert: Zwar gehört er nicht mehr zu den Jungen, aber er ist der „Einzigste“ unter den Alten, der an seinen politischen Idealen festhält und darüber hinaus zu seiner Lebensgeschichte steht. Möglicherweise resultiert die starke Fokussierung auf die berufliche und politische Entwicklung in der Interview-situation daraus, dass Dieter Schulz diesen Bereich seiner Lebensgeschichte schon öfter ausführlich dargestellt hat.

Mit starken Metaphern baut er die Geschichte um die Kandidatur aus: Es „war ein harter Kampf, hin und her, fast eine Zerreißprobe, dass der Parteitag da platzen würde, aber die Liste ist fertig gebracht worden“ (15/30-32) und so gelingt es ihm, dass er „gerade als Vorletzter“ (16/1) in den Landtag von Sachsen-Anhalt einziehen kann „und von da an war ich im Landtag“ (16/5).

Im vierten und letzten Segment der Lebensgeschichte wendet er sich nun seiner Arbeit im Landtag zu. Er legt dar unter welchen Bedingungen er in welche Ausschüsse kommt und stellt anschließend fest: „Und von da jetzt immer im Agrar- und im Finanzausschuss im Landtag tätig“ (16/10). In einem Subsegment wendet er sich seiner Arbeit im Kreisvorstand der PDS zu und erläutert in diesem Kontext sehr detailliert seine Auffassung zum Verhältnis von parlamentarischer und außerparlamentarischer Arbeit. 1991 wird er für zweieinhalb Jahre zum Vorsitzenden des Kreisvorstandes der PDS Gardelegen gewählt. „Danach haben wir uns wirklich entschieden, Mensch weil auch zeitlich, muss ich sagen, auch organisatorisch das nicht so einfach ist [...] die Arbeit auf mehrere Schultern zu ver-

teilen. [...] Wir haben uns entschieden Frau Gerlach als Frau wurde gewählt“ (16/15-22). In einer sehr detaillierten Argumentation legt er dar, warum er zunächst Vorstandsvorsitzender ist, diese Position aber an eine Genossin abgibt. Dies kann dahingehend gelesen werden, dass er legitime Gründe angeben möchte, warum er nicht der Ausgewählte bleibt.

Leidenschaftlich und sehr ausführlich plädiert er für eine Verknüpfung von parlamentarischer und außerparlamentarischer Arbeit, weil man so der Basis verbunden bleibt, sich nicht versteigt und *„letztendlich auch auf dem Teppich bleibt als Abgeordneter“* (16/31). Eine linke Partei, so sein Argument, ist nur existenzberechtigt, wenn sie Kontakt zur Basis hält, weshalb er nicht nur Mitglied des Kreisvorstandes der PDS ist, sondern auch *„Basisvorsitzender in meiner Gruppe von so vierzehn Beitragszahlern“* (16/33-34).

Anschließend legt er den Stand der PDS dar und misst ihre Erfolge an den Wahlergebnissen.

„Es spricht schon für sich, dass wir in Gardelegen durch unsere Entwicklung in dieser Zeit, wo ich im Landtag war, hier die PDS ihre Arbeit organisiert hat, dass wir bei der letzten Landtagswahl die CDU hinter uns gelassen haben, dass ich als Direktkandidat mit über 26 Stimmen neben den Hochburgen von Sangerhausen das größte Wahlergebnis der PDS hatte hier in der Altmark“ (17/17-23).

Die Erfolge der PDS versteht er als persönliche Erfolge. An dieser Stelle geht seine Vortragsform fast in eine Wahlkampfrede über, in der er für eine Veränderung der Gesellschaft plädiert und sich ausführlich mit den notwendigen Veränderungen, insbesondere der Landwirtschaft – seinem Fachgebiet –, auseinandersetzt. Rhetorisch ausgefeilt schildert er die Argumente der politischen Gegner, um sie dann zu zerpfücken.

Im letzten Subsegment stellt Dieter Schulz die Zukunft der Partei dar, die zwischen einer Tolerierung durch die SPD und einer Koalition mit derselben liegt. Detailliert argumentiert er das Pro und Kontra der jeweiligen Position und webt in dieses Abschlussegment alle vorherigen Positionen ein: das Plädoyer für die Basisarbeit, die Kritikfähigkeit in den eigenen Reihen, die Rolle der PDS als gesellschaftliche Opposition und das Festhalten am Ideal einer veränderbaren Gesellschaft. Indem er sich dem Problem der Parteidisziplin zuwendet, verweist er darauf, dass dies ein generelles Problem von Politik ist, eins, das also mit der Wende nicht gelöst ist. *„Das ist auch meine Erfahrung in diesen neun Jahren jetzt, in der ersten Drittelperiode hat die CDU alles abgelehnt [...] und man hat denn gezezt, man hat geschimpft, hat Anträge als Opposition gemacht und [...]. Ähnliche Tendenzen hat man gespürt, wie als junger Mensch im Rat des Kreises“* (30/30-21/3). Ausdrücklich stellt er Parallelen zwischen seiner Position in der DDR und im Landtag her und verweist damit auf eine strukturelle Ähnlichkeit. Die Arbeit

als Politiker führt dazu, dass man sich in der Partei bestimmten Meinungen unterordnen muss, um eine Mehrheit zu erreichen. Auf Grund der unterschiedlichen parteipolitischen Orientierungen und der Konkurrenz unter den Parteien wird in politischen Systemen nicht nach den Prämissen von Sachlichkeit und Fachlichkeit gehandelt. Dies führt dazu, dass der einzelne politische Akteur in Situationen geraten kann, wo er abgewertet und degradiert wird, obwohl er sachlich und fachlich möglicherweise im Recht ist.

In der aktuellen Situation würde eine Koalition für ihn einen politischen Aufstieg ermöglichen. Die Kritik am Landwirtschaftsminister legt die Annahme nahe, dass er sich diese Position für sich selbst durchaus vorstellen kann, denn im Gegensatz zum jetzigen Landwirtschaftsminister geht er davon aus:

„[Ein] Landwirtschaftsminister kann voll in Opposition, ich sage, muss in Opposition zur Bundesagrarpolitik stehen. Die Bundesagrarpolitik zurzeit setzt richtig auf perspektivischen Ausstieg aus der Landwirtschaft. [...] Wenn ein Landwirtschaftsminister hier im Lande, in Mecklenburg oder Sachsen-Anhalt wirkt, muss er sich in Opposition zu dieser Politik begeben. Wenn er den Landwirten eine Zukunft versprechen will. Und da kann man doch nicht sagen, wenn einem der Begriff nicht schmeckt gesellschaftliche Opposition zu sein. Ich bin gesellschaftliche Opposition in dieser Gesellschaft und so sehe ich mich“ (20/6-18).

Nach dem Plädoyer für die Koalition plädiert er für die Tolerierung und beendet unmittelbar nach Abschluss der Argumentation seine Geschichte: *„Das vielleicht und jetzt höre ich einfach auf, vielleicht gibt es noch Fragen“ (21/31-32).* Dieses Abschlussegment zeigt, dass er die Zukunft der Partei als eigene Zukunft versteht. Partei und Person fallen zusammen. Er antizipiert, welche beruflichen Möglichkeiten eine Koalition mit der SPD für ihn eröffnen würde. Dass er abschließend für die Tolerierung argumentiert, die einen beruflichen Aufstieg für ihn ausschließen würde und beide Argumentationen gleichberechtigt nebeneinander stehen lässt, lese ich so, dass er die Forderung nach Kritik in den eigenen Reihen ernst nimmt und von sich selbst verlangt, diesen *„Spagat“ (19/31)* auszuhalten.

Auch im dritten Suprasegment behält Dieter Schulz die biographische Thematisierung der Lebensgeschichte bei. Wiederum erzählt er ausschließlich über seine berufliche und politische Entwicklung. Biographische Identität wird vor allem über die politischen Ideale und Aktivitäten hergestellt. Im letzten Teil der Lebensgeschichte geht diese an vielen Stellen in aktuelle politische Statements über, die als Ausdruck für Dieter Schulz' Identifikation mit seiner Tätigkeit gelesen werden können und in denen er sich zugleich als engagierter Politiker inszeniert. Dem entspricht auch, dass er die Erfolge der Partei als eigene Erfolge darstellt und die Zukunft der Partei mit seiner Zukunft in einen Zusammenhang setzt.

Dem Interview schließt sich ein umfangreicher Nachfrageteil an, der Berichte, Argumentationen und Geschichten beinhaltet zu den Gegenständen Wehrdienst;

Auseinandersetzung mit den Vorgesetzten; die Zusammenarbeit im Arbeitskollektiv; die Herausbildung des Berufswunsches; die Familiengeschichte; das Hobby; Veränderungen hinsichtlich Arbeitszeit und Arbeitsbelastungen nach der Wende sowie Zukunftspläne. Die Zuwendung zu diesen Bereichen erfolgte unter den bisherigen Schwerpunkten der Lebensgeschichte.

In Bezug auf den Wehrdienst erzählt er bspw. genauer über seine Werbung, welche durch die Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit erfolgt. Er thematisiert, dass er seinerzeit davon ausgegangen ist, als Inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit, als „*Kämpfer an der unsichtbaren Front*“ (24/19), geworben zu werden, was aber nicht geschah. Detailliert setzt er sich mit möglichen Ursachen auseinander. Bei dieser Beschäftigung mit der Nicht-Anwerbung geht es weniger darum zu belegen, dass er nicht bei der Staatssicherheit gewesen ist, sondern zu belegen, dass er in seiner Lebensgeschichte wirklich nichts verschweigt. Gerade die Begegnungen mit der Staatssicherheit eignen sich als ein solcher Beweis, denn im öffentlichen Diskurs über die DDR ist die „Stasi“ das prekärste Thema. Wiederum verweist Dieter Schulz auf die vorhandenen Unterlagen, in welche die Interviewerin Einsicht nehmen kann.

In Bezug auf seine Familie, um ein weiteres Beispiel zu nennen, spricht Dieter Schulz trotz einer sehr offen formulierten Nachfrage zu seiner Familie nur über den beruflichen Werdegang der Kinder sowie der Ehefrau und deren Diskriminierung auf Grund seiner politischen Orientierung. Da der Nachfrageteil für die in diesem Kapitel verhandelten Fragen keine neuen Erkenntnisse beinhaltet, habe ich an dieser Stelle auf eine Darstellung der Analyse des Nachfrageteils verzichtet. Ich werde ihn in den folgenden Kapiteln an den entsprechenden Stellen der Untersuchung einbeziehen.

Zusammenfassung

Im Folgenden werden die zu Beginn des Kapitels formulierten Fragen zusammenfassend beantwortet. Dabei gehe ich zuerst auf die formale Konstruktion der Lebensgeschichte ein. Dieter Schulz erzählt seine Lebensgeschichte chronologisch, entlang seines schulischen und beruflichen Werdeganges. Der männliche institutionelle Lebenslauf dient als Strukturgeber der Erzählung. Zunächst werden zwei Erzähllinien aufgebaut: Die dominante Linie fokussiert ausgehend von seiner sozialen Herkunft seine schulische und berufliche Entwicklung, die zweite rezessive Linie sein politisches Engagement. Diese formale Struktur folgt daraus, dass sein beruflicher Werdegang sehr eng mit seinem politischen Engagement verknüpft ist und der Berufsweg für die Zuhörer:in nur klar wird, wenn Dieter Schulz seine politischen Aktivitäten dargestellt. Mit dem Eintritt in den Rat des Kreises ver-

schmelzen beide Erzähllinien miteinander, denn der weitere berufliche Werdegang ist zugleich ein politischer. Dies wird besonders im letzten Teil der lebensgeschichtlichen Erzählung deutlich, in dem Dieter Schulz vor allem aktuelle politische Fragen thematisiert und die Zukunft der PDS im Land Sachsen-Anhalt diskutiert.

Dieter Schulz erzählt seine Lebensgeschichte als eine Bekenntnisgeschichte. Ich habe gezeigt, dass er immer wieder Statements wie „ich muss sagen“ oder „das möchte ich auch sagen in Bezug auf meine Lebensgeschichte“ einfügt und sich damit auf die kulturelle Technik des Geständnisses bezieht. Das Bekenntnis ist eines der ältesten Muster der Selbstthematization und entwickelt sich im Kontext des katholischen Glaubens.¹⁴ Dieter Schulz setzt dieses kulturelle Muster in seiner Lebensgeschichte performativ um und rekonstruiert sich als eine Person, die nichts verschweigt und ehrlich ihre Geschichte erzählt. Durch diese Geständnis-technik legitimiert er das Festhalten an seinen politischen Idealen und damit verknüpft an seiner beruflich-politischen Laufbahn.

Zugleich wird die Lebensgeschichte als eine Bildungs- und Entwicklungsgeschichte erzählt. Dieter Schulz stellt Station für Station seine schulische und berufliche Entwicklung dar. Obwohl diese Entwicklungsgeschichte so erzählt wird, als ob es für ein Kind, das aus einer bäuerlich-proletarischen Familie mit mehreren Kindern stammt, eher unüblich ist eine solche Entwicklung zu nehmen, entspricht sie gerade in diesem Duktus einer proletarischen Entwicklungsgeschichte. Insgesamt steht die formale Konstruktion der Lebensgeschichte in engem Zusammenhang mit der Identitätskonstruktion.

Hinsichtlich der Frage, wie Dieter Schulz eine kohärente biographische Identität herstellt und wie er seinem Leben Sinn verleiht, kann zusammengefasst werden, dass dies durch die Rekonstruktion als engagierter Politiker für eine bessere Gesellschaft geschieht: Für ihn ergibt sich seine politische, aber auch berufliche Entwicklung aus der bäuerlich-proletarischen Herkunft und der Erfahrung von sozialer Ungerechtigkeit in der Kindheit. Bei dieser Konstruktion setzt Dieter Schulz das hegemoniale moderne Identitätsmuster ein, welches beinhaltet, dass die Erfahrungen in der Kindheit, die für das ganze weitere Leben bestimmenden sind. Im Rahmen dieses Identitätsmusters bezieht er sich vor allem auf die Vorstellung, dass durch die soziale Herkunft und die Erziehung eine Prägung von politischen und beruflichen Einstellungen und Verhaltensweisen erfolgt. Dementsprechend ist sein gesamtes Leben dem Engagement für eine bessere Gesellschaft gewidmet: Vor der Wende setzt er sich im Rahmen der Politik der SED für eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion ein und positioniert sich als kritisches Parteimitglied, das sich nicht fraglos den Weisungen der Vorgesetzten unterordnet, sondern eigene fachlichen Maßstäbe entwickelt. Nach der Wende verliert er zwar sei-

ne Arbeit im Staatsapparat, hält aber an seinem politischen Ideal einer besseren Gesellschaft fest und kann sich nach Auseinandersetzungen in den Reihen der PDS behaupten und wird Berufspolitiker.

In engem Zusammenhang mit dieser Identitätskonstruktion steht das Motiv der Verantwortung. Er thematisiert in seiner Erzählung, dass er sein ganzes Leben lang berufliche und politische Verantwortung für andere übernommen hat. Auch diese Verhaltensweise wird aus seiner Perspektive bereits in der Kindheit geprägt. Ausschlaggebend ist die frühe Verantwortung für die kranke Schwester. Mit dem Festhalten an seinem politischen Ideal und der Übernahme von Verantwortung stellt er in seinem Leben Kontinuität her und verleiht ihm einen Sinn.

In seiner Identitätskonstruktion als Berufspolitiker sind soziale, berufliche und politische Identität engstes miteinander verknüpft. Aus seiner Perspektive folgen seine berufliche und politische Entwicklung aus seiner sozialen Herkunft. Die Interviewanalyse hat gezeigt, dass er Aspekte, die nicht in diese Identitätskonstruktion passen – wie die Vergangenheit des Vaters in Polen – nicht erwähnt. Betont werden stattdessen die Gesichtspunkte, die seiner Konstruktion entsprechen, wie die Herkunft aus einer unterprivilegierten bäuerlich-proletarischen Familie. In engem Zusammenhang mit seiner sozialen Identität steht, dass für Dieter Schulz die Integration in soziale Gemeinschaften von hoher Bedeutsamkeit ist. Diese Gemeinschaftsbindung wird aber nur am Rande erwähnt, weil sie der Konstruktion seiner Besonderheit in gewisser Weise entgegensteht. So erzählt er nur am Rande, dass er immer noch in der gleichen Sportgemeinschaft aktiv Fußball und Handball spielt wie als Schüler. Über seine jahrelange Integration in die Jagdgesellschaft Letzlingen erzählt er kurz auf Nachfrage nach einem Hobby.

Im Folgenden gehe ich der Frage nach, welche Rolle die Interviewerin bei der Rekonstruktion dieser Lebensgeschichte und der biographischen Identität spielt. Zu fragen ist in diesem Zusammenhang, welche Erwartungen und Vorannahmen könnte Dieter Schulz hinsichtlich ihrer Person gehabt haben und wie haben diese die lebensgeschichtliche Erzählung mitstrukturiert? Das Interview kommt, wie bereits dargestellt, auf Initiative einer Familienangehörigen der Interviewerin zustande, die Dieter Schulz aus beruflichen Zusammenhängen kennt. Für Dieter Schulz ist damit klar, dass die Interviewerin aus der DDR kommt und in der gleichen Region aufgewachsen ist wie er. Zu ihrer Person ist ihm entsprechend meines Wissens außer ihrer Tätigkeit an der Universität nichts bekannt. Von dieser Situation ausgehend, kann vermutet werden, dass Dieter Schulz sich deshalb so rasch für das Interview bereit erklärt, weil er seine Lebensgeschichte einer neuen Öffentlichkeit bekannt machen kann. Bisher hat Dieter Schulz öffentlich im Rahmen seiner politischen Tätigkeit über sein Leben erzählt. Ausdrücklich verweist er darauf, dass seine Geschichte nicht anonymisiert werden muss. Darüber hinaus

könnte er von einer Wissenschaftlerin eine gewisse Objektivität erwartet haben. Insgesamt könnte sie für ihn als eine Repräsentantin einer universitären Öffentlichkeit, aber auch als Repräsentantin ihrer Eltern fungiert haben.

Dieter Schulz ist sich des „halböffentlichen Arrangements“ (Jureit 1999, 32) der Interviewsituation sehr bewusst. Darauf verweisen seine im Laufe der Erzählung immer wieder erfolgenden reflexiven Einschübe. Mehrmals weist er die Interviewerin darauf hin, dass dieser Aspekt, wie bspw. die enge kameradschaftliche Zusammenarbeit in seinem Kollektiv, für seine Lebensgeschichte wichtig ist oder lässt die bisherige Erzählung Revue passieren, um sich zu vergewissern, dass er nichts bedeutendes vergessen hat.

Während des Interviews ist nicht klar gewesen, ob Dieter Schulz davon ausgeht, dass die Interviewerin alle politischen Akteure und Akteurinnen seiner Geschichte kennt. Schließlich sind sie stadtbekannte Persönlichkeiten und müssten ihr gegebenenfalls persönlich oder aus den Geschichten ihrer Eltern bekannt sein. Mit den parasprachlichen Zustimmungsen – kürzere und längere „hm“ – hat sie ihm zumindest nicht das Gegenteil signalisiert. Diese Bestätigungen dürften von ihm als Zustimmung zu seiner Geschichte verstanden worden sein. Im Nachfrageteil hat die Interviewerin entsprechend den Regeln der Interviewführung ausschließlich erzählgenerierende Nachfragen gestellt und keine Wertungen getroffen. Damit hat sie die Rekonstruktion der Lebensgeschichte als eine Bekenntnisgeschichte unterstützt. Dieter Schulz verhält sich im Nachfrageteil ausgesprochen kooperativ. An zwei Stellen kommt es zu Missverständnissen, die von der Interviewerin verursacht werden. Dieter Schulz interveniert nicht, sondern versucht ihre Fragen so gut wie möglich zu beantworten. Die Analyse dieser Sequenzen zeigt, dass er gegenüber der Interviewerin Konflikte vermeidet.¹⁵ Insgesamt ist die Charakteristik der Lebensgeschichte als eine Bekenntnis- und Entwicklungsgeschichte eine interaktive Konstruktion.

Wie aber rekonstruiert Dieter Schulz nun in seiner Eingangserzählung Geschlecht? Auffällig in der Erzählung ist, dass Dieter Schulz einerseits seine Geschlechtszugehörigkeit nicht ausdrücklich markiert, indem er sich bspw. als „Junge“, „junger Mann“ etc. bezeichnet. Andererseits sind die Erlebnisträger seiner Geschichte fast ausschließlich Männer, Frauen kommen nur am Rande vor. Die Ursache dafür sehe ich darin, dass in der kulturellen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit der Mann im Gegensatz zur Frau nicht vorrangig als geschlechtliches Individuum gilt, sondern das Allgemein-Menschliche verkörpert (vgl. 2. Kapitel). Die Geschlechtlichkeit des Mannes kommt meist nur in Bezug auf Sexualität ins Spiel. Folgt man dieser Argumentation, so verwundert es nicht, dass Dieter Schulz sich im Interview als ein aktiv handelndes Ich darstellt und bis auf den einen Hinweis auf seine Ehefrau kein Bezug zu seinem Geschlecht herstellt. Mit dieser Mitteilung stellt

sich Dieter Schulz implizit als heterosexueller Mann dar. Jedoch ist sowohl das Wie als auch das Was der Lebensgeschichte und damit verknüpft auch die Identitätskonstruktion vergeschlechtlicht. Dies werde ich im Folgenden belegen.

Die inhaltliche Fokussierung auf die berufliche Ausbildung und die Berufsarbeit verstehe ich als vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend, denn Männlichkeit und Berufsarbeit sind in modernen Gesellschaften konstitutiv miteinander verknüpft. Hinsichtlich der Strukturdimension zeigt sich dies in Bezug auf den institutionellen Lebenslauf, der für Männer normativ an lebenslange und vollzeitliche Erwerbsarbeit gebunden ist. Auch wenn sich dieser Lebenslauf unter den gegenwärtigen Bedingungen im Erwerbssystem immer schlechter realisieren lässt, so ist er doch immer noch das verbindliche soziale und kulturelle Muster eines männlichen Lebens. Kulturell-symbolisch drückt sich diese Relation in Identitäts- und Erzählmustern aus, die durch die Identifikation mit Erwerbsarbeit und dem Beruf bestimmt sind. Indem Dieter Schulz eine Lebensgeschichte erzählt, die ausschließlich seine beruflich-politische Entwicklung fokussiert und eine biographische Identität als Berufspolitiker entwirft, rekonstruiert er eine geschlechtsgebundene männliche Biographie und Identität.

Verstärkt wird diese Konstruktion dadurch, dass Dieter Schulz sich in seiner Erzählung fast ausschließlich auf männliche Kollegen bezieht. So erscheint seine Arbeitswelt, in der alltäglich auch viele Frauen anwesend sind (s.u.) als eine „Welt unter Männern“. Andere Lebensbereiche wie die Familie einschließlich der Freizeitbeschäftigungen fallen aus seiner biographischen Identitätskonstruktion heraus, obwohl sie, wie der Nachfrageteil zeigt, durchaus für ihn bedeutsam sind. Dennoch werden sie in der Eingangserzählung nicht thematisiert. Diesem Phänomen werde ich im weiteren Verlauf der Untersuchung nachgehen.

In der Identitätskonstruktion sind Beruf und Politik eng miteinander verbunden. Auch Politik wird in modernen Gesellschaften als eine männliche Sphäre gedacht und ist männlich vergeschlechtlicht (und vergeschlechtlichend). Auf diesen Zusammenhang werde ich genauer eingehen, da Dieter Schulz der einzige Berufspolitiker in meinem Sample ist und ich dieses Thema nicht noch einmal aufgreife. Sowohl die DDR als auch die BRD gründen auf der für moderne Gesellschaften fundamentalen Trennung von „Privatheit“ und „Öffentlichkeit“, die auf eine spezifische Weise mit Geschlecht verknüpft ist. So gelten in der neuen öffentlichen Sphäre der sich herausbildenden modernen Gesellschaft als adäquate politische Akteure nur Männer. Diese Tatsache wird jedoch kaum reflektiert, verkörpert doch der Mann das Allgemein-Menschliche und gelten doch gerade Staat und Politik als geschlechtsneutral.¹⁶

Der Staat ist quantitativ eine männliche Organisation: Die meisten, vor allem höheren Positionen sind mit Männern besetzt. Dies gilt sowohl für die DDR als

auch für die Bundesrepublik der neunziger Jahre, auch wenn nun zunehmend mehr Frauen in Spitzenpositionen aufgestiegen sind.¹⁷ Aus dieser quantitativen Dominanz von Männern in den verschiedenen Funktionen resultiert auch eine Vorrang männlicher Perspektiven: „Die staatlichen Institutionen sind also ihrer Provenienz nach nichts anderes als sedimentierte männliche Interessen und männliche Lebenserfahrungen [...] Der Staat und sein Apparat können demnach auch als direkter und offener Ausdruck von Männlichkeit gedeutet werden“ (Kreisky 1995, 89). So ist bspw. die soziale Absicherung gegen Risiken wie Krankheit, Invalidität etc. und die Altersvorsorge auf einen lebenslang Vollzeit beschäftigten Arbeitnehmer zugeschnitten, der meist männlich ist.

Die Beteiligung an der Macht hat allerdings auch für Männer ihren Preis, denn sie bedingt eine Einschränkung der Gestaltungsgrade von individueller Freiheit und Freizügigkeit, die aber gerade für das moderne männliche Individuum konstitutiv sind.¹⁸ In gewisser Weise setzt „der Staat, der die Superstruktur männlicher Überlegenheit verkörpert, [...] gleichzeitig auch das Ideal unabhängiger Männlichkeit außer Kraft: er verwandelt das Wunschbild initiativer und selbständiger Männlichkeit in das Zerrbild einer abhängigen und inferioren Untertanenschaft“ (Kreisky 1995, 115). Das Paradox zwischen der politisch konstruierten Männlichkeit und der Figur des unabhängigen Individuums kann nicht aufgelöst werden.

Nimmt man nun Bezug auf die konstatierte Spannung zwischen der in der Politik geforderten Unterordnung und dem modernen Ideal unabhängiger Männlichkeit, so kann man die in der Lebensgeschichte von Dieter Schulz erfolgende biographische Thematisierung von Disziplinierung, die sich sowohl auf die DDR als auch auf Ostdeutschland bezieht, als einen Ausdruck des Spannungsverhältnisses von politischer Macht und geforderter Unterordnung interpretieren. Dieter Schulz betont immer wieder die Besonderheit und die Auserwähltheit seiner Person für die politischen Funktionen. Ich lese diese Unterstreichung als individuelle Bewältigungsstrategie dieser paradoxen Konstellation.

In diesem Kontext ist zu beachten, dass in der politischen Kultur der Bundesrepublik die Individualität der Politiker immer wichtiger wird. Die Entwicklung der Massenmedien und moderner Kommunikationstechniken führt zu einer zunehmenden „Inszenierung von Politik“ (Schwinger 2000, 93). Schwinger spricht in diesem Zusammenhang davon, dass sich die Öffentlichkeitsarbeit der politischen Parteien im parlamentarischen System hin zu einer „Dramaturgie“ (ebd.) von Politik verändert hätte. Diese Entwicklung stellt neue Anforderungen an politische Akteure: Sie sollen die Kunst der Selbstdarstellung beherrschen und in der Öffentlichkeit so auftreten, dass ihre Wichtigkeit als politischer Akteur zum Ausdruck kommt. Dies gilt nicht nur für die politischen Inhalte, sondern auch für die eigene Person. Beherrscht werden muss die positive Darstellung sowohl

der eigenen Person als auch der politischen Ziele. Diese Veränderungen verschärfen das konstatierte Spannungsverhältnis. Die Betonung der Wichtigkeit der eigenen Person und der Individualität ist mittlerweile eine Voraussetzung für politischen Erfolg.

Die Art und Weise, wie sich Dieter Schulz im Interview darstellt, entspricht der aktuellen politischen Kultur. Dieter Schulz setzt das beschriebene Darstellungs- und Identitätsmuster performativ ein und inszeniert sich als ein engagierter Politiker, der sich für eine sozialere und gerechtere Gesellschaft und die Entwicklung der Landwirtschaft einsetzt. Seine Eignung für diesen Politikbereich bringt er mit dem Bezug zu seiner Lebensgeschichte zum Ausdruck. Insofern dient das Interview auch als eine Öffentlichkeit, in der sich der Berufspolitiker Dieter Schulz nach allen – geforderten – Regeln der politischen Inszenierung darstellt und biographische Identität rekonstruiert.

Formal entspricht der inhaltlichen Darstellung seiner Individualität die Selbstpräsentation als ein aktiv handelndes Ich. Er stellt sich als jemand dar, der die Zwänge und Handlungsbeschränkungen, die sein beruflich-politischer Werdegang für ihn bedingt, durch aktives und eigenverantwortliches Handeln minimiert. Dass die Erfahrungen der Handlungsbeschränkungen oder in seinem Vokabular ausgedrückt der „Disziplinierung“ für ihn prekärer sind, als er es darstellt, kommt in verschiedenen Formulierungen zwar zum Ausdruck, fokussiert werden aber in der lebensgeschichtlichen Erzählung die beruflichen und politischen Erfolge. Fehlschläge wie etwa die Wahlniederlagen im Frühjahr 1990 und die Arbeitslosigkeit werden nur am Rande benannt.

Die Selbstpräsentation als aktiv handelndes Ich wird verstärkt, indem sich Dieter Schulz von anderen Personen abgrenzt und im Laufe der lebensgeschichtlichen Erzählung eine Abgrenzung „Ich und die Anderen“ aufbaut, die teilweise in ein „Ich gegen alle/alle gegen mich“ übergeht. Während er sich in seiner Tätigkeit als „Stellvertreter Landwirtschaft“ noch als Teil seines Arbeitskollektives versteht, gilt dies für die Zeit nach der Wende nicht mehr. Vor allem im letzten Teil des Interviews rekonstruiert er sich in Abgrenzung zu den Anderen als ein unabhängiges Ich. Ein aktiv handelndes und unabhängiges Ich bzw. Individuum ist in der modernen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit männlich konnotiert. Es lässt sich an dieser Stelle zunächst einmal das Resümee ziehen, dass Dieter Schulz, indem er formal seine Lebensgeschichte entlang des Musters eines männlichen Erwerbslebenslaufs erzählt, sich als Berufspolitiker darstellt und sich selbst als ein unabhängiges und aktiv handelndes Ich entwirft, Männlichkeit rekonstruiert.

5.2 Von Bad Saarow nach Amerika. Eine Abenteuer- und Bekehrungsgeschichte (Sven Frodhin)

Das Interview mit Sven Frodhin ist im Januar 1999 von einem Studenten des Lehrforschungsprojektes geführt worden. Er ist zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt, also knapp zehn Jahre jünger als sein Gegenüber. Der Kontakt zwischen beiden ist über den Vater des Interviewers zustande gekommen. Der Vater und Frodhin sind recht gute Bekannte, wie sich im Laufe der Interpretation zeigen wird, hat diese Tatsache eine große Bedeutung für die Charakteristik des Interviews, welches an zwei aufeinander folgenden Terminen im Büro von Sven Frodhin stattfand. Es hat jeweils zwei Stunden gedauert.

Die lebensgeschichtliche Erzählung gliedert sich in acht Suprasegmente: „Kindheit und das Bild von der Kindheit“ (1/44-8/664), „Berufswahl und Lehre“ (8/664-16/881), „Armeezeit: Held und Degradierter“ (16/882-35/1231), „Vorwende und Wende“ (35/1232-41/1438),¹⁹ „Beginn der Karriere“ (50/1720-55/1909), „Aufbruch in den Westen“ (55/1910-64/2225), „Aufstieg und Fall in Österreich“ (64/2226-80/2783) und „Rückkehr in den Osten und Läuterung in Hawaii“ (80/2783-95/107). Das Interviewtranskript umfasst insgesamt 108 Seiten.

Kindheit und das Bild von der Kindheit

Das erste Suprasegment umfasst sieben Segmente: „Herkunft und Familienverhältnisse“, „Fußball I“, „Familienverhältnisse I“, „Das Erwachen der Kreativität“, „Sexualität“, „Sport II“ und „Familienverhältnisse II“. Im ersten Segment stellt Sven Frodhin sich als Biographieträger vor: *„Also geboren bin ich am 02.10.1965“* (1/45). Anschließend werden die Ereignisträger Eltern und Geschwister in die Erzählung eingeführt. Sven Frodhin zählt seine Geschwister auf und positioniert sich als viertes Kind. Er verortet seine Herkunftsfamilie sozial als *„eine Arbeiterfamilie“* (1/47). Der Vater ist als Meister im ortsansässigen Reifenkombinat tätig, die Mutter als Reifenherstellerin.

Mit dem Hinweis *„die Abläufe sind ja dann die ganz normalen“* (1/52) macht Sven Frodhin deutlich, dass die üblichen Daten eines Lebenslaufs folgen werden, wie *„man geht in Kindergarten“* (1/52). In diesem Kontext verweist er darauf, dass ihn die Mutter manchmal abholte, der Vater aber nie. Wer ihn sonst holt, bleibt offen. Ausführlich wendet er sich dem Arbeitsverhältnis der Eltern zu, die im Vierschichtsystem arbeiten. Die folgende Wertung zieht sich als Tenor durch das erste Suprasegment: *„Nachteil in der gesamten Familienkonstellation ist der, meine Eltern haben immer in einem Schichtsystem gearbeitet. Waren also nie zur gleichen Zeit zugegen“* (2/56-58). Die Eltern, so zeigt sich im weiteren Fortgang der

Erzählung, haben weder Zeit für die Kinder, noch Zeit füreinander. Insgesamt schätzt Sven Frodthin ein: *„Da bin ich, wie gesagt, groß geworden, und hatte eigentlich eine sorglose Kindheit“* (2/62-63).

Unmittelbar nach dieser Bewertung folgt eine Argumentation: *„dass ich jetzt durch NLP, vielleicht kennst Du ja auch NLP?“* Der Interviewer antwortet: *„Hm, Neuro-Linguistik.“* Sven Frodthin fährt fort: *„Ja, genau, genau, genau. Da bin ich gerade dabei und da habe ich dann festgestellt, welche Konstellationen da, sich verändert haben, überhaupt im Bild des Kindes. Heute nicht, das ist ja ein ganz großer Unterschied“* (2/62-64). Zur Interpretation des Interviews ist es wichtig zu wissen, dass beide Interviewpartner ein starkes Interesse an Esoterik und Psychologie haben, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Motiven. Sven Frodthin ist dies durch Gespräche mit dem Vater des Interviewers bekannt. Die Nachfrage an den Interviewer ist somit eher rhetorisch und dient der Herstellung einer Interessengemeinschaft. NLP – neuro-linguistisches Programmieren – ist sowohl ein Konzept zur Verbesserung beruflicher Kommunikation, es wird häufig als Managertraining bezeichnet, als auch eine Therapieform. Ich werde darauf weiter unten ausführlich zurückkommen.

Sven Frodthin verweist in dieser Argumentation darauf, dass sich sein Blick auf seine Vergangenheit, vor allem auf seine Kindheit, durch NLP sehr stark verändert hat, er betont den „großen Unterschied“ und macht deutlich, dass er sich in seiner Erzählung seiner Kindheit aus einer Gegenwartsperspektive zuwendet. Da der Verweis auf NLP in den ersten Minuten der Erzählung erfolgt, kann vermutet werden, dass für die Konstruktion der Lebensgeschichte die gegenwärtigen NLP-Erfahrungen zentral sind sowie dass in der Lebensgeschichte eine biographische Thematisierung dieser Erfahrungen erfolgt.

Nach dieser Argumentation fährt Sven Frodthin fort: *„Ja, also meine Kindheit war relativ sorglos, tolle Erlebnisse, vor allen Dingen mit den Großeltern, die mir sehr nahe standen und da habe ich auch ein Teil meiner Kind-Freizeit erlebt“* (2/66-68). Die harmonische Beziehung zu den Großeltern setzt er in Kontrast zu den „Stressverhältnissen“ (2/69) unter den Geschwistern. Ausführlich verweist er auf die Macht- und Konfliktverhältnisse zu den beiden älteren Brüdern und positioniert sich als jüngster unter den Brüdern. Zugleich bezeichnet er sich als „Muttersöhnchen“ (2/72), dem *„eigentlich auch alles in den Schoß gefallen [ist]. Es lief alles zu glatt bei mir und als Kind, wenn ich hingefallen bin, habe ich wirklich so lange gewartet, bis meine Mutter mich dann: ‘So mein Kleiner, komm stehe auf‘“* (2/73-74). Diese Darstellung seines frühkindlichen Verhältnisses zur Mutter steht im Widerspruch zu der Bewertung, dass die Eltern zu wenig Zeit für ihre Kinder hatten.

Es folgt die nächste „normale“ Station im Lebenslauf: die Schule. In diesem Kontext berichtet er von zwei Schulwechseln in den ersten Schuljahren und über

den Geburtsort: Bad Saarow, eine Kleinstadt im ehemaligen Bezirk Potsdam, heute Land Brandenburg. Die Familie zieht innerhalb des Ortes um. Sven Frodthin stellt seine Eingewöhnungsschwierigkeiten in der neuen Klasse in einer dramatischen Geschichte dar, deren Quintessenz ist, dass seine Eltern sich nicht genug um ihn kümmern.

Im zweiten Segment „Fußball I“ stellt Sven Frodthin seine Sportlerkarriere dar: Ab der 3. Klasse beginnt er Fußball zu spielen und trainiert zunächst dreimal die Woche, später vier- bis fünfmal. Im Sport, so argumentiert er, findet er die Gemeinschaft und Geborgenheit, die er zu Hause vermisst. Er thematisiert den Sport also aus der Perspektive der problematischen Familienverhältnisse. Recht dramatisch erzählt er von seinem alltäglichen Training, *„dass man, egal ob Sommer oder Winter, sich einfach immer um 14 Uhr aufs Fahrrad geschwungen hat, die, weiß ich, wie viel Meter bis zum Training gefahren ist, das Fahrrad abgestellt hat und dann zum Training, ob Sturm, ob Schnee, war egal“* (3/123-126). Durch besonders hartes Training fühlt er sich herausgefordert:

„Für mich war es faszinierend im Winter bei richtig eisigen Temperaturen im Schnee Fußball zu spielen. Und [wir] hatten so ein, ja wie soll ich sagen, so einen interessanten Trainer [...] Also wirklich, im Schnee Training, dann raus aus den Klamotten, unter die heiße Dusche gestellt, raus in die Kälte, da stand dann der Trainer mit so einer eiskalten Schüssel da und hat sie dir so einmal über den Kopf und dann durfst du wieder rein“ (3/128-35).

Aus seiner Perspektive ist er auf Grund dieses Trainings in der Kindheit nie krank, worauf er stolz verweist. In diesen szenischen Darstellungen wird im Gegensatz zum „normalen“ Lebensverlauf das Besondere in seiner Lebensgeschichte thematisiert. Er entwirft sich als ein Kind, das sich gerne Herausforderungen stellt.

Im dritten Segment „Familienverhältnisse I“ schließt er an die Erzählkette im ersten Segment an und stellt weiter die schwierigen Familienverhältnisse dar: Der Vater gerät zunehmend in Alkoholabhängigkeit, was zu handfesten Auseinandersetzungen zwischen den Eltern führt. Die Eltern kümmern sich auf Grund der Schichtarbeit und gestörten Beziehung untereinander kaum um ihre Kinder. Tenor des Segmentes ist: *„die Liebe meiner Eltern habe ich eigentlich immer vermisst“* (3/139). Er erzählt, dass auch der Zusammenhalt unter den Geschwistern eher schlecht ist, insbesondere die drei Brüder viele Auseinandersetzungen untereinander haben. Als er zwischen 12 und 14 Jahre alt ist, lassen sich die Eltern scheiden. *„Man hat sich dann auch dafür geschämt, als Kind schämt man sich dafür und hat man, also ich hatte dann irgendwann angefangen, meinen Vater nicht mehr zu akzeptieren als mein Vater“* (3/151-53). Diese Sichtweise auf die Kindheit ist in hohem Maß Resultat der Beschäftigung mit NLP: *„In dieser Nachzeit, wo ich das alles nachproduziert habe, ist [das] dann mal irgendwann zu Tage gekommen“* (4/192-193).

Im vierten Segment „Das Erwachen der Kreativität“ erzählt er über sein Engagement in der FDJ. Dort hat er aus seiner Perspektive *„so ein bisschen eine Führungsrolle [übernommen]“* (5/214). Zunächst mit dem Kassieren des FDJ-Beitrags beauftragt, versucht er sich später bei der Organisation von Reisen und Festen zu engagieren. Durch die FDJ-Arbeit *„wurde in mir irgendwas wach, da habe ich entdeckt, das macht dir Spaß, so kreative Arbeit hat mir gelegen“* (5/224-25).

In diesem Segment formuliert er ein lebensgeschichtliches Erfahrungsmuster, welches ich im Folgenden ausführlich interpretieren werde, da es für die Identitätskonstruktion zentral ist. Er stellt fest, dass er

„immer, wenn ich dann eine besonders tolle Idee hatte, die aber nicht irgendwie in den Rahmen passte, habe ich auch schon da wieder kennen gelernt sehr, sehr früh, dass das nicht funktioniert, da wirst du dann abgegrenzt und da musst du dann irgendwie, du musst jetzt deine Erfahrung machen hieß es dann. Schuster bleibe bei deinen Leisten. Na ja wir kennen ja das ganze System. Das habe ich damals schon kennen gelernt in dieser FDJ-Arbeit, aber alles in allem kann ich sagen, keine wahnsinnig auffällige Persönlichkeit oder total ausgeflippt. Aber gerade, wenn dieses hoch kam, ich diese wahnsinnige Motivation hatte, irgend etwas zu bewegen, bin ich meist angeeckt, also grundsätzlich angeeckt, wurde dann auch langsam so [ein] enger Vertrauter von unserem Direktor“ (5/321-241).

Sven Frodthin formuliert in dieser Argumentation einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung: Wenn er etwas Bestimmtes tut, hat das eine vorhersehbare Folge. Auslöser ist jeweils, dass er „eine besonders tolle Idee“ hat. Das „besonders“ verweist auf Ungewöhnlichkeit und Exklusivität, aber seine Idee passt nicht in einen bestimmten „Rahmen“. Auf Grund seiner Idee wird er „abgegrenzt“, das heißt, er wird von den anderen abgelehnt und in eine Außenseiterposition gedrängt. Er beschreibt eine ungewollte Distanz oder Grenze zwischen sich und den Anderen. Diejenigen, die seine Idee ablehnen, verweisen ihn darauf, dass er zum einen seine eigenen Erfahrungen mit solchen Situationen machen muss, und warnen ihn zum anderen vor weiteren Grenzüberschreitungen: Der Schuster soll bei seinen Leisten bleiben.

Er stellt heraus, dass er nicht an seiner Idee, sondern am System scheitert. Das „System“ ist der Rahmen, in den seine Idee nicht passt. „System“ als Ausdruck verweist auf das politische System. In diesem konkreten Fall handelt es sich um FDJ-Arbeit. Trotz der Nichtanerkennung seiner Idee bewertet er sich als eine normale Persönlichkeit: Er ist weder „wahnsinnig“ noch „ausgeflippt“, aber auf jeden Fall eine „Persönlichkeit“. Die Motivation seines Handelns ist, „irgend etwas zu bewegen“. Er rekonstruiert sich somit als eine Persönlichkeit, die sich nicht mit den Umständen abfindet, so wie sie sind, sondern etwas verändern will. Das „bewegen“ könnte aber auch auf einen großen Lebensentwurf verweisen: Er will die Welt bewegen bzw. verändern. Das „irgend etwas“ verweist darauf, dass das,

was er bewegen möchte, nicht feststeht, flexibel oder sogar beliebig ist: Hauptsache bewegen. In diese letzte Lesart passt auch, dass er nicht erzählt, was er eigentlich für Ideen hat.

Die Folge seines Handelns ist, dass er mit seinen Ideen „grundsätzlich aneckte“. Er verweist damit auf ein lebensgeschichtliche Erfahrungsmuster: Er entwickelt kreative Ideen, die aber von seinem sozialen Umfeld nicht anerkannt werden, stattdessen wird er von den Anderen ausgeschlossen. Abschließend schätzt er ein, dass er „dann auch langsam so [ein] enger Vertrauter von unserem Direktor“ wird. Diese Feststellung ist irritierend. Dass sie ironisch gemeint ist, erweist sich in der weiteren Interpretation als eine falsche Lesart. Sie kann darauf verweisen, dass der Direktor ihn zwar als einen Quertreiber ansieht, ihn aber gerade deswegen sozial anerkennt. Gleichwohl haftet der Einschätzung etwas Unglaubliches an: Im Rahmen einer Schule ist eigentlich nicht davon auszugehen, dass ein Schüler zum „engen Vertrauten“ des Schuldirektors wird. Indem er sich als „Vertrauten des Direktors“ bezeichnet, setzt er sich nicht nur über Altersgrenzen, sondern auch über soziale Grenzen hinweg. Dies könnte darauf verweisen, dass er kein Gespür für soziale Grenzen bzw. für sozialen Status hat. Es kann aber auch darauf hinweisen, dass ihm soziale Anerkennung von Autoritäten sehr wichtig ist.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass Sven Frodthin in dieser Argumentation auf eine Differenz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung verweist: Er versteht sich als eine kreative Persönlichkeit, welche die Welt verändern und bewegen will, wird aber von seiner sozialen Umwelt zurückgewiesen. Die Anderen erkennen seine Ideen nicht an. Dabei handelt es sich um eine Erfahrung, die er im Laufe seines Lebens wiederholt macht. Warum er immer wieder „abgegrenzt“ wird, das legt die Sequenz nahe, ist ihm nicht klar, anders formuliert, er versteht die Reaktionen seiner sozialen Umwelt nicht. Sieht man mit Keupp (vgl. 1. Kapitel) die Verstehbarkeit des eigenen Handelns als eine Voraussetzung für das Gefühl von Kohärenz an, so verweist die Argumentation möglicherweise auf ein niedriges Kohärenzgefühl. Der Frage, was dies für die Konstruktion von biographischer Identität bedeutet, werde ich im Laufe der Fallanalyse nachgegangen.

Im fünften Segment „Sexualität“, das er mit dem Markierer *„was gehört noch zu meinem Leben“* (5/244) einleitet, erzählt er von seiner erwachenden Sexualität: *„also mit 12 oder 13 auch zum erstem Mal versucht, in diesem Bereich aktiv zu werden, nicht nur an mir selber, da fängt ja jeder mal an“* (5/247-248). Mit dem *„da fängt ja jeder mal an“* könnte er sich direkt an den männlichen Interviewer wenden. Er bezieht sich hier auf eine gemeinsame männliche Erfahrung und stellt damit eine vermeintliche Gemeinschaft mit dem Interviewer her.

Er berichtet über seine ersten sexuellen Erlebnisse, die er mehr *„recht als schlecht“* (5/250), also erfolgreich, absolviert hat. Dass er *„ziemlich frühreif“* (5/

146) ist, erklärt er damit, dass er durch das Zusammenleben mit dem älteren Bruder in einem Zimmer, der dort häufig mit seiner Freundin zusammen schläft, früh mit Sexualität in Berührung kommt und dann *„den Drang entwickelt[e], genau das gleiche willst du auch machen“* (5/255-256). In der Folgezeit sucht er immer neue sexuelle Abenteuer: *„intensiv, wie gesagt, immer gebaggert“* (5/258-59). Von einer festen Freundin oder Jugendliebe ist nicht die Rede. Bei der Darstellung seiner sexuellen Erfahrungen greift es auf weit verbreitete Mythen einer männlichen Eroberungssexualität zurück (s.u.).

Im anschließenden sechsten Segment „Sport II“ knüpft er an die Erzählkette seiner sportlichen Karriere an und erzählt über seine Entwicklung als Fußballer: *„habe mich aus dem Tor heraus zum Abwehrspieler entwickelt, dann zum Mittelfeldspieler und zum Schluss zum Stürmer“* (6/277-278). Diese positive Entwicklung sieht er als Folge davon, dass *„[ich] in meiner Freizeit, die dann nach dem Training war, habe ich immer Fußball gespielt, wie ein Idiot, und selbst noch nachts, wenn es dunkel war, habe ich den Fuß nicht vom Ball gekriegt“* (6/272-77). Der Erfolg ist also Resultat seiner Leistung. Auf Grund seiner Leistungen wird er mit ca. 13 Jahren für die Kinder- und Jugendsportschule (KJS)²⁰ geworben.

Er thematisiert, dass er von den Eltern hinsichtlich dieser wichtigen Lebensentscheidung keine Unterstützung erhält und sich überfordert fühlt, die Entscheidung alleine zu treffen. Eine Verletzung am Knie interpretiert er als Schicksalswink und entscheidet sich gegen die Sportschule. Nach diesem Unfall wechselt er zu einer anderen Sportart: *„Ich bin überall hingegangen, habe mich überall vorgestellt und [gesagt]: Ich möchte gerne eine neue Sportart kennen lernen, ich habe alles versucht, Tischtennis, Federball, ich hab alle Sportarten [ausprobiert]“* (6/305-08). Wiederum beschreibt er sich als sehr aktiv. Letztendlich fällt seine Wahl auf den Handball. Ähnlich wie beim Fußball trainiert er mehrmals die Woche und nimmt an Wochenenden an Wettkämpfen teil. Zum Abschluss des Segmentes schätzt er noch einmal ein: *„Sport war eigentlich immer mein Anker gewesen. Da konnte man hin, da hatte man Freunde [...] Das war eigentlich so mein zu Hause“* (7/3227-329).

Im letzten Segment „Familienverhältnisse II“ schließt er wieder an die Erzählkette über die Familie an. Er beschreibt noch einmal die schlechten Beziehungen unter den Geschwistern und stellt die armseligen finanziellen Verhältnisse der Familie nach der Scheidung dar. Er erzählt über seine Aktivitäten, Geld zu verdienen. So hat er *„Altstoffe gesammelt, wie ein Weltmeister“* (7/348). Er stellt dar, wie er eher zufällig die Erfahrung macht, dass er auch Geld verdienen kann, wenn er alten Leuten beim Kohlenholen und Einkaufen hilft. Zu entsprechenden Anlässen wie Weihnachten wird er von diesen alten Menschen *„mit Geschenken überhäuft“* (8/375). Sven Frodthin betont, dass seine Hilfeleistungen für Ältere

„nicht im Sinne von groß abzocken“ zu verstehen sind, es ging ihm ums Helfen „so Art wie Timur und sein Trupp“²¹ (7/344-345). Außerdem, so argumentiert er, machen es die finanziellen Verhältnisse in der Familie notwendig, Geld zu verdienen. Er rekonstruiert sich in diesem Kontext als eine Person, die vor allem aus sozialen Motiven handelt.

Den größten Teil des Geldes gibt er seiner „Mutter als Anvertraute[n]“ (7/359) für die Haushaltskasse. Die Bezeichnung „Anvertraute“ ist ausgesprochen ungewöhnlich: Nicht er ist der Vertraute der Mutter, sondern die Mutter seine Anvertraute. Diese Formulierung ist der der Angetrauten sehr nahe. Selbst wenn er eine engere Beziehung zur Mutter hatte als die anderen Geschwister, so ist doch die Bezeichnung der Mutter als „Anvertraute“ merkwürdig, ich lese sie als eine Idealisierung der Beziehung, die in gewisser Weise der Einschätzung „Vertrauter des Direktors“ gewesen zu sein, ähnelt. Es lässt sich die Annahme formulieren, dass Sven Frodthin seine Position in sozialen Beziehungen idealisiert.

Anschließend erzählt er, dass ihm Geld, welches er für sich behalten hat, um Weihnachtsgeschenke für die Familienmitglieder zu kaufen, von seinen Brüdern gestohlen wird und formuliert in diesem Kontext ein Statement, dass sich im weiteren Interviewverlauf als bedeutsam herausstellen wird: *„Ich würde es nie tun. Ich würde nie jemanden bestehlen. Ich kann es nicht. Ich kann auch nicht unehrlich sein und ich hasse das“* (8/364-365).

Am Schluss des Suprasegmentes steht eine Geschichte: „Die Würstchengeschichte“. Sven Frodthin verweist darauf, dass er diese Geschichte „ziemlich oft [erzählt]“ (8/392). Man kann daraus schließen, dass es sich um eine biographische Kernnarration handelt. Sie bündelt noch einmal seine Kindheitserfahrungen, die er für seine Entwicklung als sehr bedeutsam einschätzt. Inhaltlich geht es darum, dass auf einem Kindergeburtstag, zu dem er eingeladen ist, von den Eltern des Geburtstagskindes Würstchen gebraten werden und diese Würstchen durch vorheriges Einritzen mit dem Messer „total lustig“ aussehen, was ihn „so was fasziniert [hat]“ (8/392-394). Diese Geschichte dient zur Illustration, dass Eltern mit einfachen Mitteln ihren Kindern Freude machen können. Er kontrastiert dieses Erlebnis mit den eigenen Kindergeburtstagen: Seine Eltern haben sich nie um seinen Geburtstag gekümmert, er muss sich „selber was einfallen lassen“ (8/399). Diese Erfahrungen haben aus seiner Perspektive zu einer „Kränkung des eigenen Ichs [geführt]“ (8/402).

Fasst man das erste Suprasegment zusammen, so ist festzustellen, dass Sven Frodthin ausführlich seine Kindheit und vor allem seine Familienverhältnisse thematisiert. Diese Familienverhältnisse versteht er als Ursache für seine Entwicklung. Er greift dabei auf das zentrale moderne Identitätsmuster zurück, welches davon ausgeht, dass die Biographie durch die Erfahrungen in der Kindheit vorbe-

stimmt wird. Dieses Muster wird durch die NLP-Therapie verstärkt, die genau dieses Entwicklungskonzept vertritt und durch psychologische Theorien erweitert. Offen bleibt an dieser Stelle der lebensgeschichtlichen Erzählung noch, was die erfahrene „Kränkung des Ichs“, die für ihn aus der mangelnden Zuneigung der Eltern resultiert, erklären bzw. legitimieren soll. Auffällig ist, dass er zwar diese NLP-Sichtweise auf seine Lebensgeschichte übernimmt, zugleich aber Dinge erzählt, die dieser Sichtweise widersprechen: So bewertet er seine Kindheit als „sorglos“, stellt aber ausführlich die schwierigen finanziellen Verhältnisse und seine Aktivitäten dar, Geld zu verdienen. Er beklagt die fehlende Liebe der Eltern, stellt aber gleichzeitig fest, dass er ein Muttersöhnchen gewesen ist und seine Mutter ihm alle Steine aus dem Weg geräumt hat.

Sven Frodthin formuliert in diesem ersten Suprasegment ein lebensgeschichtliches Erfahrungsmuster: Seine Versuche, etwas zu „bewegen“ und seine kreativen Ideen werden von den Anderen nicht anerkannt, stattdessen wird er „abgegrenzt“. Möglicherweise steht dieses Erfahrungsmuster im Mittelpunkt der biographischen Thematisierung seiner lebensgeschichtlichen Erzählung. Insgesamt entwirft sich Sven Frodthin als ein aktiv handelndes Ich, das sich widrigen Umständen nicht unterordnet, sondern versucht sie zu verändern. Er sieht sich als eine kreative Persönlichkeit, die aber auf Grund ihrer Besonderheit von ihrem sozialen Umfeld nicht anerkannt wird.

Berufswahl und Lehre

Das zweite Suprasegment gliedert sich in sechs Segmente: „Berufswahl“, „Der Stiefvater“, „Werbung zur Armee“, „Lehrzeit“, „Begegnung mit der Traumfrau“ und „Lehre und Lehrabschluss“. Im ersten Segment stellt Sven Frodthin seine Schwierigkeiten dar, sich für einen Beruf zu entscheiden. Er hat keine klaren Vorstellungen, welchen Weg er beruflich gehen will. Den Wunsch „*Fernfahrer*“ (4/424) werden zu wollen, identifiziert er selbst als Ausdruck eines Fernwehs und als unrealistisch. Implizit verweist er wiederum auf die fehlende Hilfe der Eltern. An dieser Stelle der Erzählung stellt er seinen Cousin vor, der ein wichtiger Ereignisträger ist. Dieser Cousin rät ihm, eine Lehre als Kfz-Mechaniker zu machen, um später Fernfahrer werden zu können. Sven Frodthin wünscht sich hingegen einen „*Ausnahmeberuf*“ (9/430) und will „*auf jeden Fall irgend etwas anderes machen*“ (9/437). Der Cousin empfiehlt ihm daraufhin den Beruf des Baumaschinisten und Sven Frodthin informiert sich über den Beruf „*und bin dann auf Baustellen rumgerannt und habe mir dann diese Dinger angeguckt, Kräne, Bagger, Planiertraupen [...] tonnenschwere Dinger*“ (9/431-433). Weil er von der Technik „*fasziniert*“ (9/434) ist, entschließt er sich, sich zu bewerben. Er erzählt, dass er, um eine der

begehrten Lehrstellen zu bekommen, „200 Bewerbungen und nur einer, ein einziger Mensch durfte da hin“ (9/438), wiederum auf Anraten seines Cousins zu einer List greift: Er verpflichtet sich für zehn Jahre als Berufssoldat bei der NVA. Diese Armeeverpflichtung, berichtet er, hat ihm überall Anerkennung eingebracht, aus diesem Grund baut der Schuldirektor zu ihm „ein brüderliches Verhältnis [auf]“ (9/450). Als „Einzigster“ (9/455) erhält er eine Lehrstelle in einem Kombinat in Fürstenwalde (BMK). Daraufhin zieht er seine Armeebewerbung zurück, was ihm Ärger einbringt, den er aber nicht genau benennt.

Im zweiten Segment „Der Stiefvater“ nimmt er die Erzählkette zu den problematischen Familienverhältnissen wieder auf und erzählt über seine Schwierigkeiten mit dem neuen Partner der Mutter. Ausführlich beschreibt er die erste Begegnung und die Gründe, warum er, im Gegensatz zu seinen Geschwistern, den neuen Partner nicht als Stiefvater akzeptieren kann. Er thematisiert ein Konkurrenzverhältnis, der neue Partner hat „die Rolle dann übernommen, die ich schon eingenommen hatte. Ich war vielleicht auch schon der Familienvater, der die ganzen Fäden so zusammen gehalten hat“ (10/472-473). In diesem Kontext verstärkt er seine Konstruktion einer herausgehobenen Position in der Familie weiter. Auffällig ist, dass er die Verhältnisse zu den anderen Männern in der Familie, den Brüdern, nun zum Stiefvater, als Konkurrenzverhältnisse beschreibt und damit die Abgrenzung „Ich und die Anderen“ ausbaut.

Im dritten Segment „Werbung zur Armee“ erzählt er ausführlich, wie er in der Lehrzeit zu einem längeren Armeedienst geworben wird. Das Segment ist in sich dramatisch aufgebaut. Zunächst begannen verschiedene Lehrer, ihn mit dem Versprechen auf einen Studienplatz für eine erneute Dienstverpflichtung zur Armee zu werben. Nach mehreren, nicht genau benannten Werbeversuchen wird er zu einem Gespräch ins Wehrkreiskommando eingeladen.

„Und dann saß auf einmal mir gegenüber so ein völlig schräger Vogel, sonnengebräunt, kurze Haare, total kurze Haare, so ein Barett auf, hier so ein Ding, urste Uniform, bepackt voller Muskeln und urst kräftig, urst durchtrainiert. [...] Und der hat mit mir gesprochen über Gott und die Welt und hat mir dann auf einmal erklärt, ob ich schon mal so Gedanken hatte, außerhalb der DDR-Grenzen zu leben, zu arbeiten und irgendwas zu machen. [...] Und der hat es doch tatsächlich geschafft, ich denk mal, der war psychologisch so stark geschult, der hat mich dann richtig aufgefangen“ (10/496-507).

Ihm wurde ein Offiziersstudium und ein Karriere bei der Fern- und Nahaufklärung nahe gelegt: Er würde wie ein „Guerilla“ ausgebildet werden und müsse sich in der „Russessei“ bewähren, wo er aus einem Flugzeug „mit einem Messer und ohne Ausweis abgeschmissen“ werden würde (10/513-14). Dem Zuhörer wird durch die Erzählung nahe gelegt, Sven Frodhins damalige Faszination nachzuvollziehen. Mit der Information, dass der Mann „psychologisch [...] stark geschult“ gewesen

sei, weist er die Verantwortung für die Armeeverpflichtung von sich selbst ein Stück weit zurück und verweist zugleich auf seine heutigen psychologischen Kenntnisse aus NLP.

Was hat Sven Frodthin an dem „schrägen Vogel“ so fasziniert, dass er sich erneut auf eine Verpflichtung zum Berufssoldaten einlässt? Folgt man seiner Darstellung, so ist es einerseits die Verkörperung männlicher Vitalität durch Muskeln und sehr kurze Haare und andererseits die Repräsentation von Abenteuer und Herausforderung. Sven Frodthin stellt den Bereich Fern- und Nahaufklärung so dar, als wenn man dort noch wirkliche Abenteuer erleben könne. Seine Formulierungen wirken übertrieben, die Darstellungen erinnern mich an Szenen aus Abenteuerfilmen, die einem bekannt vorkommen, ohne das man genau ihre Herkunft bestimmen kann. Die eignen Erfahrungen scheinen durch das Repertoire militärischer Abenteuerfilme „überblendet“ (Welzer et al. 2002, 123) zu sein.²² Worum es mir in der Geschichte zu gehen scheint, ist, dass ihm angeboten wird, die DDR legal und nur auf Zeit zu verlassen, Abenteuer zu erleben und sich behähren zu können.

Im vierten Segment „Lehrzeit“ knüpft Sven Frodthin an die Argumentation betreffs der Ablehnung seiner kreativen Ideen an und gibt nun ein Beispiel für den dargestellten Erfahrungsmodus. Er beschreibt sich als ein *„Rädelsführer, wie auch schon in der Schule oder auch beim Training“* (16/526-527), der die Lehre mit seinen kreativen Ideen verbessern will: *„Wie die das gelehrt haben, war Scheiße. Meine Ideen waren besser, kreativer, viel schneller und effektiver“* (11/637-538). Er wird von den anderen Lehrlingen als derjenige ausgewählt, der die Ideen dem Betriebsdirektor vorstellen soll. Der Betriebsdirektor beruft eine Lehrlingsversammlung ein, auf der sich die anderen Lehrlinge jedoch von ihm distanzieren: *„dann ging kein Arm mehr hoch. Da war Schluss mit lustig. Stand ich ziemlich begossen da, auch ziemlich hohe Strafe [...] so Drangsalierung und solche Aktionen: Mitten im Winter draußen arbeiten, wo alle im Warmen arbeiten“* (16/556-559). Während er auf der einen Seite diese Situation durchaus ironisch erzählt, *„weil ich war ja damals noch ein bisschen blauäugig“* (11/546), verstärkt er auf der anderen Seite die Abgrenzung „Ich und die Anderen“ zu der Konstruktion „Ich gegen alle/alle gegen mich“. Obwohl er sich aus seiner Perspektive für das Allgemeinwohl einsetzt, muss er hohe Strafen in Kauf nehmen und wird „abgegrenzt“.

Des Weiteren berichtet er in diesem Segment über seine sportlichen Erfolge sowohl im Wettkampf „Stärkster Lehrling“ als auch im Handball. Die sportlichen Erfolge wirken in seinen Augen als Ausgleich zu der misslungenen Aktion die Lehre zu verbessern. Er berichtet über seine Schwierigkeiten mit dem theoretischen Unterricht, die aber nicht gravierend sind, sowie über die Freundschaft zu einem anderen Lehrling.

Im fünften Segment „Begegnung mit der Traumfrau“ erzählt er über seine erste große Liebe. Zunächst beschreibt er die Vorbedingungen der Begegnung und bezieht sich wieder ausführlich auf seine problematische Kindheit, indem er erzählt, wie herzlich ihn die Familie eines Freundes aufnimmt, und beklagt, dass er eine solche Familienidylle als Kind nicht erlebt hat. Dem schließt sich die Geschichte über die Geburtstagsfeier des Freundes an: *„Ich war da, ich habe gewirkt und da habe ich eigentlich die Traumfrau meines Lebens kennen gelernt“* (12/600-601). Wie in einem schönen Liebesroman oder Liebesfilm sind beide *„sofort ineinander verschossen“* (12/604), er fühlt sich von ihr *„unwahrscheinlich magisch angezogen“* (12/606).

Zu einem Eklat kommt es, als sie von seiner Verpflichtung als Berufssoldat erfährt, worauf er diese sofort am nächsten Morgen zurückzieht. Auch diese Szene wird dramatisch dargestellt. Trotz dieses Einsatzes scheitert die große Liebe, aus Gründen, die Sven Frodthin heute nicht mehr genau rekonstruieren kann. Ausführlich argumentiert er, warum sie trotzdem die „Traumfrau“ seines Lebens ist, während andere Frauen für ihn eher *„Bettware“* (13/644) sind. Um diesen Kontrast auszubauen, findet er sehr eindringliche Worte: So spricht er von *„so wirklich intensiver Liebe, wo die Fingerberührung schon gereicht [hat]“* (113/648-649) und appelliert auf diese Weise an die Empathie des Zuhörers, den Verlust nachzuvollziehen.

In diesem Kontext baut er in einer Hintergrundkonstruktion die Beziehung zu seinem Großvater aus, der als er selbst ca. 13 Jahre alt ist, stirbt. Der Großvater ist *„die Kraft gewesen in meinem Leben, die das auch so rüber gebracht hat, so diese menschliche Nähe, Wärme, verrückt sein, Spaß haben und auch mal den lieben Gott so baumeln lassen [...] Mein Opa hatte so eine Gelassenheit, eine Liebe“* (19/658-662). Der Großvater dient in der Erzählung als Kontrastperson zu den lieblosen Eltern. Auffällig ist der Sprachgebrauch, der sich möglicherweise Formulierungen aus der Esoterik bedient.

Im sechsten und letzten Segment dieses Suprasegments „Lehre und Lehrabschluss“ erzählt er über den weiteren Verlauf der Lehre. Auf Grund seiner Leistungen wird ihm angeboten, ein Vierteljahr vor der Zeit auszulernen. Dies ist eine übliche Auszeichnung in der DDR, die den leistungsstarken Lehrlingen ermöglicht, bereits drei Monate vor den anderen das Facharbeitergehalt zu bekommen. Bei der Musterung wird er erneut zu einem längeren Wehrdienst, diesmal drei Jahre, überzeugt. Er bekommt *„ein Angebot, das ist einmalig“* (22/742-743): Einsatz bei der Nah- und Fernaufklärung und Vorbereitung auf ein Studium der eigenen Wahl. Das Studium ist für ihn das Hauptmotiv das Angebot anzunehmen. Aber auch der Einsatz bei den *„Fazer Nazer“*, also beim Fern- und Nahaufklärungszug, stellt er als verlockend dar, *„das Glühen in den Augen war wieder da“* (15/755-

756). Die Darstellung der Geschichte setzt auch auf die Betonung seiner Besonderheit: Er wird ausgewählt für eine Eliteeinheit der NVA.

Insgesamt knüpft Sven Frodthin im zweiten Suprasegment an die biographische Thematisierung im ersten Suprasegment an: Die Familienverhältnisse werden weiter unter dem Gesichtspunkt der problematischen Kindheit erzählt, der nun auf die Jugendzeit erweitert wird. Seine Berufswahl und Lehrzeit thematisiert er unter der Perspektive seiner kreativen Ideen und ihre Ablehnung. Damit baut er seine Identitätskonstruktion als kreative Persönlichkeit aus, deren Ideen aber sozial nicht anerkannt werden. Er verstärkt das Konstrukt „Ich und die Anderen“ hin zu der Konstellation „Ich gegen alle/alle gegen mich“. Auch in Bezug auf seine Berufswahl und die Berufsausbildung stellt er sich als ein aktiv handelndes Ich dar und betont seine herausragenden Leistungen in der Lehre und im Sport. Viele Geschichten zielen darauf, seine Besonderheit herauszustreichen. Die Berufswahl und die Werbung zum Berufssoldat sowie die beiden Rücknahmen der Verpflichtung beruhen auf Anstößen von anderen, die er in seine Darstellung als aktiv handelndes Ich integriert: Er nimmt die Anregungen der anderen wahr und wird dann selbst aktiv.

Armeezeit: Held und Degradierter

Das dritte Suprasegment ist in sieben Segmente strukturiert: „Ankunft“, „Ausbildung und Ausbilder“, „Fahrschule“, „Lebensretter“, „Das Petschaft“, „Der Besuch des Generalleutnants“ und „Rückkehr ins Leben“. Im ersten Segment erzählt Sven Frodthin, wie er im April 1983 seine Ankunft in der Kaserne inszeniert und einen Eklat mit einem Vorgesetzten provoziert. Weil er eine Zigarette lässig auf dem Boden sitzend raucht,

„stand [auf einmal] so ein, weiß ich nicht, Major oder Hauptmann, ist ja auch egal, irgend so ein Typ vor mir und schreit mich an, tierisch an [...] Und ich habe den dann noch den so angeguckt, habe dann noch geraucht so. Der wurde immer lauter, immer roter und dann habe ich irgendwann Zigarette, ich glaube so auf meinen Schuhen so ausgedrückt, habe die hingeschmissen, bin aufgestanden und habe gesagt: 'Sagen Sie mal, wer sind Sie überhaupt hier? Was machen Sie denn hier für einen Affen? Schreien hier alle zusammen, sind Sie bescheuert?'“ (24/811-820)

Nach dieser Story müssen sowohl Sven Frodthin als auch der Interviewer lachen. Das Lachen des Interviewers verändert die Interviewsituation. Sven Frodthin fühlt sich vom Interviewer bestätigt und baut im Folgenden seine Storys immer detaillierter aus. Die Pointe der Ankunftsstory ist, dass der beschriebene Auftritt zum Wehrdienstbeginn Sven Frodthin die Position bei den „Fazer Nazer[n]“ kostet, statt Abenteuer zu erleben, muss er zum „Bataillon Chemische Abwehr“ (24/831). Worum es in der Geschichte auch geht, ist die fehlende Bereitschaft zur

Unterordnung unter die militärische Hierarchie. Diese biographische Thematisierung ist für das, was in diesem Suprasegment erzählt wird zentral.

Im zweiten Segment „Ausbildung und Ausbilder“ erzählt Sven Frodthin über seine Erfahrungen in der eigenen Grundausbildung und als Ausbilder, er ist Unteroffizier auf Zeit. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen seine Schwierigkeiten mit der militärischen Hierarchie. Kurz erzählt er über seine Grundausbildung und das schwierige Verhältnis zu den Vorgesetzten, da er sich nicht unterordnen konnte und wollte. Anschließend stellt er seine Schwierigkeiten als Unteroffizier und damit Befehlsträger dar: *„Ich war 18 Jahre und ich sollte einem Sechszwanzigjährigen, Siebenundzwanzigjährigen was erklären. Ging ja auf Befehlsebene. Und da ich das selbst nicht verstanden habe, konnte ich das auch nicht rüber bringen“* (25/872-874). Die fehlende Erfahrung führt aus seiner Perspektive dazu, dass er große Probleme hat, seiner Aufgabe als Unteroffizier gerecht zu werden. Ausführlich beschreibt er, dass er insbesondere gegenüber den älteren Rekruten, die teilweise bis zu neun Jahren älter sind als er, unangemessen reagiert, weil er sich in ihre Lebenssituation nicht hineinversetzen kann.

Er thematisiert auch den Umgang mit den gleichaltrigen Rekruten und die Situation der Kasernierung: *„Dieses Spiel in dieser [...] in diesem engsten Raum zwischen den ganzen Leuten“* (25/862-863). Mit dem „Spiel“ verweist er möglicherweise auf die Konflikte und die Machtspiele, die aus der Hierarchie unter den Soldaten resultieren. Das permanente Zusammensein der Rekruten auf engstem Raum schildert er als belastend: *„im Laufe der Zeit nervt dich das“* (25/861).

Im dritten Segment „Fahrschule“ beschreibt er, wie er in wenigen Stunden die Fahrerlaubnis für Motorrad mit Bravour erwirbt. Die Dramatik der Geschichte gestaltet er mittels der Wiedergabe wörtlicher Rede, auch die Motorradgeräusche werden imitiert. In einem Subsegment stellt er dar, wie er die Fahrerlaubnis für LKW ablegen muss. Die detaillierte Geschichte dient auch als ein Beleg für die aus seiner Perspektive ungerechtfertigte und ungerechte Schikane durch die Vorgesetzten:

„Du fährst in Potsdam mit einem LKW so und auf einmal fragt er [der Fahrlehrer A.d.V.] dich: ‘Was war denn das gerade für ein Straßenschild?’ ‘Ja, weiß ich doch nicht.’ ‘Anhalten! Aussteigen! Hier hast Du einen Lappen, hier hast Du einen Schwamm. Sauber machen!’ Und dann aber zu Befehl und dann im Laufschritt musstest du das Ding abputzen, dann trocken reiben, wieder zurück: ‘Befehl ausgeführt!’“ (27/937-941).

Gegen solche und ähnliche Situationen setzt er sich zur Wehr, indem er sich beschwert, worauf er wiederum „tierische Probleme“ (28/947) mit den Vorgesetzten bekommt. Er argumentiert, dass er diese Konflikte zum Teil durch seine sportlichen Leistungen ausgleichen kann.

Im vierten Segment „Lebensretter“ erzählt Sven Frodthin als Beleg für diese Argumentation die Geschichte, wie er auf einer großen Potsdamer Kreuzung die

Regulierung einer Panzerkolonne übernimmt. Ausführlich stellt er die Witterungsverhältnisse dar – es herrscht Glätte, 20 Grad Minus und verminderte Sicht –, und den aus diesen Verhältnissen und der ausgefallenen Funkverbindung folgendem „*Ausnahmezustand*“ (28/955). Er beschreibt seinen lebensgefährlichen Einsatz mit dem Motorrad und wie es ihm gelingt, „*40 Leuten das Leben zu retten*“ (28/950). Daraufhin wird er belobigt, erhält Sonderurlaub und gilt als „*Held*“ (28/967).

Dramaturgisch folgt nun mit dem fünften Segment „Das Petschaft“ wieder eine Geschichte, die zu einer Degradierung führt. Die Armeezeit ist durch ein Auf und Ab gekennzeichnet: Während Sven Frodhin durch den Sport und Leistungen wie auf der Kreuzung sich „*nach oben brachte*“, hat er sich mit anderen Aktionen, die meist aus dem mangelnden Willen zur Unterordnung resultieren, wieder „*alles verschossen*“ (28/975). Diesen Mechanismus setzt er erzählerisch mit dem Wechsel von progressiven Sieger- und regressiven Verlierergeschichten um und macht so das Auf und Ab für den Zuhörer nachvollziehbar.

Inhaltlich geht es in dem Segment darum, dass er mittels eines Petschafts den Fernseher verstellt, um gemeinsam mit Kameraden Westfernsehen zu schauen, was verboten ist. Er wird von einem seiner Kameraden verraten und hat deshalb große Auseinandersetzungen mit dem Vorgesetzten. Vor allem deshalb, weil er bis zum Schluss bei der Aussage bleibt, kein Westfernsehen geschaut zu haben und behauptet, dass er ja schließlich keine „*Petschaftsberechtigung*“ (31/1065) besitze. Aus seiner Perspektive geht es dabei ums Prinzip, „*nicht klein bei[zugeben]*“ (31/1055).

Da er die Zustände bei der Armee als unzumutbar empfindet und verändern will, beschwert er sich brieflich bei verschiedenen Vorgesetzten. Wenn ich seine in diesen Passagen benutzte sehr slanghafte Jugendsprache richtig verstehe, so geht es ihm vor allem um die geforderte Unterordnung, nicht gerechtfertigte Schikane und um den überzogenen Politunterricht, das Trimmen auf ein Feindbild. Er argumentiert:

„Es gab für mich keinen Gegner. Ich habe immer gesagt, passt mal auf: Wenn wir wirklich so bedroht sind, dann müsst ihr mir mal erklären, wieso die Bundeswehr am Freitag um eins Feierabend hat. Das müsst ihr mir mal erklären. Wir haben hier, 80 % aller bewaffneten Organe sind in der Kaserne. Innerhalb von 15 Minuten sind wir voll aufmunitioniert [...] und sind da drüben einmarschiert“ (29/995-998).

Hinsichtlich seiner Beschwerden hat ein Brief an eine besonders ranghohe Persönlichkeit Erfolg. Im sechsten Segment „Der Besuch des Generalleutnants“ stellt er die Reaktion auf den Brief dar. Dieses Segment ist der dramatische Höhepunkt des Suprasegments. Hier lasse ich ein ausführliches Zitat folgen, um darzustellen, wie sich sein Erzählstil in diesem Suprasegment verändert hat. Der Generalleutnant betritt Frodhins Zimmer und hat sein

„Jäckchen ausgezogen. ‘Kann ich einen Kaffee haben?’ Ich sage: ‘Möchten Sie ein türkischen oder mit Kaffeemaschine?’ Sagt er: ‘Mit Kaffeemaschine.’ Hinterm Vorhang Kaffeemaschine vorgeholt (lacht), es war alles da, Kaffee gemacht. Und, ob ich nicht was zu trinken hätte. Ich sage: ‘Klar, was wollen Sie? Was meinen Sie jetzt?’ Dann sagt der: ‘Ich bin doch nicht doof, auf jeder Soldatenstube, auf jeder anständigen ist irgendwo ein Grog oder irgendwas da. Haben Sie was Anständiges da?’ [...] Da hat der drei Stunden mit mir gequatscht. [...] Und er wird einfach mal versuchen, das in nächster Zeit zu ändern.“ (32/1097-1124).

Im Anschluss an die Geschichte setzt er noch eins drauf: „General Hoffmann kenne ich auch noch“²³ (33/1126).

Im letzten Segment „Rückkehr ins Leben“ stellt er die Entlassung und den Übergang ins Zivilleben dar. Das Segment ist ein Sammelsurium von Informationen, die aneinander gereiht werden. Die wichtigsten Ereignisse werden im Folgenden zusammengefasst. Der Entlassung aus der NVA im April 1986 schließt sich eine zweiwöchige Safttour durch die gesamte DDR an, eine „Fete ohne Ende“ (33/1137). Während dieser Tour feiert ein Freund Polterabend und Hochzeit. Auf dem Polterabend lernt Sven Frodthin seine zukünftige Frau kennen. Nach einer sehr kurzen Begegnung erklärt er seinem Freund: „wenn die kleine Schnecke, die gestern hier war, morgen wieder kommt, dann heirate ich die. Da meint der: ‘Du bist bescheuert, was soll der Blödsinn hier?’ Ich sage: ‘Nein, die war süß, die war niedlich, die war nett, war intelligent.’ Sagt er: ‘Eh, du hast die doch gar nicht richtig gesehen!’ ‘Doch’, sag ich, ‘so was sehe ich sofort’“ (34/1178-82).

Diese Darstellung hat bereits deutlich andere Töne als die der ersten Liebe. Die neue Freundin wird vor allem über Äußerlichkeiten wahrgenommen. Im Grunde genommen ging es bei der Hochzeitsfeier des Freundes zunächst einmal darum, mit einer Frau zu „schlafen oder was, das eigentlich, klar war das mein Ziel. [Ich] meine, ich komme von der Armee wieder. Na ja ist ja klar“ (34/1184). Die letzte Bemerkung richtet sich direkt an den Interviewer: Ein Mann versteht das, es muss nicht weiter ausgeführt werden. Verstreut über das ganze Segment stellt Sven Frodthin dar, wie sich langsam eine engere Bindung zu der Freundin aufbaut, die in Cottbus wohnt.

Anknüpfend an die Erzählkette zu den Familienverhältnissen erzählt er, dass er nach der Entlassung aus der Armee zunächst zu seinen Eltern nach Bad Saarow zurückkehrt. Diese haben sich inzwischen ein Haus gebaut. Er stellt dar, wie er den Hausbau des Stiefvaters kritisiert, und knüpft damit an die Thematisierung des schwierigen Verhältnisses zwischen beiden an.

Seine Studienpläne hat er aufgeben. „Ich [hatte] eigentlich keinen Glauben mehr an das ganze Ding. Ich hatte eigentlich immer noch bloß einen Gedanken: irgendwie mal raus, einfach mal abhauen. Aber es gab nicht die Möglichkeit. Ich wollte kein Grenzbrecher werden“ (34/1167-1168). Beruflich fehlte ihm die Mo-

tivation, in einen Aufstieg zu investieren, denn nach seinen Erfahrungen wird man zu häufig „*verarscht*“ (34/1166). Er beschreibt, dass er wieder in seinem Lehrbetrieb als Baumaschinist anfang zu arbeiten. Zum Abschluss des Suprasegments evaluiert er: „*Schau doch mal zu, was du daraus noch machst, was erwartet dich denn noch im Leben*“ (36/1230-1231). Letztere Formulierung klingt eher resigniert. Er beschreibt sich als jemanden, der für sich nicht so recht eine Zukunft in der DDR sieht, diese aber auch nicht verlassen will.

Insgesamt verstärkt Sven Frodthin im dritten Suprasegment in den Geschichten über die Armeezeit das Konstrukt „Ich gegen alle/alle gegen mich“. Er rekonstruiert vor allem eine Abgrenzung zwischen sich und den übergeordneten Vorgesetzten. Die bisherigen biographischen Thematisierungen treten in diesem Suprasegment zu Gunsten der Abenteuer geschichten zurück. Im Vordergrund stehen die vielen Storys, in denen er vor allem das militärische Befehl-Gehorsam-Verhältnis kritisiert. Neu in diesem Suprasegment ist das aktive Einverständnis des Interviewers mit dem Erzählstil: Wie an einem Stammtisch erzählt Sven Frodthin seine Storys, über die sich der Interviewer amüsiert. Und wie an einem Stammtisch malt Sven Frodthin seine Storys aus. Beim Lesen wirken viele Geschichten auf mich übertrieben, jedoch ist in dieser Hinsicht zu bedenken, dass die Übertreibung ein anerkanntes Stilmittel mündlichen Erzählens ist (Lehmann 1983). Mit der Darstellung seiner Bekanntschaften zu hohen Persönlichkeiten wie dem Generalmajor wertet Sven Frodthin seine Person auf. Möglich ist, dass er im weiteren Verlauf seiner Erzählung dieses Thema stärker fokussieren wird.

Vorwende und Wendezeit

Im vierten Suprasegment fasst Sven Frodthin im Verhältnis zur bisherigen Darstellung die Ereignisse der folgenden dreieinhalb Jahre nur kurz zusammen. Es ist in drei Segmente untergliedert: „Am Pranger“, „Vorwende“ und „Wende“. Im ersten Segment beschreibt er den weiteren Verlauf seiner Berufslaufbahn, im Mittelpunkt der Darstellung steht wiederum die Ablehnung seiner kreativen Ideen. Zugleich dient das Segment im Aufbau der Lebensgeschichte dazu, die folgende Verhaltensänderung nachvollziehbar zu machen. Er berichtet, dass er nach dem Wehrdienst als Baumaschinist auf verschiedenen Baustellen in der Republik arbeitet. Im Mittelpunkt des Segmentes steht die folgende Geschichte, die auf einer Baustelle in Fürstenwalde spielt. Er führt sich in die Geschichte als jemand ein, der „*immer arbeiten [wollte]*“ (36/1250), während die Anderen aus seiner Perspektive nur gammelten. Er erzählt über diverse Schlampereien, die er während seiner Arbeitszeit beobachtet, wie bspw. ein LKW-Fahrer, der regelmäßig Alkohol trinkt, oder der Diebstahl von Baumaterialien durch Arbeitskollegen.

„Und habe dann an den, ich glaube, an den Abteilungsleiter [...] an den geschrieben, mich an den gewandt. Ja, das dem so erklärt, was ich da so sehe. Ich sage, ich finde das nicht so okay Sie müssen doch mal mit den Kollegen reden hier, das kann doch nicht sein hier und so nicht. Was soll denn der Blödsinn? Ich sage ja, sie schreien den Sozialismus hier, wir wollen vorwärts kommen, und hier werden die Baumaterialien runter geschafft“ (37/1267-73).

Er betont, dass er der Einzige ist, der diese Zustände wahrnimmt: „Wenn ich da aufhöre, dann machen die trotzdem weiter. Das angeprangert, angeprangert, angeprangert, das ging einfach nicht anders“ (37/1282-84). Obwohl er sich im Recht glaubt, wird er nun von den Kollegen angeprangert. In diesem Kontext spricht Sven Frodthin von einer „Massenhysterie“ (34/1289) und „psychologischer Kriegsführung“ (38/1298) gegen ihn. Es findet eine Aussprache mit der Betriebsleitung statt, die er wie folgt markiert: „Und das Ende vom Lied, Inhalte sind sowieso immer die gleichen, Ende vom Lied war, dass sie mir dargelegt haben, das BMK zu verlassen“ (37/1286-1287). Die Erfahrung der sozialen Ausgrenzung auf Grund seiner Initiative wird in den Kontext vergangener und zukünftiger Erlebnisse gesetzt und damit auf die weitere Lebensgeschichte verwiesen.

Er erzählt, dass er noch drei Tage Bedenkzeit erhält, was es aber zu bedenken gäbe, welche Angebote der Betrieb ihm macht, berichtet er nicht. Aus seiner Perspektive haben sich alle gegen ihn verschworen. Dass für den Betrieb die Sache längst nicht so eindeutig ist, legt meines Erachtens die Werbung für eine Mitgliedschaft in der SED im Anschluss an die Aussprache nahe. Davon erzählt er in einer Hintergrundkonstruktion etwas später. Er empfindet die Werbung als eine Frechheit, denn er fühlt sich von den Genossen verraten. „Du hättest mir den Rücken stärken müssen, da hättest Du sagen müssen, so einen Typen, darauf müssen wir bauen. Was hast Du gemacht? Du hast das Spiel mitgespielt. Bist Du bescheuert?“ (39/1337-39).

Insgesamt stellt sich Sven Frodthin in dieser Geschichte als derjenige dar, der sich als Einziger für die Belange im Betrieb einsetzt. Dass er auf Grund dieser Motivation andere Kollegen anschwärzt, ist für ihn nicht wichtig. Im Gegenteil: Er fühlt sich von den Kollegen und der Betriebsleitung verraten. Das Verhalten der Anderen ist ihm wie in den beschriebenen ähnlichen Situationen unverständlich. Möglicherweise herrscht zwischen der Betriebsleitung und den Kollegen auf der Baustelle ein stillschweigendes Abkommen, das die Mitnahme von Baumaterialien duldet, um auf diese Art und Weise Versorgungslücken auszugleichen.²⁴ Wäre dem so, so hätte Sven Frodthin die sozialen Ordnung des Betriebes empfindlich gestört, was das Verhalten der Kollegen erklären würde.

Nach diesem Konflikt beendet er, ungefähr ein Jahr nach dem Beginn, sein Arbeitsverhältnis mit dem BMK durch eine eigene Kündigung. Dramatisch formuliert er: „Habe ich dann gekündigt und war arbeitslos!“ (38/1312). Auf Nach-

frage des Interviewers schränkt er ein, dass es in der DDR nicht so hieß. Die anschließende Arbeitssuche erweist sich als unkompliziert. Durch Bekannte bekommt er eine Arbeit als Kraftfahrer beim Rat des Bezirkes Frankfurt an der Oder. Gewünscht hat er sich aber eine andere Arbeit. In einer Hintergrundkonstruktion erzählt er, dass es sich für eine Arbeit an der zentralen Erdöl-Erdgasleitung in der Sowjetunion, umgangssprachlich „die Trasse“ genannt, beworben hat. Seine Bewerbung wird jedoch abgelehnt.

Das zweite Segment „Vorwende“ beginnt er mit dem Markierer: „Ja, Wendezeit kam dann“ (39/1344) und erzählt dann noch kurz über seine Zeit als Kraftfahrer. Die zwei Jahre scheinen für ihn aus heutiger Perspektive nur noch eine Vorwendezeit zu sein. Es passiert nichts Wesentliches mehr. Während er sich im BMK aus seiner Perspektive für die Belange des Betriebes einsetzt, erzählt er, dass er sich nun „*einfach den Dienstwagen genommen (hat), weil ich hatte keinen Privatwagen, bin ich nach Bad Saarow zum Training gefahren*“ (39/1346-1349). Er argumentiert, dass er für sich beschlossen hat, nichts mehr bewegen zu wollen: „*Reiß einfach deine Schnauze nicht mehr auf, tu das, tu das dir nicht an, tu das den anderen nicht an, lasse doch die Scheiße so, wie sie ist. Du wirst irgendwann, irgendwann kriegst Du die Chance hier raus zu kommen*“ (39/1356-1358). Er erzählt, dass er vom Handballspieler zum Trainer aufsteigt und sehr viel Zeit für das Training verwendet. In der lebensgeschichtlichen Erzählung bekommt der Sport nun eine weitere Kompensationsfunktion, er dient für ihn als Ausgleich für die nicht befriedigende Arbeit. Die bisher so wichtige Integration in die Gemeinschaft tritt in der Darstellung zurück.

Um sein Arbeitsverhältnis zu verändern, bewirbt er sich als „*Botschaftsfahrer*“ (1359). Die folgenden Seiten lesen sich so, als hätte er als Botschaftsfahrer gearbeitet, erst sehr viel später im Interview stellt sich heraus, dass er sich lediglich beworben hat. Dieser Eindruck kommt zustande, indem er unmittelbar an die Darstellung der Bewerbung eine Geschichte erzählt, wie er als Kraftfahrer bei der Ankunft von Präsident Gorbatschow zum 40. Jahrestag der DDR auf dem Flughafen Schönefeld anwesend ist. Man nimmt an, er wäre Botschaftsfahrer. Ausführlich erzählt er von der Ankunft des Flugzeuges und dass Gorbatschow seinen Koffer liegen lässt und er ihn hinterher bringen muss. Das Zusammentreffen mit bedeutenden Persönlichkeiten hebt auch ihn aus der Masse positiv heraus. Ich lese die Darstellung als quasi Botschaftsfahrer als Aufwertung seiner beruflichen Position, die zu diesem Zeitpunkt niedrig ist.

Im Rahmen dieser Geschichte erzählt er, dass bei der Ankunft von Gorbatschow Hermann Axen und andere Mitglieder des Politbüros der SED anwesend sind. „*Die sahen alle gleich aus, alle sahen gleich aus [...], die hatten alle die gleichen Anzüge an, alle, die gleichen Mäntel, alle sahen gleich aus und die haben auch*

alle die gleichen Bewegungen gemacht“ (40/1375-78). Sven Frodthin beschreibt die obersten Machthaber der DDR nicht als Einzelpersönlichkeiten, sondern als eine einheitliche Masse: Alle tragen die gleiche Kleidung und bewegen sich identisch. Letzterer Aspekt lässt sich dahingehend lesen, dass es sich um Marionetten handelt, die jemand anderes synchron bewegt. Sie symbolisieren zugleich die Stagnation in der DDR. Im Gegensatz dazu trägt er *„eine Hose und einen Leder-schlips“* (40/1379). Diese Betonung seiner modischen Kleidung kann man auch als Ausdruck von Individualität lesen, wenngleich Mode natürlich immer auch vereinheitlichende Aspekte enthält. Sie dient in dieser Geschichte als eine Abgrenzung gegenüber den marionettenhaften Politbüromitgliedern und weitergehend dem stagnierten politischen System.

Im dritten Segment „Wende“ stellt Sven Frodthin seine Wahrnehmung des Herbstes 1989 dar. Mit der Wende sieht er *„die Chance, endlich mal, endlich mal was zu ändern, endlich mal was zu bewegen“* (41/1404-05). Er erzählt, dass er sich *„politisch auch sehr unschlüssig [war], wusste nicht wo hin, wo ich richtig hin sollte und habe an der Montagsdemo teilgenommen und hab Ideen verfasst und vollzogen und getan und gemacht, aber irgendwie war das alles nichts“* (41/1405-07). Wiederum stellt er seine Kreativität und Aktivität dar, die keine Anerkennung von anderen findet. Welche Ideen er entwickelt, bleibt erneut offen.

Er beschreibt die beginnende Umstrukturierung der Bezirksbehörde und thematisiert die Verschiebung der neuen Ämter. Bevor er aber dazu kommt, dies wieder *„anzuprangern“*, *„kam mir ein Freund zu Hilfe, dass jemand zu mir sagte, ob ich nicht Lust hätte, irgendwas zu verkaufen, im Auto beim Fahren“* (41/1425-1426). Es handelt sich um Versicherungen. Er zeigt Interesse, nachdem der Freund ihm *„erzählt, was da so alles abgeht, wie viel Tausende und Millionen von Mark man da verdienen kann“* (51/1745-1747). Er entscheidet sich dafür und schätzt ein: *„und bei diesem Okay beginnt eigentlich die zweite Hälfte meines Lebens. Die völlig andere Hälfte. Ab da geht alles in völlig andere Bahnen. Die Symptome sind letztendlich immer die gleichen, nur gehe ich jetzt als Sieger hervor und ich bin nicht immer nur der Verlierer“* (41/1429-1432). Anzunehmen ist, dass er mit Symptome die eigene Kreativität und deren Ablehnung meint. Indem er feststellt, dass die Symptome die gleichen geblieben sind, rekonstruiert er eine kohärente biographische Identität, er ist kreativ wie eh und je, verändert hat sich das System. Dass für ihn viele Reaktionen seiner sozialen Umwelt bisher nicht verstehbar waren, folgt damit aus dem politischen System der DDR.

Er wechselt nun den Standpunkt und greift auf seine derzeitige Position als selbständiger Versicherungs- und Finanzberater vor und stellt fest: *„Also ich lasse die Leute wirklich auf der Strecke, die da Fehler machen, richtig Fehler machen, personelle, finanzielle, die Leute bescheißen, die Leute betrügen, die Leute miss-*

achten, verachten. In dieser Branche arbeite ich nun“ (42/1434-1436). Er nimmt die Klischees über die Versicherungsbranche auf und konstruiert eine Abgrenzung: Im Gegensatz zum Leumund ist er ehrlich und arbeitet auch nur mit Leuten zusammen, die dies ebenfalls sind. Er beendet das Suprasegment, indem er die lebensgeschichtliche Erzählung beendet und sich an den Interviewer wendet: *„Und diesen zweiten Teil der Geschichte würde ich gerne, ich meine, wenn es Dich interessiert und wenn wir da auch weitermachen wollen, an einem anderen Tag erzählen“* (42/1436-1438). Der lebensgeschichtliche Bruch durch die Wende wird auch formal umgesetzt, indem er die Lebensgeschichte auf zwei Termine verteilt.

Im Mittelpunkt des vierten Suprasegments steht wiederum die Darstellung der eigenen Kreativität und Aktivität, die von den Anderen nicht genügend anerkannt wird. Damit festigt Sven Frodthin seine Identitätskonstruktion als eine Persönlichkeit, die kreative Ideen entwickelt, um die Umstände zu ändern und zu bewegen. Auf Grund der für ihn nicht nachvollziehbaren Ablehnung seines Engagements bewertet er seine Lebensgeschichte in der DDR als Verlierergeschichte. Er verweist auf seinen Werdegang nach der Wende und hält fest, dass er der gleiche bleibt, aber die Umstände für ihn günstiger werden. In diesem Zusammenhang greift er auf seinen aktuellen Berufsstatus vor und positioniert sich als ehrlicher Vertreter der Versicherungsbranche. Diese Ehrlichkeit ist als eine Charaktereigenschaft zu verstehen, denn schon als Kind hat er nichts mehr verabscheut als Unehrllichkeit. Mittels dieser Charakteristik als ehrlicher Mensch rekonstruiert er eine kohärente biographische Identität, auch in dieser Hinsicht hat er sich nicht verändert. Des Weiteren wird in diesem Suprasegment die Erzählkette zu Begegnungen mit bekannten Persönlichkeiten durch neue Geschichten fortgesetzt.

Diesem Abbruch der Lebensgeschichte schließt sich eine Diskussion mit dem Interviewer an, in der sich beide zunächst über das Interview austauschen. Sven Frodthin will sich versichern, ob er den Erwartungen des Interviewers entspricht. Im Anschluss verfangen sich beide in einen Dialog über den Menschen an sich, der sehr stark durch Sven Frodhins NLP-Perspektive geprägt ist. Der Interviewer fragt sehr genau nach, welche Rolle für Sven Frodthin die Arbeit im Leben spielt. In diesem Kontext evaluiert Sven Frodthin: *„Du triffst auch mich persönlich gerade in einer Situation, die nicht so berauschend ist. Ich habe gerade meine Fahrerlaubnis abgegeben, Prozesse führen dürfen, in der Firma hat sich unwahrscheinlich viel getan. Das ist nicht uninteressant, was hier alles so passiert so zurzeit. Trennung von der Frau, Wohnung“* (46/1600-603). Diese aktuelle Lebenssituation hört sich nicht gerade so an, als wäre Sven Frodthin ein Sieger. Warum bezeichnet er sich trotzdem als solchen?

Beginn der Karriere

Der zweite Termin beginnt mit einem kurzen Resümee des Interviewers, an welcher Stelle man stehen geblieben sei. Mit der Bemerkung: *„Ja eigentlich sind wir bis zum Ende gekommen“* (50/1719) bestätigt der Interviewer Sven Frodhins Sicht, dass es sich bei dessen Leben um zwei verschiedene Geschichten handelt. Sven Frodthin setzt dann noch einmal mit der Darstellung seiner Werbung zum Versicherungskaufmann ein und benutzt fast identische Formulierungen. Dies lässt vermuten, dass es sich dabei um eine biographische Kernnarration handelt.

Diese Geschichte ist der Beginn des fünften Suprasegments, welches in zwei Segmente untergliedert ist: „Schulung“ und „Initiation“. Im ersten Segment erzählt Sven Frodthin von seiner Ausbildung zum Versicherungskaufmann durch die HMI, einer der drei führenden Konzerne auf dem privaten Finanzdienstleistungsmarkt Deutschlands. Für die Schulung, die in Eisenhüttenstadt stattfindet, hat er sich extra neue Kleidung gekauft. Er beschreibt sein erstes Auftreten folgendermaßen: *„Mit weißen Socken, schwarzen Schuhe, schwarzer Lederschlips und ein ganz komischen, also C&A Anzug zum ersten Mal getragen, so ein großer Aktenkoffer, mit solchen ollen Aufkleber“* (51/1749-51). Mit dieser Darstellung bringt er seine Bereitschaft zum Ausdruck, sich voll und ganz für den neuen beruflichen Weg zu engagieren und die Chance zu nutzen, die sich ihm endlich bietet. Die Schulung scheint zunächst einmal wöchentlich stattzufinden. Aus dem Interview geht nicht hervor, ob Sven Frodthin an diesen Schulungen neben seiner Arbeit als Kraftfahrer teilnimmt oder ob er bereits einen Arbeitsvertrag mit der HMI hat.

Er erzählt, dass er sich zunächst im Finanzdienstleistungsmilieu wie ein *„Außenreiter“* (51/1753) vorkommt und berichtet, wie es ihm in der Folgezeit gelingt, durch aktive Handlungen auf sich aufmerksam zu machen. So spricht er zum Beispiel nach der Schulung den Seminarleiter an, stellt sich vor und fragt nach den Aufgaben. Dieser übergibt ihm *„Analysen“* (51/1774), die er bis zur nächsten Woche ausfüllen soll. Eine Woche später zeigt er dem Seminarleiter seine Analysen, der hat die Aufgabenstellung wohl gar nicht so ernst gemeint und ist sehr erstaunt: *„Wie, Sie haben in einer Woche zehn Analysen geschrieben? Ich sage: ‘Entschuldigen Sie, haben Sie doch gesagt oder?’ ‘Na ist ja Wahnsinn, ist ja toll, aus Ihnen wird mal ein ganz Großer“* (52/1795-96).

Nachdem sich Sven Frodthin in der Erzählung als Erfolg versprechender Neueinsteiger positioniert hat, stellt er seine ersten Arbeitserfahrungen dar: Er beginnt erste Versicherungsverträge mit Kunden²⁵ abzuschließen, die aber häufig anschließend wieder gekündigt werden. Aus heutiger Perspektive wertet er dies nicht als Misserfolg, sondern sieht es als Resultat fehlender Erfahrung und der Schulungsausrichtung, rasch hohe Umsätze zu machen. Mit der Einschätzung

„Aus heutiger Sicht weiß ich ganz genau, das war alles nur Provisionshascherei, Lug und Betrug und Strukturvertrieb und Abzocke und was weiß ich nicht alles“ (51/1768-1770) knüpft er an seine Positionierung als ehrlicher Versicherungskaufmann an. Möglich ist, dass er den zweiten Teil seiner Lebensgeschichte unter dem Thema „Ehrlichkeit versus Lug und Betrug“ fokussiert.

Sven Frodthin beschreibt, dass immer mehr Leute von der Schulung absprangen. Nach einem halben Jahr zeichnet sich ab, dass sich ein bestimmter Typus – junge, leistungsorientierte Männer – durchsetzen konnte und dabei bleibt. Diesen Typus bezeichnet er als *„Einzelkämpfer“* (52/1810). Die HMI gibt genaue Bedingungen vor: Sie stellt diesen Teilnehmern und Teilnehmerinnen für drei Monate ein Büro zur Verfügung, in der Zeit müssen sie einen bestimmten Umsatz bringen. Gelingt ihnen dies, werden sie vom Konzern unterstützt sich selbstständig zu machen. Sven Frodthin absolviert diese Probezeit mit Bravour. Er beschreibt, wie er sich im Selbststudium die notwendigen Kenntnisse hinsichtlich Versicherungen, aber auch Kapitalanlagen erarbeitet und stellt sich so als jemand dar, der seinen neuen beruflichen Weg sehr engagiert angeht. 1991 macht er sich selbstständig und ist nun als freier Mitarbeiter bei der HMI tätig. Nebenbei läuft seine Ausbildung weiter.

Anschließend berichtet er über die Entwicklung des Unternehmens: Die HMI hat seit der Währungsunion mit den Außenstellen in Ostdeutschland enorme Umsätze erwirtschaftet, aber bereits Ende 1991/Anfang 1992 beginnt der Umsatz zu stagnieren. Zu diesem Zeitpunkt besucht der Landesdirektor des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen den Ableger in Ostdeutschland. Dieser Landesdirektor ist einer der zentralen Ereignisträger in der weiteren lebensgeschichtlichen Erzählung. Er wird von Sven Frodthin in einer als schicksalhaft dargestellte Begegnung in die Erzählung eingeführt.

Das zweite Segment „Initiation“ beinhaltet diese Begegnung. Auf Initiative des Landesdirektors findet eine Unternehmensversammlung statt. In Bezug auf die anderen eingeladenen Teilnehmer und Teilnehmerinnen schätzt Sven Frodthin ein: *„Bist schon einer von denen, kannst schon mitreden, aber von der weiten Welt habe ich noch nichts gesehen bis dato“* (54/1850-51). Kurz merkt er an: *„Ach so 1990 habe ich übrigens geheiratet. Das muss ich nur noch mal so ganz nebenbei erwähnen“* (54/11853-1854). Mehr erzählt er zu seiner Hochzeit nicht.

Um die Bedeutung der Begegnung mit dem Landesdirektor richtig darstellen zu können, gibt er an dieser Stelle in einer Hintergrundkonstruktion die wichtigsten Ereignisse in der Außenstelle wieder. Die Ursachen für den rückgängigen Umsatz sieht Sven Frodthin in der mangelnden Organisationstätigkeit des Bezirksleiters, Michael Neumann, welcher der zweite wichtige Ereignisträger der Nachwende-geschichte ist. Ein weiterer Grund ist für ihn das geringe Interesse der westdeut-

schen Firmenleitung, die Bedingungen in Ostdeutschland zur Kenntnis zu nehmen und die bisherige Arbeitsweise umzustellen. Es zeigt sich, dass er wieder auf sein Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zurückgreift: Die Oberen sind nicht in der Lage, den Betrieb richtig zu leiten, während er bessere Ideen hat. „*Und haben dann nur noch zwei Leute intensiv Umsatz geschrieben, die eine hieß Jaqueline Fritsche und der andere hieß Sven Frodhin. Das waren die einzigen beiden, die wirklich noch an diesem Unternehmen gearbeitet und geknufft haben*“ (54/1870-73). Deshalb tragen sich beide mit dem Gedanken, den Chef zu „*exen, wir haben gesagt, der ist es nicht, der ist nicht in der Lage, der ist nicht fähig*“ (54/1880-81).

Nun folgt die Geschichte über die erste Begegnung mit dem Landesdirektor:

„*Der kam dann mit so einem Porsche hier runter gedüst, Riesenteil, Carrera 4, junger dynamischer Typ, genauso alt wie ich und steht am Eingang. Tolle Klamotten, tolles Styling, ein Riesensmiley auf dem Gesicht und ein Porsche davor, total locker. [...] Und ich kam noch zu ihm an und drücke die Hand und gucke dem erst Mal ein paar Sekunden in die Augen und sag dann: 'Schönen guten Abend.' Und dann: 'Wer sind Sie denn überhaupt? Was machen Sie denn überhaupt hier am Eingang?' 'Ich bin der Herr sowieso.' Herr Schmidt hieß der. 'Und ich bin der Landesdirektor von der ganzen, der ganzen.' 'Ach, Sie sind das also, ist ja mal interessant, schön dass ich Sie mal kennen lernen kann. Dann gehört die Karre da vorne bestimmt Ihnen?' 'Ja.' 'Ich sage, den möchte ich mal gerne von innen angucken.' Und habe den richtig in ein Gespräch verwickelt*“ (54/1858-65).

In seiner Darstellung nimmt Sven Frodhin wiederum seine Karriere aktiv in die Hand, indem er den Landesdirektor auf sich aufmerksam macht. Schmidt, der genauso alt ist wie er, zu diesem Zeitpunkt knapp 27 Jahre, verkörpert beruflichen Aufstieg und Erfolg, der sich materiell in teurer Kleidung und vor allem der Automarke manifestiert. Die Begegnungsszene lässt sich auch als ein Kräftemessen interpretieren: Der lange Blick in die Augen des anderen teilt ihm mit, dass er es mit einem gleichberechtigten Gegenüber zu tun hat. Auch die Fragen: „Wer sind Sie denn überhaupt? Was machen Sie denn überhaupt hier am Eingang?“ lassen sich in diese Richtung lesen. Zugleich erkennt Sven Frodhin mit der Aufmerksamkeit für das Auto den Status des anderen an und bekundet sein Interesse an diesem Machtsymbol. Da das Interesse an Autos in unserer Kultur als ein männliches Interesse gilt, kann man weitergehend feststellen, dass Sven Frodhin zwischen sich und dem Landesdirektor auch eine männliche Gemeinschaft herstellt.

Der Landesdirektor veranstaltet eine „*Riesenmotivationsshow*“ (54/1882), die Sven Frodhin ausführlich und dramatisch erzählt. Anschließend kommt es zu einem weiteren Gespräch zwischen beiden, in dem er die Unterschiede zwischen Ost und West thematisiert: „*Da habe ich zu dem gesagt, was läuft denn anders, als bei Euch in den alten Bundesländern. Da sagt der zu mir, komm doch einfach runter, guck Dir das an! Alles okay mache ich*“ (55/1909-1910).

Fasst man das fünfte Suprasegment zusammen, so zeigt sich, dass Sven Frodthin die angekündigte Kontinuität zu seiner Lebensgeschichte in der DDR herstellt: Wieder ist er mit den Umständen nicht zufrieden und entwickelt Ideen, wie es besser zu machen wäre. Die „Symptome“ sind also die gleichen, nur wird er unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen nicht mehr „abgegrenzt“, sondern sogar vom Landesdirektor des Versicherungskonzerns eingeladen in den Westen zu kommen. Seine Ideen scheinen nun gefragt zu sein. Zugleich grenzt er sich von den Vertretern der Branche ab, die nicht ehrlich sind. Insgesamt baut er eine berufliche Identität als Versicherungskaufmann auf, in die er seine Charaktereigenschaften Kreativität und Ehrlichkeit als zentrale Elemente integriert. Auf diese Weise rekonstruiert er eine kohärente biographische Identität.

Aufbruch in den Westen

Im Februar 1992 reist Sven Frodthin nach Essen, damit beginnt das sechste Suprasegment, welches in zwei Segmente strukturiert ist: „Reise und Ankunft“ und „Existenzaufbau“. Zunächst berichtet er in einer Hintergrundkonstruktion, dass er sich von seiner Frau getrennt hat, weil er mit seiner Kollegin Jaqueline Fritsche ein sexuelles Verhältnis eingegangen ist, *„die hat mich einfach mal gereizt, bildhübsches Ding, also richtig hübsch und Megafigur und total auf meinem Level“* (55/1911-13). Mit ihr gemeinsam fährt er nach Essen. Im ersten Segment schildert er ausführlich die Fahrt in den Westen und verstärkt mit der Formulierung *„Mein Gott war das weit“* (56/1934) die Bedeutung des Aufbruchs. Zwischen Ost und West wird im Folgenden ein sehr großer Kontrast aufgebaut.

Detailliert schildert er, wie er am nächsten Morgen auf dem Parkplatz der Geschäftsstelle mit seinem metallroten Lada mit Sportsitzen und elektrischem Schiebedach von BMW ankommt: Auf dem Parkplatz der HMI findet er zunächst zwischen all den *„Mercedes, Porsche, BMW, Kabriolett“* (56/1952) für seine *„Kuriosität“* (56/1948) keinen Parkplatz und stellt sich dann *„genau auf den vom Hauptgeschäftsführer rauf, da wo sonst sein, der hat so ein riesengroßen 928er Porsche“* (57/1955-56). Mit dieser Geschichte macht er deutlich, dass er bereit ist, sich einen eigenen Platz im Westen zu erkämpfen. Anschließend beschreibt er seine Wahrnehmung des Konzerngebäudes: *„Aber das Gefühl, überall Marmor, oben die Fluter. Also das war alles so, wenn ich damals unser Büro gesehen habe [...] mit den Alu-Jalousien und so eine Neonröhre drin. Das war kein Fluidum. Aber das war auf einmal was ganz anderes, nicht. Schöner Teppich ausgelegt, überall Glaswände, tolle Bilder, alles“* (57/1965-69). Er lässt mittels der Darstellung den Interviewer an seiner damaligen Faszination teilhaben. Diese schließt auch die männlichen Teilnehmer des Neueinsteigerseminars ein, an dem er mit

Jaqueline Fritsche teilnimmt: *„Klamotten, da habe ich gedacht, du bist wohl kein was, das wirklich der erste Eindruck und alle hier mit dem Handy [...] Manschetten so hier, so hochgekrempelt und so“* (57/1959-63).

Er bespricht mit dem Landesdirektor Schmidt, dass er zunächst vier Wochen bleiben und danach die Entscheidung treffen würde, ob er in Essen bleibt oder nicht. Als Hauptmotive in den Westen überzusiedeln, nennt er den hohen Umsatz, den die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dort machen und damit verbunden den hohen Verdienst. Zugleich kritisiert er, dass seine Westkollegen und -kolleginnen die Kunden nicht *„wirklich zufrieden [...] stellen, die wollten den Kunden das große Geld [aus der Tasche] ziehen, um viel Provision zu verdienen“* (58/1996-97). Er will es anders machen, aber zugleich auch Geld verdienen: *„lasst mich mal mit dem dicken BMW“* (58/1999).

Im zweiten Segment „Existenzaufbau“ beschreibt er, wie er beginnt sich im Westen einzurichten. Der Bezirksleiter Michael Neumann ist inzwischen nach Leipzig gegangen. Sein Hauptwohnsitz befindet sich aber in der Nähe von Essen. Obwohl Sven Frodthin und Jaqueline Fritsche ihn ja eigentlich „exen“ wollten, wohnen sie nach ihrer Ankunft in Essen in dessen Wohnung. Aus Gründen, die er nicht genau nennt, kommt es aber zu einem Streit. Beide werden von Michael Neumann vor die Tür gesetzt und müssen nun eine Wohnung suchen. Die Geschichte über die Anmietung einer Wohnung gestaltet er zu einem geschlossenen Subsegment aus.

Sven Frodthin erzählt, dass er sich ganz genau erklären ließ, wie man eine Wohnung mietet. In dem Subsegment beschreibt er minuziös die Anwendung dieses Wissens.

„Mit dem Audi 100 vorgefahren, dsch, so in die Parklücke, ausgestiegen, dsch, ein ganz selbstbewusstes Auftreten, hochgegangen [...] Und das erste, was ich gelernt habe, ist, Kleider machen Leute. [...] Bin da rein und als erstes schönen guten Tag gesagt, also: ‘Schönen guten Tag! Mein Name ist Sven Frodthin, hier ist eine Wohnungsbesichtigung habe ich gehört?’ [...] Das war einstudiert.“ (58-59/2018-2039).

Ausführlich beschreibt er die Konkurrenzsituation zwischen sich und dem Makler sowie seine Unsicherheit: *„Und da habe ich gedacht, Scheiße, der hat mir das doch falsch erklärt.“* (59/2053-2054). Aber letztendlich bekommt er die Wohnung. Abschließend schätzt er ein *„und habe immer dazu gelernt“* (60/2077-79).

Sven Frodthin geht davon aus, dass er nur erfolgreich sein kann, wenn er so wird, wie seine westdeutschen Kollegen. Aber nicht alles verläuft glatt. Seine Kollegin und Freundin *„hat dann auch noch so ein Typen kennen gelernt mit einem Porsche, der war schon jenseits von Gut und Böse, verdiente im Monat 50.000 Mark. [...] Konnte ich ihr nicht bieten“* (60/2084-86). In dieser Geschichte werden auch Vorstellungen über Geschlechterbeziehungen deutlich: Frauen verlassen Männer,

wenn sich ihnen etwas Lukrativeres bietet, und Männer sind nur dann begehrenswert, wenn sie Frauen materiell etwas geben können.

Sven Frodthin erzählt kurz, dass er sich nach der Trennung mit seiner Ehefrau versöhnt, die Ehe funktioniert nun als Wochenendbeziehung. Anschließend berichtet er ausführlich, wie er sich in Essen einen Freundeskreis aufbaut. Diese Freunde zeigen ihm das kulturelle Leben im Westen und integrieren ihn in ihre Familien: *„Bei den Mitarbeitern, wenn die zu ihren Eltern gefahren sind, die haben mich mitgenommen, eine Herzlichkeit ja, kannte ich alles nicht“* (61/2101-03). Wiederum verweist er auf seine problematische Kindheit, die sich wie ein roter Faden durch die lebensgeschichtliche Erzählung zieht und formal eine Erzählkette bildet.

Gleichzeitig, so berichtet er, hat ihn der zunehmende Einblick in den Beruf ernüchtert: *„Das ganze Bild, was sie dir vorher schön geredet haben, die ganze schöne Welt, die ist zusammengebrochen“* (61/2110-2111). Er beschließt, *„was soll es, mache einfach Dein Ding“* (61/2111-2112) und berichtet im Folgenden über den chronologischen Fortgang der Dinge: Im Oktober 1992 kommt es zu einer Versöhnung mit Michael Neumann. Bedingung für die Versöhnung ist aus Sven Frodthins Sicht, dass Neumann seine Ideen endlich ernst nimmt *„weil er auch mal auf mich gehört hat, habe gesagt, Mensch mach das doch mal so und so“* (62/2142-2143). Er zieht in die Wohnung von Neumann zurück, welcher zu diesem Zeitpunkt generell aus Ostdeutschland nach Essen zurückgekehrt zu sein scheint. Beide Männer beginnen morgens gemeinsam zu laufen, *„dass wir sportlich fit sind, und abends waren wir dann auch mal öfter unterwegs“* (62/2158-59). Beide wollen ein gemeinsames Büro in dem Nebenort von Essen eröffnen, wo sich Neumanns Wohnung befindet.

In einem weiteren Subsegment beschreibt Sven Frodthin ausführlich, wie er welche bedeutenden Persönlichkeiten kennen lernte und sich aus seiner Perspektive in die Essener Szene integriert. Im Rahmen einer Kundenwerbung macht er bspw. die Bekanntschaft mit dem Sohn eines bekannten Fahrzeugherstellers. Die Begegnung mit Hirsch baut er zum Höhepunkt des Subsegments aus und stellt seine Faszination dar: *„Der hatte ein Haus, von, von, von weiß ich nicht zwei Millionen. [...] Der Junge [hatte] vier Autos“* (63/2196-98). Ihm gegenüber fühlt sich Sven Frodthin einerseits wie *„eine kleine Kirchenmaus“* (63/2198), andererseits aber auch geschmeichelt darüber, dass der Junior mit ihm wie seinesgleichen redet. Mit diesen Bekanntschaften mit wichtigen Personen der Region verweist er auf seine soziale Anerkennung im Westen.

Im Januar 1993 erhält er von Landesdirektor Schmidt das Angebot, ein Büro der HMI in Salzburg aufzubauen, verbunden mit der Zusage mehr Provision zu erhalten. Nach einigem Zögern entschließt er sich, das Angebot anzunehmen. Damit

endet das sechste Suprasegment. Fasst man es zusammen, so wird deutlich, dass Sven Frodthin im zweiten Teil der lebensgeschichtlichen Erzählung vor allem zwei Themen fokussiert: „Ehrlichkeit versus Lug und Betrug“ und „Soziale Kontakte und Anerkennung“. Einerseits ist er von der Welt des Konzerns sehr beeindruckt und geht davon aus, nur erfolgreich sein zu können, wenn er sich so verhält, wie seine westdeutschen Kollegen. Andererseits grenzt er sich von ihnen ab. Einen breiten Raum nehmen in der Erzählung die Geschichten über andere erfolgreiche Männer wie Landesdirektor Schmidt und Fahrzeughersteller Hirsch ein. Sie sind für Sven Frodthin Vorbilder und der Maßstab, an dem er seine eigenen Erfolge misst.

Aufstieg und Fall in Österreich

Das siebte Suprasegment gliedert sich in vier Segmente: „Aufbau der neuen Existenz“, „Krise“, „Finale“ und „Nachspiel“. Im ersten Segment berichtet Sven Frodthin über den anstrengenden Neuanfang in Österreich, den er gemeinsam mit Michael Neumann macht.

„Haben uns um alle Sachen gekümmert, um das Büro da entsprechend zu installieren, also mit dem verhandelt, mit dem und das und das. Und [dann] hieß es eines Tages, so jetzt brauchen wir mal ein paar Leute. Also müssen wir auf die Straße gehen und Leute ansprechen. Gut haben wir dann auch gemacht und innerhalb von vier Monaten hatte ich 18 Mitarbeiter“ (64/2226-30).

Zunächst geht der Aufbau der Außenstelle sehr gut voran. Sven Frodthin fängt an, die Mitarbeiter, fast alles Studenten, wie sich zu einem späteren Zeitpunkt der Erzählung herausstellt, zu schulen. Er hat nun eine berufliche Position, in der er die Richtung bestimmen und auch gewisse Macht über die Angestellten ausüben kann.

In einer Hintergrundkonstruktion merkt er an, dass er im Sommer 1993 seine Ausbildung zum Versicherungskaufmann durch entsprechende Prüfungen beendet. Nachdem der Aufbau der Außenstelle abgeschlossen ist, steigt der Umsatz langsam an, zugleich setzen mehrere Probleme mit der HMI ein, die er sehr dramatisch beschreibt: *„Dieser Tag X Büromiete zahlen, der rückte auch immer näher, da angerufen und gesagt, Leute also, ihr könnt mir erzählen, was ihr wollt, entweder passiert hier was, oder hier brennt die Luft“ (65/2256-58).* Es gibt aber auch Probleme mit der Betreuung der Kunden in Essen, die Sven Frodthin ebenfalls von HMI zugesagt wurde. Er schätzt ein, dass diese Ereignisse dazu führen, dass *„das Verhältnis [zur Firmenleitung A.d.V.] nicht mehr so gut [war], sage ich mal vorsichtig, [ich] war nicht mehr so sehr der Typ“ (66/2275-77).*

Ausführlich beschreibt er das Verhältnis zu seinem Kollegen Neumann: Die Konflikte schmieden beide enger zusammen, *„nun komm, wir ziehen das gemein-*

sam durch“ (66/2301). Der Arbeitstag geht von morgens 9.00 Uhr bis abends 23.00 Uhr. Um die enormen Belastungen durchzuhalten, beginnen beide ein ziemlich hartes Training, das Michael Neumann während eines Gefängnisaufenthaltes wegen Republikflucht erlernt hat. Mit dieser Geschichte wird deutlich, dass er ebenfalls aus der DDR stammt und vor der Wende in die BRD ausgereist ist, was Sven Frodthin nicht ausdrücklich anspricht: *„Hier Liegestütze, Rumpfbeugen, Handstand an der Wand und rausdrücken und also Stuhlsteigen“* (66/2293-94). Die lebensgeschichtliche Bedeutung des Sports hat sich grundlegend geändert, er dient nicht mehr als Kompensation für die unbefriedigende Arbeit sondern dazu, Leistungsfähigkeit für den Beruf herzustellen. Die Funktion, sportliche Leistungen und Erfolge zu erringen und für diese von anderen anerkannt zu werden, tritt in den Hintergrund.

Obwohl beide durchaus Konflikte miteinander haben, verbringen sie neben der Arbeitszeit auch noch die sehr geringe Freizeit miteinander. So setzen sie sich bspw. nach Feierabend auf den Hinterhof der Firma

„und haben dann Würstchen und Fleisch gegrillt, da haben wir immer abends, ein Kasten [Bier A.d.V.] hingestellt, hier haben wir gegrillt, beide gegenüber gesessen und haben uns dann immer einen erzählt vom Pferd und das Fleisch dann umgedreht und, pff, dschung, pff, na ja – und abends der Bierkasten leer, wir waren voll wie die Jagdmänner“ (67/2306-09).

Die gemeinsamen Abende werden in einer Situation verdichtet. Sven Frodthin entwirft hier eine Lagerfeuer-Idylle, mit der Bezeichnung „Jagdmänner“ markiert er das Verhältnis zwischen beiden ausdrücklich als männliche Gemeinschaft. Die erzählerische Ausschmückung der Beziehung zwischen den beiden Männern lässt die folgenden Ereignisse umso schrecklicher erscheinen.

Im zweiten Segment „Krise“ berichtet Sven Frodthin vom Schlaganfall, den Michael Neumann während eines Seminars erleidet. In der Beschreibung der darauf folgenden Ereignisse fällt zunächst auf, dass Sven Frodthin plötzlich erzählt, dass auch Neumanns Ehefrau in Salzburg ist und sogar gemeinsam mit ihnen in der Wohnung lebt. Die harmonische Beziehung zu Neumann scheint eher eine retrospektive Konstruktion zu sein. Unmittelbare Folge des Schlaganfalls ist, dass sich Sven Frodthin nun für zwei Monate um beide Büros kümmern muss:

„Dann hat es nicht mehr gereicht von 9 bis 23 Uhr, dann habe ich von 7 Uhr morgens bis in die Nacht um 24 teilweise bis um 1 Uhr gearbeitet. Gegessen habe ich ja nichts. Ich habe danach dann irgendwann wieder mal 96 Kilo gewogen, da war ich ungefähr 72 Kilo schwer, wenn das man reicht. Ich sah aus wie eine Bohnenstange, so richtig so, pf, eingefallenes Gesicht“ (67/23402343).

Statt Anerkennung und Dankbarkeit zu erhalten, wirft ihm sein Kompagnon nach der Rückkehr ins Büro vor: *„Du hast mich betrogen“* (68/2361-2364). Sven Frodthin fühlt sich zu Unrecht angeklagt und beginnt nun seinerseits Neumanns

Arbeiten zu kontrollieren und kommt zu dem Schluss, dass Neumanns Verkaufsstrategien einzig und allein auf hohe Umsätze zielen und dafür die finanziellen Möglichkeiten der Kunden übersteigen. Wie bereits bei der NVA und im BMK in Fürstenwalde meldet er diese Vorfälle seinen Vorgesetzten.

Mit dem Markierer „*jetzt kommt was Bekanntes*“ (69/2392) leitet er das dritte Segment „Finale“ ein und erzählt über sein Karriereende bei HMI. Die Geschäftsleitung stellt zur Überprüfung der Vorgänge einen ihrer Geschäftsstellenleiter nach Salzburg ab. Dieser, so Sven Frodhin, gibt sich zunächst als Verbündeter aus, um ihn mittels entsprechender Informationen später an die Geschäftsleitung der HMI verraten zu können. Wichtig für den Fortgang der Lebensgeschichte ist, dass dieser Mitarbeiter ihn mit esoterischem Gedankengut bekannt macht. Mit der Evaluation „*da ist auch meine Entstehungsgeschichte 1993 verankert*“ (69/2404) markiert Sven Frodhin einen weiteren Neuanfang in seiner Lebensgeschichte und verweist auf einen neuen Bruch.

Im Folgenden beschreibt er den Fortgang der Geschehnisse. Er nimmt an, dass alles darauf hinaus laufen würde, dass Michael Neumann abgelöst werden solle. Die Ereignisse um den Jahreswechsel 1993/94 baut er zu einem Subsegment aus, in dessen Mittelpunkt die Affäre mit einer Kollegin steht. Er beschreibt, dass er die Weihnachtsfeiertage 1993 alleine in Salzburg verbringt, um die Geschäfte aufrecht zu halten. Er erzählt, wie er am 23.12. spätabends mit esoterischer Literatur und einer Flasche Whisky in seinem Büro sitzt und plötzlich eine Kollegin vorbeikommt.

„Und dieses wahnsinnig kleine hübsche Ding kam just um 23 Uhr, [...] kam der Fahrstuhl, dsch, musste Dir vorstellen, das ist so ein riesengroßer Flur gewesen [...] und da waren so leere Büros und aus meinem Büro scheint nun das Licht so raus [...], ich konnte aber raus gucken und sah nur, wie der Fahrstuhl, die Tür so aufgeht und wie eine Person, hast gehört, war eine Frau, aber ich wusste ja nicht wer [...] und dann, scht, kam sie hier um die Ecke und smilte mich natürlich logischerweise an und ich schon so. Dann hat sie mich gefragt, was ich da mache, so ganz alleine um 23 Uhr, ich sage, na siehst du doch. Na ja, dann wollte sie mich fragen, ob sie sich nicht dazu setzen kann [...], na wo wir gelandet sind, ist ja klar, brauche ich dir nicht erklären, das war dann so eine Nacht wo, weiß ich nicht, abends um zwölf anfangst und morgens um sieben immer noch nicht fertig bist“ (71/2474-2480).

Die Geschichte liest sich für mich wie eine männliche Wunschphantasie. Auch bei dieser szenischen Darstellung hat man wieder das Gefühl, dass man sie aus irgendwelchen Spielfilmen kennt. Eigenen Erfahrungen und ästhetische Modelle scheinen sich zu überschneiden. In erster Linie rekonstruiert sich Sven Frodhin hier gegenüber dem Interviewer als sexuell attraktiver und potenter Mann und spielt mit dem „ist ja klar, brauche ich dir nicht zu erklären“ wiederum auf vermeintlich gemeinsame Erfahrungen an.

Am 30.12. fliegt er nach Hause zu seiner Ehefrau und verbringt einige Tage in Cottbus, die durch Streit und lange Gespräche bestimmt sind. Er argumentiert, dass er sich seiner Ehefrau auf Grund der gemachten Erfahrungen überlegen und zugleich von ihr missverstanden fühlt. Dennoch hat seine Frau *„auch schon mitgekriegt, irgendwas stimmt da auch in Österreich jetzt nicht [...] und hat zu mir gesagt, das kennt sie, das gleiche hat sie schon mal durch mit mir. Ich sage, wann denn? Damals bei BMK.“* (75/2612-2616). Über die Rede seiner Frau verweist er wiederum auf die folgenden Ereignisse und stellt explizit eine Verbindung zu dem Konflikt im BMK her.

Doch bevor er über diese Ereignisse spricht, baut er ein eigenes Subsegment über seine Kunden auf, welches seine sozialen Kontakte und Anerkennung thematisiert. Weit ausschweifend erzählt er, welche kuriosen Kunden er kennen lernt. Dies folgt seines Erachtens aus einem Slogan der Firma: *„Wir reden über Geld“* (73/2540). Es kommen *„Waffenhändler [...] Drogendealer, Uransmuggler“* (74/2564). Höhepunkt des Subsegmentes ist eine Geschichte über den Kontakt mit einer Mafiagruppe, der in einer Diskothek durch *„so eine ganz heiße Maus“* (74/2570) zustande kommt. Es geht um sage und schreibe 21 Millionen DM, die er in Dollar umtauschen soll. Der Deal platzt aber, die Gruppenmitglieder werden verhaftet, weil *„es wieder mal Geld von Schalck-Golodkowski²⁶ [war]“* (75/2601-2602). Diese Geschichte ist wiederum als Abenteuergeschichte bzw. -film erzählt.

Anschließend spricht er über seinen Einstieg in

„die obere Schicht“ (76/2650): *„wurde auf Vernissagen eingeladen [...] Du hast dann Leute kennen gelernt [...]. Bürgermeisterin kennen gelernt [...] oder den Bürgermeister seine Frau [...], Diskothekenbesitzer, ich habe einfach alle angequatscht [...] mit dem Restaurantbesitzer gequatscht und mit dem, Reisebüro, also alles, was da war in der Umgebung“* (76/2632-2653).

Anhand der Aufzählung zeigt sich, dass für ihn alle in die „obere Schicht“ gehören, die bei bestimmten gesellschaftlichen Anlässen anwesend sind. Bezieht man diese soziale Positionierung auf die seiner Herkunftsfamilie zurück, so hat er aus seiner Perspektive einen beachtlichen sozialen Aufstieg gemacht: von einer Arbeiterfamilie in der DDR in die obere Schicht einer österreichischen traditionsreichen Stadt.

Nach diesen langen Ausführungen, die seine berufliche und soziale Anerkennung in Salzburg belegen sollen, kommt er nun auf das entscheidende Ereignis zu sprechen: Anfang Februar kommt es zu einem Gespräch zwischen der Geschäftsführung der HMI, bei dem auch der Landesdirektor Schmidt anwesend ist. Zunächst denkt Sven Frodthin: *„Na endlich haben sie es geschnallt, endlich wissen sie, worum es geht: Ich bin der Macher und er [Neumann A.d.V.] ist eine Flachzange“* (77/2657-2658). Genau beschreibt er den Verlauf des Gesprächs, das

mit seiner fristlosen Kündigung durch HMI endet. Ähnlich wie im BMK fühlt er sich missverstanden und verraten. Dass er selbst einen Kollegen anschwärzt und möglicherweise dieses Verhalten ihn bei der Geschäftsleitung in Misskredit gebracht hat, kommt ihm nicht in den Sinn. Im Gegenteil: Weil sich die Geschäftsleitung für Neumann entscheidet, gehören sie für ihn – einschließlich Schmidt – nun auch zu den Lügern und Betrügern. Mit dem Markierer „*alles geschichtsträchtig, ist es nicht herrlich*“ (77/2687) macht er deutlich, dass er die Dinge heute mit Gelassenheit sehen kann, und verweist auf eine Änderung in seinem Leben, die zu dieser Einstellung führt.

Im letzten Segment „Nachspiel“ berichtet er über seine Rückkehr nach Ostdeutschland, „*War ein hartes Ei für mich*“ (78/2702). Zwei Wochen später fliegt er noch einmal nach Salzburg, um die verbliebenen Angelegenheiten zu regeln. In diesem Kontext erzählt er eine weitere Abenteuergeschichte: Während dieser Reise wird er von einem „Doktor“ zu einem Gespräch nach Slowenien eingeladen, diese Reise nach Slowenien wird ausführlich dargestellt. Dort bietet ihm „*eine slowenische Gesellschaft*“ (79/2753), die er nicht genauer benennt, eine Arbeit im Finanzsektor in Bayern an. Sowohl das Gespräch mit seinen ehemaligen Mitarbeitern als auch das mit jener slowenischen Gesellschaft dient ihm im Interview dazu, noch einmal ausführlich sein selbst formuliertes Berufsethos darzustellen: Weil es sich um unsaubere Geschäfte handelt, lehnt er den Vertrag der „slowenischen Gesellschaft“ ab. Anhand der Mitarbeiter macht er deutlich, dass er mit seiner Einstellung nicht alleine da steht. Diese halten zu ihm und versuchen ihn zu überzeugen, mit ihnen ein eigenes Büro aufzubauen, was er aber ablehnt.

Er resümiert seine Zeit in Österreich wie folgt: „*[Ich] dachte mir da, du hast jetzt verloren, aber eigentlich hast du vielleicht gewonnen, vielleicht bist du sogar der Stärkste, der da rausgeht*“ (80/2777-2778). Indem er sich als moralischer Sieger positioniert, kann er seine Evaluation, dass seine Geschichte nach der Wende eine Siegerepisode ist, aufrecht halten. Er berichtet: „*Hat zwei Monate gedauert, dann war keiner mehr da, Schicht im Schacht, war kein Schwein mehr da, Büro aufgelöst, alles weg, alles kaputt da unten, keiner mehr da*“ (80/2781-2783).

Im siebten Suprasegment stellt Sven Frodthin seinen misslungenen Versuch sich im Westen beruflich zu etablieren dar. Im Zentrum der Darstellung steht wiederum die Nicht-Anerkennung seiner Ideen und Leistungen. Diese Ideen beinhalten seine Vorstellungen über die ehrliche Abwicklung von Versicherungs- und Finanzdienstleistungsgeschäften, den Anderen wirft er vor, zu lügen und zu betrügen. Sven Frodthin entwirft sich als Einzelkämpfer für sein Ideal des ehrlichen Versicherungskaufmannes, was als Kern der biographischen Identität bestimmt werden kann. In diesem Suprasegment verstärkt er erneut das Konstrukt „Ich gegen alle/alle gegen mich“. Anders als in der DDR fühlt er sich aber als moralischer Sieger. Dafür bedarf

es aber noch einer Veränderung, auf die er bereits verweist: seine Beschäftigung mit Esoterik. Außerdem stellt er ausführlich seinen ungewöhnlichen Kundenkreis und seine sozialen Bekanntschaften dar und schätzt ein, dass ihm ein sozialer Aufstieg gelungen ist. Die Geschichten, die er in diesem Kontext erzählt, haben den Charakter von filmischen Abenteuergeschichten und setzen auf Pointen wie bspw. dass das Geld von der Mafia letztendlich Schalck-Golodkowski gehört.

Rückkehr in den Osten und Läuterung in Hawaii

Im achten und letzten Suprasegment ereignen sich die gleichen Geschehnisse noch einmal, führen aber zu einem anderen Ende. Es ist in drei Segmente strukturiert: „Neuanfang“, „Läuterung in Hawaii“ und „Weg in die Selbständigkeit und Abschlussevaluation“. Im ersten Segment stellt Sven Frodthin seine Lebenssituation nach der Rückkehr dar: Hoch verschuldet, kein Geld und auf Arbeitssuche, was er in drastischen Formulierungen ausmalt. Er beschreibt, dass er auf seiner Arbeitssuche einen anderen selbständigen Versicherungskaufmann trifft, der zwar an die HMI gebunden ist, aber der sein Berufsethos teilt: *„seriöse Beratung, Kundenbetreuung, Langfristigkeit, Geldanlagen“* (81/2805-2806). Sven Frodthin steigt als Partner in dieses Büro ein. Eine kurze Weile funktioniert die Partnerschaft, dann zeichnen sich wieder Probleme mit HMI hinsichtlich der Provisionshöhe ab. Beide Partner beschließen, eine neue Firma zu gründen und sich vom Konzern zu trennen. Dramatisch malt Sven Frodthin aus, wie sie deshalb von Detektiven der HMI verfolgt werden. Aber der Coup gelingt: Die Firma kann sich von HMI lösen und gehört nun zu einem anderen Konzern.

Anschließend beschreibt er, wie sich seine finanzielle Situation stabilisiert, dass er seine Schulden abzahlen kann, sich diverse Wohnungsgegenstände leistet und dazu kommt *„einen BMW mal zu kaufen“* (84/2911), gebraucht, wie sich später herausstellt. Der BMW symbolisiert für ihn den erneut vollzogenen beruflichen Aufstieg. Doch dann beginnt er *„an den Worten von dem Typen [seinem Partner A.d.V.] zu zweifeln“* (82/2854). Mit dem folgenden Markierer: *„So langsam müsste man ja an mir zweifeln, aber ich zweifelte erst einmal an dem Typen“* (82/2855) macht er deutlich, dass er seine Lebensgeschichte aus dem heutigen Blickwinkel auf die Ereignisse erzählt und dass er zu seinem damaligen Verhalten eine Distanz aufgebaut hat. Im Folgenden wiederholt sich die gleiche Geschichte wie mit Michael Neumann: Sein Partner betrügt sowohl ihn als auch die Kunden. Wieder setzt Sven Frodthin die Vorgesetzten in Kenntnis. Aber diesmal wartet er die Ereignisse nicht ab, sondern verweist darauf, dass er sich von seinem Partner trennt.

An dieser Stelle beginnt das Segment „Läuterung in Hawaii“. Um diese Läuterung logisch darstellen zu können, berichtet Sven Frodthin zunächst davon, dass

ihn 1997 ein Geschäftsstellenleiter des neuen Konzerns einlud, ihn zu einem NLP-Seminar nach Brüssel zu begleiten. In diesem Kontext fragt er den Interviewer, ob er Anthony Robbins kennt. Als dieser verneint, ist Sven Frodthin erstaunt: „*NLP Megaflieger [...] aus Amerika, persönlicher Trainer von Gorbatschow und Andrew Agassi und wie sie nicht alle heißen, Bill Clinton*“ (85/ 2940-2945). Im Interview stellt er es so dar, als ob Robbins noch der NLP-Guru wäre (s.u.).²⁷ Dadurch verknüpft er die verschiedenen Richtungen des NLP und inthronisiert Robbins als deren Leitfigur, was ihn aufwertet.

Anschließend erzählt er, warum er sich trotz des Preises von 1.700,- DM überzeugen lässt mitzufahren, „*weil, da geht man über heiße, über glühende Kohlen*“ (85/2953-2954). Neben dieser außergewöhnlichen Erfahrung geht es ihm vor allem darum, „*mich besser kennen zu lernen, um da mal rein zu schauen, was da so passiert. Weil ich so bestimmte Dinge auch nicht so verstanden habe und auch nicht wusste zu beantworten*“ (85/2962-2964). Er thematisiert hier die Nichtverstehbarkeit seines Handelns und will durch das Seminar erreichen, sich selbst besser zu begreifen.

Über das Seminar in Brüssel erzählt er wenig. Mit Stichworten wendet er sich an den Interviewer, er geht davon aus, dass dieser sich auskennt. Den Stichworten nach geht es in dem Seminar vor allem um Körpersprache. Zieht man entsprechendes Kontextwissen hinzu, scheint es sich um ein Managertraining gehandelt zu haben. Neuro-Linguistisches Programmieren (NLP) gilt als ein Konzept für Kommunikation und Veränderung, welches sich vor allem auf berufliche Kommunikation richtet. NLP wird definiert als die Struktur der subjektiven Erfahrung und untersucht Muster oder die „Programmierung“, die durch die Interaktion zwischen dem Gehirn (Neuro), der Sprache (Linguistik) und dem Körper kreiert wird. Im Großen und Ganzen geht es darum, die berufliche Kommunikation zu effektivieren. Bücher aus dem Bereich NLP richten sich hauptsächlich an Führungskräfte und Manager und beinhalten auch Motivationstrainings für die eigene Person sowie die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. NLP ist zugleich ein „aus der Hypnotherapie entwickeltes psychotherapeutisches Verfahren, bei dem durch leichte Trance ein Loslassen von belastenden, nicht gewünschten Gefühlen ermöglicht werden soll“ (Bertelsmann 1994). Situationen, in denen jemand glaubt versagt zu haben, werden in die Wahrnehmung umgedeutet, etwas dazugelernt zu haben. Ich werde darauf zurückkommen.

In Brüssel unterschreibt Sven Frodthin einen Vertrag für drei weitere Seminare in Amerika bei Anthony Robbins, die er als NLP-Seminare bezeichnet. Anzumerken ist, dass Robbins bis 1988 als Guru des NLP gilt, seit diesem Zeitpunkt aber eine eigene Methodologie, das Neuro-assoziative Conditioning, entwickelt, die als Managertraining bekannt ist. Diese Seminare richten sich an ein exklusives

Publikum: „Kostenfaktor 10.000 Dollar, plus Übernachtung, plus Flieger, plus trallala, kommst du im Endeffekt auf 50.000 Mark ungefähr (klatscht), [was] kostet die Welt“ (85/2967-2970). Mit dem Verweis auf die Kosten macht er auf seine finanziellen Möglichkeiten aufmerksam. Auf das Klatschen komme ich später zurück.

Während das Seminar in Brüssel nur als notwendige Hintergrundinformation in der Lebensgeschichte dargestellt wird, erzählt er über die Reise nach Hawaii im September 1997 ausführlich. Zunächst stellt er seine Gefühle auf dem Flug dar, der für ihn die Verwirklichung eines Kindheitstraumes ist. Das Seminar auf Hawaii dauert 14 Tage. Er stellt dar, dass er in diesen 14 Tagen erkennt, welche Probleme er hat und welche Lösung diese haben könnten, „[habe] für mich persönlich, den Entschluss gefasst, mich von meiner Frau zu trennen. [...] [Ich habe] festgestellt, dass ich Perfektionist war, wie ein Tier, aber richtig böse, also nur ich und kein anderer“ (86/2997-3003). Diese Passage ist ausgesprochen schwierig zu interpretieren. Sie könnte bedeuten, dass er sich vor dem Seminar nur um sich selbst gekümmert hat. Dann wäre Egoist der richtige Begriff. Ein Perfektionist zu sein bedeutet, fast zwanghaft zu versuchen, immer alles richtig zu machen, keine Fehler zuzulassen. Wie aber ist die Aussage, dass er sich nur um sich selbst gekümmert hat, mit seinem Ideal des ehrlichen Versicherungskaufmanns in Einklang zu bringen? Antworten liefert das Segment nicht.

Darüber hinaus lernt er sich neu oder anders zu verhalten, zu bewegen, zu sprechen. Mit Bezug auf Literatur von Anthony Robbins wird deutlich, dass seine Körpersprache, die er auch im Interview einsetzt, in Robbins Seminar erlernt worden sein muss. Auffällig oft klatscht Sven Frodthin in die Hände, schnipst mit den Fingern oder schnalzt mit der Zunge. Diese Bewegungen dienen dazu, Dynamik und Motivation auszustrahlen (Robbins 1998).

Bei Robbins geht es auch darum, negative Gefühle abzuschwächen oder sogar in positive Gefühle umzuwandeln. Sven Frodthin erzählt von einem Erlebnis auf Hawaii:

„Unterschied zwischen dem ersten und dem letzten Tag war dann auch der, dass ich am Anfang, neben mir saß immer einer, oder vor mir oder neben mir, der war dick und hat gestunken. Ja so ein fettes Schwein, aber nur innerlich so, weißt Du, [...] Der war mir nachher richtig sympathisch, ich fand den richtig lieb, hab den geknuddelt, mit dem getanzt, gesprochen, hat der genauso gerochen“ (86-87/3007-3012).

Das gleiche Beispiel benutzt Anthony Robbins in einem seiner Bücher im Kapitel „Negative Gefühle/Ausdrücke verwandeln sich zu“ (Robbins 1998, 90).

Zugleich ist Sven Frodthin enttäuscht von dem Seminar und dem Guru: „Er hat nur einen Fehler gemacht, er hat, nicht er, sondern alles, was da so hinten dran hing, war eine reine Werbe- und Verkaufsveranstaltung“ (87/3035-3037).

Außerdem ist ihm die Intensität des Seminars zu stark, was ihn zu der Überzeugung bringt: *„dieses monströse schnelle Umdenken funktioniert doch nicht, lieber Schritt für Schritt, langsam ran gehen“* (87/3041-3042). Er beschließt, an den nächsten beiden Seminaren auf Hawaii nicht teilzunehmen und stattdessen ein NLP-Grundseminar bei einem Psychologen in Cottbus zu belegen. In diesem Kontext verweist er darauf, dass er mittlerweile das „practitional“ (88/3043) belegt und sich darauf vorbereitet, selbst NLP-Trainer zu werden.

Die Argumentation *„Also ich habe [mir] das wirklich Schritt für Schritt angeeignet, langsam, langsam, aber für mich, nicht um Leute auszutricksen“* (88/3044-3045) verweist auf den Aspekt, dass NLP auch dazu dient, Führungsqualitäten zu stärken und berufliche Kommunikation zu effektivieren. Es ist wohl kein Zufall, dass er durch Mitarbeiter des HMI Konzerns auf NLP gestoßen wird. Aber hinsichtlich der Intentionen grenzt er sich von ihnen ab, ihm geht es darum, mit seinen Problemen besser umgehen zu können, und nicht darum, Techniken zu erlernen, positiv formuliert: die Dienstleistungen erfolgreicher zu verkaufen.

Im letzten Segment „Weg in die Selbständigkeit und Abschlussevaluation“ nimmt er die Erzählkette zur Trennung von seinem Partner wieder auf. Er stellt dar, wie er nach der Rückkehr von Hawaii seinen Partner bloßstellt und beschreibt ausführlich, welche Fehler und „Beschissaktionen“ (88/3066) dieser gemacht hat. Anschließend erzählt er, wie er sich ein eigenes Büro sucht und sich nun allein selbständig macht. Auch den Entschluss sich von seiner Frau zu trennen, setzt er im Frühjahr 1998 um. Er beschreibt, wie er sich eine neue Wohnung sucht und diese sowie das Büro einrichtet.

In der Beschreibung der Chronologie der Ereignisse kommt er noch einmal auf den Entzug der Fahrerlaubnis im Oktober 1998 zurück. Seine Deutung wird hier ausführlich zitiert, weil ich daran zeigen kann, wie NLP funktioniert.

„Ich habe das alles schon verarbeitet, schon lange. Das ist das Schöne daran, ich sehe auch die positiven Seiten des ganzen Dinges da. [...] Ich bin eigentlich froh, dass ich die Erfahrung machen durfte. Schön, dass es mir auf diese sanfte Art und Weise passiert ist, nicht mit so was Schlimmen wie ein Toten, Unfallverursacher irgendwas, Sachschäden geht immer alles noch, aber Personenschäden. Das wäre megaschlimm für mich. [...] Denn auch mal wieder die Grenzen wieder kennen zu lernen“ (89-90/3110-3118).

Der Entzug der Fahrerlaubnis beeinträchtigt die Ausführung seines Berufs erheblich. Trotzdem gewinnt er der Sache noch etwas Positives ab. Er sieht ein Glück darin, dass er keinen ernsthaften Schaden angerichtet hatte. Zentral ist also nicht mehr der Verlust der Fahrerlaubnis, sondern dass niemandem etwas passiert ist. Und noch mehr: Sven Frodthin erfährt seine Grenzen, was er positiv sieht. Man könnte diese Kulturtechnik als „positiv denken“ bezeichnen. Sie kann als Bewältigungsstrategie für schwierige Lebenssituationen verstanden werden.

Sven Frodthin formuliert das Ziel seiner weiteren NLP-Ausbildung: „*Um noch mehr das Positive [aus meinem Leben] auszuarbeiten und das Negative einfach zu vergessen*“ (91/3169-3170). Bezieht man dieses Statement auf das Interview zurück, so lässt sich die lebensgeschichtliche Erzählung als ein Versuch deuten, das Positive aus seinem Leben herauszuarbeiten. Insofern handelt es sich bei der Beschreibung der Beziehung zur Mutter, aber auch zum Direktor der Schule möglicherweise um eine Verwandlung negativer Erfahrungen und Gefühle in positive.

Das Abschlussegment umfasst daneben ausführliche, teilweise etwas diffuse Argumentationen und eine längere Geschichte. Sven Frodthin stellt seine finanzielle Situation dar und legt dem Interviewer beispielhaft an einigen Gegenständen seiner Büroeinrichtung dar, wie wichtig es ihm ist, sich mit schönen Dingen zu umgeben, die gleichzeitig einen materiellen Wert darstellen, und formuliert seine zentrale Devise im Umgang mit Geld: „*Wenn du das Geld nicht unter die Leute verteilst und großzügig bist, wirst du das Geld nie zurückkriegen*“ (90/3145-3146). Es handelt sich dabei um die bedeutendste Prämisse in Anthony Robbins Werk. Dessen Ideologie besagt, dass man einen Teil seines Geldes gemeinnützig einsetzen muss, nur dann kann man Gewinne machen: Geben und nehmen heißt der Leitspruch.²⁸ Sven Frodthin beschreibt sein Geben am Beispiel von Trinkgeld, was in keinem Verhältnis zu Robbins umfangreicher Stiftertätigkeit steht. Trotzdem setzt er es damit in Bezug. Diesen Vergleich lese ich so, dass es für Sven Frodthin nicht legitim ist, Geld nur für die eigene Reichtumsvermehrung zu verdienen. Immer wieder verweist er in der Erzählung auf sein soziales Engagement für andere.

Abschließend schätzt er ein, dass er viele Dinge in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung nicht angesprochen hat, wie zum Beispiel Fußball spielen, „*Frauen, Freundinnen, was man zwischendurch so hatte*“ (91/3178-3179), kommt aber zu dem Schluss: „*Es spielt halt nur der Job diese große Rolle*“ (91/3181). Er resümiert die Folgen der politischen Wende von 1989 für sich positiv und formuliert noch einmal die Unterschiede zwischen Ost und West anhand der Verkaufskultur. In diesem Kontext erzählt er, dass er sich vorstellen kann, wieder in Westdeutschland zu arbeiten, wenn sich die Möglichkeit dazu eröffnet. Abschließend geht er auf seine Wünsche hinsichtlich einer neuen Partnerin und eigener Kindern ein und stellt sich in diesem Zusammenhang als jemand dar, den Kinder sofort lieben. Er beendet seine Erzählung: „*Das ist mein Leben in kurzen Lettern*“ (95/3287).

Der lebensgeschichtlichen Erzählung schließt sich ein zwölf Seiten umfassender Nachfrageteil an. Der Interviewer befragt Sven Frodthin nach der Bedeutung von Berufsarbeit, nach der Vereinbarkeit von Berufsleben und Privatleben bzw. Familie. Da Sven Frodthin derzeit alleine lebt und keine Kinder hat, formuliert er

in diesen Passagen ein Identitätsprojekt: In naher Zukunft wünscht er sich eine neue Partnerschaft und eigene Kinder. Es geht noch einmal um die Unterschiede zwischen Ost und West und abschließend um die Frage, was Sven Frodthin unter Männlichkeit versteht. Damit komme ich auf das Zitat zu Beginn des zweiten Kapitels zurück. Ich werde die „Definition“ von Männlichkeit, die Sven Frodthin gibt, ausführlich zitieren.

„Wir [Männer A.d.V.] haben zwar so einen innerlichen Drang, dies, dieses Männer, dieser Männerdrang, weißt du, das liegt ja im Ursprung ganz, ganz weit tief zurück, wenn du ganz weit zurückgehst noch so, noch so ganz, ganz weit zurück, als all die kleinen Urmännchen waren und so. Da kommt das ja alles her. Deshalb haben wir auch diesen Drang, so nach diesen nach außen hin zu präsentieren, zu tragen eine Uniform, tragen Schlips. Das kommt alles überall daher, ist alles da geboren. Und auf Grund dessen diese Uniformierung gehört dazu. Autos, Sport, Kräfteressen. Kräfte hast du nicht umsonst von daher, weil wir haben immer Kräfte gemessen. Männer untereinander mussten sich behaupten, um ihre Höhle zu verteidigen und sich anderen Menschen gegenüber zu verteidigen, um sich Tieren gegenüber zu [verteidigen]. Und immer Kräfteressen. Hat immer auch mit Kraft zu tun gehabt. Heute haben wir das ja nicht mehr. Da müssen wir beide jetzt und so: Uah ich bin der Stärkste. Und das soll so sein, nicht. Also haben wir eine andere Ebene, wir können es hier auf der intellektuellen Ebene versuchen. Da haben wir jetzt gerade keinen Bock und dann können wir das noch versuchen, auf der Ebene des Sports, da haben [wir] jetzt auch kein Bock, oder Auto oder Sexprotz oder gibt überall Ebenen, wo wir uns immer behaupten wollen-müssen-dürfen-können-sollen“ (104/3627-3644).

In diesem durchaus auch ironisch zu lesenden Zitat begründet Sven Frodthin, warum Männer so sind, wie sie sind. Er greift dabei auf anthropologische Vorstellungen aus dem Geschlechterdiskurs zurück: Männer sind so, wie sie sind, auf Grund der Geschichte der Menschheitsentwicklung. Auffällig ist, dass sein Handeln den dargelegten Charakteristika entspricht. Sowohl im Sport als auch in der Sexualität versucht er der „Stärkste“ zu sein und sich mit anderen Männern zu messen. Dies gilt auch für beruflichen Erfolg und Konsum, was bspw. in den häufigen Vergleichen der Automarken zum Ausdruck kommt. Dass dem so ist, entspricht der Logik des Zitates, denn ein Mann hat nun mal einen „Männerdrang“.

Sven Frodthin versteht auch das Interview als ein intellektuelles Kräfteressen zwischen sich und dem Interviewer, welches er auf eine bestimmte Art und Weise gewinnt, indem er den zweiten Interviewtermin zunehmend zu einer quasi therapeutischen Sitzung umdefiniert. Auch die in diesem Kontext genannten Vergleiche Sport, Auto, Sexualität zielen oft auf eine Gegenüberstellung mit dem Interviewer. Sven Frodthin weiß, dass der Interviewer in der Freizeit als Sporttrainer arbeitet. Möglicherweise weiß er auch, dass er ebenfalls die Automarke BMW bevorzugt, auch der Vater des Interviewers fährt einen BMW. Durch eine Bemerkung an einer anderen Stelle im Interview ist klar, dass Sven Frodthin die Kenntnis besitzt, dass der Interviewer eine feste Freundin hat und sexuelle Affären ablehnt,

trotzdem nimmt Sven Frodthin immer wieder auf seine Affären Bezug und spielt auf vermeintlich gleiche Erfahrungen an. Durch diese Bezugnahmen auf den Interviewer, versucht Sven Frodthin diesen zu dominieren und stellt zwischen sich und dem Interviewer ein hierarchisches Verhältnis her.

Diesem Nachfrageteil schließt sich ein zweistündiges Gespräch zwischen beiden an, welches der Interviewer mir gegenüber als eine NLP-Sitzung beschrieben hat. Sven Frodthin habe versucht, ihn von seiner Sichtweise auf NLP zu überzeugen. Mehrmals thematisiert der Interviewer bei der Auswertung, dass er sich von Sven Frodthin dominiert gefühlt habe.

Zusammenfassung

Sven Frodthin baut seine lebensgeschichtliche Erzählung formal chronologisch bei der Kindheit beginnend entlang der Stationen Kindergarten, Schule einschließlich sportlicher Aktivitäten, Lehrausbildung, Wehrdienst und Berufstätigkeit auf. Der institutionelle Lebenslauf dient als Strukturgeber der lebensgeschichtlichen Erzählung. Doch innerhalb dieser Chronologie bestimmt er zwei lebensgeschichtliche Brüche: die politische Wende 1989 und die Rückkehr aus Salzburg nach Ostdeutschland. Die zentrale Klammer der Erzählung ist seine Beschäftigung mit NLP, aus dieser Perspektive erzählt er seine Vergangenheit. Er verweist bereits zu Beginn der Erzählung auf seine Auseinandersetzung mit NLP, durch Hinweise auf Ereignisse und veränderte Sichtweisen knüpft er eine Erzählkette, die in den letzten beiden Suprasegmenten mit der dominanten Erzähllinie „Die Ablehnung meiner kreativen Ideen“ verschmilzt. Zwei weitere untergeordnete Erzähllinien ziehen sich durch die Lebensgeschichte: die problematische Kindheit und die Bekanntschaft mit und Anerkennung von namhaften Persönlichkeiten.

Hinsichtlich der Erzählmuster ist die Lebensgeschichte eine Mischung aus einer Bekehrungsgeschichte und einer Abenteuergeschichte. Sven Frodthin erzählt seine eigene Bekehrung zum NLP. Er stellt dar, wann er das erste Mal mit NLP in Berührung kommt und wie er sich immer mehr dafür interessiert, welche Seminare er besucht und wie sich seine Sichtweise auf sein Leben durch NLP verändert hat. Das Erzählmuster der Abenteuergeschichte wird verstärkt ab der Armeezeit eingesetzt. Erzählt werden regelrechte Heldengeschichten. Auch ein großer Teil der Geschichten, die seine sozialen Kontakte zu bekannten Persönlichkeiten thematisieren, sind als Abenteuergeschichten konstruiert. Darüber hinaus lässt sich die gesamte Lebensgeschichte als eine Abenteuergeschichte lesen, handelt sie doch davon, wie der Held, aus einer Kleinstadt in der DDR stammend, sich über mehrere Stationen auf den Weg nach Amerika macht und so seinen Kindheitstraum verwirklicht. Auf diesem Weg muss er viele Schwierigkeiten überwinden und kommt

durch NLP geläutert zurück. Bekehrungs- und Abenteuergeschichte gehen letztendlich ineinander auf.

Die Identitätskonstruktion ist sehr komplex: Zum einen sieht Sven Frodhin seinen Entwicklungsweg in seinen Kindheitserfahrungen begründet und setzt dabei das hegemoniale moderne Identitätsmuster performativ ein. Immer wieder verweist er auf die schwierigen Familienverhältnisse und die fehlende Liebe der Eltern, die aus seiner Perspektive zu einer Kränkung seines Ichs geführt haben. Er thematisiert, dass er erst durch therapeutische Hilfe seine Entwicklung verstehen gelernt hat. Auffällig ist, dass das, was diese problematische Kindheit eigentlich erklären soll, merkwürdig offen bleibt. Die Evaluation, dass er ein „Perfektionist“ sei, ergibt sich nicht aus seinen Erzählungen über die Kindheit und hat wenig Erklärungskraft innerhalb seiner Lebensgeschichte. In Bezug auf die Kindheit lässt sich feststellen, dass Sven Frodhin immer wieder versucht, eine kohärente Identität zu rekonstruieren, was ihm jedoch nicht vollständig gelingt.

Zum anderen stellt er biographische Identität mit Bezug auf das kulturelle Identitätsmuster der Charaktereigenschaften her. Dabei sind vier Eigenschaften zentral: Ehrlichkeit, Kreativität, Aktivität und Engagement für andere. Die Eigenschaften sind für ihn etwas Gegebenes, bereits als Kind ist er kreativ, aktiv, ehrlich und engagiert sich für andere. Dies stellt er in den Erzählungen über seine sportlichen Aktivitäten, sein Engagement für die FDJ und seinen Einsatz für die Familie detailliert dar. Diese Charakteristika machen für ihn seine Person aus, sie bilden die Konstanten seiner Persönlichkeit und bleiben über die beiden lebensgeschichtlichen Brüche hinweg unveränderlich. Aus seiner Perspektive ändern sich nur die äußeren Umstände, seine Persönlichkeit bleibt trotz aller Veränderungen die gleiche. In dieser Hinsicht rekonstruiert er eine kohärente biographische Identität.

Des Weiteren thematisiert Sven Frodhin sein zentrales lebensgeschichtliches Erfahrungsmuster: Seine kreativen Ideen werden von anderen nicht anerkannt. Im diesem Kontext verweist er immer wieder darauf, dass er die Ablehnung durch andere, meist beruflich übergeordnete Personen, nicht nachvollziehen kann und damit auch für ihn ein Teil seines Handelns nicht verstehbar ist. An dieser Differenz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung beginnt er ab Mitte der neunziger Jahre mittels der Beschäftigung mit NLP zu arbeiten. NLP stellt ihm eine Technik zur Verfügung, negative Erlebnisse und Misserfolge zu verarbeiten und die positiven Aspekte seiner Erfahrungen zu betonen. Die permanente Thematisierung des Erkenntnisgewinns durch NLP kann auch als Ausdruck von Identitätsarbeit gelesen werden. Dieser Erkenntnisprozess ist für Sven Frodhin noch nicht abgeschlossen und kann damit mit Kraus als ein Identitätsprojekt verstanden werden (Kraus 2000).

Die biographische Rekonstruktion als leistungsfähiges, kreatives, erfolgreiches und aktives Ich korrespondiert mit seiner Wortwahl im Interview. Auffällig oft

benutzt er Worte wie „Herausforderung“, stellt seine „Faszination“ dar, Erfolge werden durch ein „mega“ vergrößert. Auch die Körpersprache unterstützt diese Darstellung: Häufig steht Sven Frodthin im Interview auf, klatscht in die Hände oder schnalzt mit der Zunge, was ihn sehr aktiv wirken lässt. Die durch NLP erlernte Wortwahl und Körpersprache werden im Interview zur erfolgreichen Darstellung der eigenen Person performativ eingesetzt.

Die verschiedenen Aspekte seiner biographischen Identität laufen in der beruflichen Identität als Versicherungs- und Finanzberater zusammen. Von diesem Standpunkt als erfolgreicher selbständiger Unternehmer erzählt er seine Lebensgeschichte. Er identifiziert sich mit seinem Beruf, den er als das Wichtigste in seinem Leben ansieht. Dementsprechend erzählt er über andere Lebensbereiche kaum. Nur über den Beruf ist für ihn soziale Anerkennung und materieller Erfolg möglich, beides bildet für ihn den Maßstab für die eigene soziale Positionierung. Seine soziale Identität ist aufs engste mit der beruflichen Identität verknüpft: Berufliche Aufstiege gehen aus seiner Perspektive mit sozialen Aufstiegen einher, berufliche Abstiege bedeuten für ihn auch eine soziale Degradierung. Die Beschäftigung mit NLP ist in die berufliche Identität integriert. Sie nimmt im Rahmen seiner Berufstätigkeit ihren Ausgangspunkt und dient ihm dazu, im Beruf erfolgreich zu sein und vor allem, seine beruflichen Misserfolge zu bewältigen.

Wie bezieht sich Sven Frodthin nun bei der Rekonstruktion seiner Lebensgeschichte und damit seiner biographischen Identität auf den Interviewenden? Zentral für die Konstruktion der Erzählung ist, dass Sven Frodthin den Interviewer kennt und weiß, dass dieser sich mit Esoterik und NLP beschäftigt. Bereits kurz nach Beginn des Interviews bezieht er sich darauf und unterstellt ein gemeinsames Interesse, auf das er mit kleinen Bemerkungen im Laufe des Interviews immer wieder verweist. Zugleich versucht er, den Interviewer von seiner Sichtweise auf NLP zu überzeugen. Dies zeigt sich in den beiden Nachfrageteilen und daran, dass der zweite Interviewtermin in eine zweistündige quasi NLP-Sitzung übergeht, in der Sven Frodthin die Position des Trainers übernimmt und damit auch die Interviewsituation in gewisser Weise umkehrt. Dass die Lebensgeschichte als eine Bekehrungsgeschichte erzählt wird, ist auch das Resultat der spezifischen Interaktionsstruktur. Verstärkt wird dieses Erzählmuster, indem Sven Frodthin versucht, auch den Interviewer zu seiner Lesart von NLP zu bekehren.

Gleichermaßen hängt mit der Interaktion im Interview zusammen, dass die Lebensgeschichte als Abenteuergeschichte erzählt wird. Das Lachen des Interviewers bei den Storys aus der Armeezeit lässt sich als ein Einverständnis in diesen Erzählstil lesen. Sven Frodthin greift nach der Armeezeit immer wieder auf dieses Erzählmuster zurück. Durch die spezifische Bezugnahme auf den Interviewer rekonstruiert Sven Frodthin zugleich Geschlecht. Zum einen stellt er zwischen sich

und dem Interviewer eine (vermeintliche) männliche Gemeinschaft her, dies geschieht immer in den Bereichen, die in der Gesellschaft als männlich gelten wie das Interesse für Autos, sexuelle Eroberungen und Abenteuer im Militär. Zum anderen ist diese männliche Gemeinschaft hierarchisch, Sven Frodthin rekonstruiert seine Sichtweisen als die überlegene und dominiert den Interviewer. Dieser Anspruch auf Dominanz lässt sich als wichtigste soziale Praktik des Doing Masculinity identifizieren (Meuser 1999a).

Aber nicht nur in der direkten Interaktion wird Geschlecht rekonstruiert, auch in dieser lebensgeschichtlichen Erzählung sind das Wie und das Was vergeschlechtlicht. Ähnlich wie Dieter Schulz entwirft Sven Frodthin eine geschlechtsgebundene männliche Biographie entlang der Stationen eines männlichen Erwerbslebenslaufs. Anders als in der Erzählung von Dieter Schulz werden die sportlichen Aktivitäten und der Wehrdienst ausführlich dargestellt.

Neben seiner schulischen Entwicklung stellt Sven Frodthin seinen sportlichen Werdegang dar. Zwar ist der Sport, ebenso wie die Berufsarbeit in Gegenwartsgesellschaften kein männliches Privileg mehr, jedoch ist er durch die geschlechtliche Separierung in Männer- und Frauenmannschaften und die Vergeschlechtlichung von Sportarten ein Bestandteil einer geschlechtsgebundenen männlichen Biographie. Sven Frodthin rekonstruiert die Welt des Sportes als eine männliche Gemeinschaft, in der er die Geborgenheit findet, die er im Elternhaus vermisst. Zugleich ist diese Gemeinschaft kompetitiv strukturiert, im Mittelpunkt der sportlichen Spiele stehen Leistung und Erfolg.²⁹ In den Darstellungen über seine sportliche Entwicklung rekonstruiert sich Sven Frodthin als einen leistungsfähigen und ausgesprochen erfolgreichen Sportler.

Der Wehrdienst ist eine Station im männlichen institutionellen Lebenslauf. Das Militär gilt als eine männliche Institution und als eine „Schule der Männlichkeit“ (Frevert 1997b, 145). Im Mittelpunkt der Darstellung dieser Lebensphase stehen die Probleme mit der militärischen Hierarchie und die Bewältigung dieser schwierigen Station. Sven Frodthin rekonstruiert sich als ein Unteroffizier auf Zeit, der sich nicht fraglos in der militärischen Hierarchie unterordnet und betont immer wieder seine Individualität. Zugleich entwirft er die Armee als ein Abenteuer, in dem er sich als Held bewähren kann und stiftet durch das Erzählen von Storys eine männliche Gemeinschaft zwischen sich und dem Interviewer.

Die Berufsausbildung und die Berufsarbeit nehmen in der Erzählung den größten Raum ein, die biographische Identität wird als eine berufliche Identität rekonstruiert. Den Erwerbsbereich stellt Sven Frodthin als eine „Welt unter Männern“ dar. Sowohl für die Zeit als Baumaschinist als auch als Versicherungs- und Finanzberater nimmt er fast ausschließlich auf andere Männer Bezug. Und dies in doppelter Hinsicht: Von einem Teil der Männer grenzt er sich ab und stellt über diese

Abgrenzung seine eigenen positiven Verhaltensweisen dar. Ein anderer, kleinerer Teil dient ihm zunächst als Vorbild. So verkörpert bspw. Landesdirektor Schmidt, der genauso alt ist wie Sven Frodhin, für ihn beruflichen Aufstieg und Erfolg, der sich materiell in teurer Kleidung und vor allem der Automarke manifestiert.³⁰ Die aktuelle Identifikationsfigur ist Anthony Robbins, der noch reicher und erfolgreicher als Schmidt ist.

Auffällig ist in dieser Hinsicht, dass Sven Frodhin sich an einem spezifischen Typus von Männern orientiert. Er beschreibt die entsprechenden Personen wie den Offizier der Fern- und Nahaufklärung oder Landesdirektor Schmidt als virile, Karriere orientierte, dominante Männer, die ihren beruflichen Erfolg durch Konsum demonstrieren und auch durch die Körpersprache zum Ausdruck bringen. Diese Männer bilden den Maßstab, an dem Sven Frodhin sich misst. Ausführlich beschreibt er, wie er sich beibringt, so auszusehen und so zu sein wie diese Männer.

Sven Frodhins Beziehungen zu den Arbeitskollegen stiften insgesamt eine männliche Gemeinschaft, sind aber zugleich wettbewerbsmäßig strukturiert. So beschreibt er einerseits starke emotionale Beziehungen zwischen den männlichen Kollegen mit denen er auch einen großen Teil seiner Freizeit verbringt. Gemeinsam teilt er bspw. mit einigen Kollegen das Interesse an NLP, gemeinschaftlich nehmen sie an Seminaren teil. Andererseits konkurriert er mit den Kollegen um beruflichen Erfolg, der sich für ihn in materiellem Erfolg ausdrückt. So vergleicht er immer wieder die Kleidung und die Automarken der Kollegen. Gegenüber den Kollegen versucht er, die eigenen Ansichten über die Abwicklung von Finanzgeschäften durchzusetzen. Insgesamt lässt sich sein Verhalten gegenüber anderen Männern als Anspruch auf Dominanz interpretieren. Auffällig ist, dass dieses dargestellte Verhalten gegenüber den männlichen Kollegen in hohem Maße mit dem gegenüber dem männlichen Interviewer übereinstimmt.

Frauen hingegen kommen in der Lebensgeschichte nur am Rande vor. So erzählt Sven Frodhin nur über zwei Kolleginnen, die vor allem deshalb in den Blick rücken, weil er mit beiden Frauen eine sexuelle Beziehung hat. Neben diesen beiden Affären erzählt er über seine erste Freundin und seine Ehefrau. Während die erste feste Freundin zur Traumfrau stilisiert wird, ist die Darstellung der Ehefrau ambivalent. Sie kommt vor allem als hübsche, attraktive Frau in den Blick, der aber im Gegensatz zu Sven Frodhin, die Erfahrung der großen weiten Welt fehlt. Implizit macht er damit deutlich, dass sie ihm unterlegen ist, zugleich thematisiert er, dass sie eine patente, kluge Frau ist. Nur in einem Nebensatz des Nachfrageteils erfährt man, dass sie Beamtin ist und als Lehrerin arbeitet, also einen höheren Bildungsabschluss besitzt als er. Als eigenständige Personen bleiben die Frauen seltsam farblos. Setzt man ihre Darstellung mit der der männlichen Kollegen wie Landesdirektor Schmidt in Bezug, so sticht dieser Aspekt noch stärker ins Auge.

Auch die jeweiligen Beziehungen bzw. die Ehe kommen nur am Rande in den Blick. Insofern lässt sich formulieren, dass Frauen in der lebensgeschichtlichen Erzählung keine große Bedeutung haben. Sie werden vor allem als Objekt seiner Sexualität thematisiert.

Sexualität spielt in der lebensgeschichtlichen Erzählung immer wieder eine Rolle, auch wenn sie quantitativ keinen großen Raum einnimmt. Bei der Darstellung seiner sexuellen Entwicklung bezieht sich Sven Frodthin auf die gängige kulturelle Vorstellung, dass Individuen eine geschlechtsspezifische Identität haben, die mit ihrer sexuellen Orientierung verknüpft ist. Diese sexuelle Identität bildet sich, so die gesellschaftlich weit verbreitete Auffassung, in der Pubertät heraus.³¹ Auf dieses Identitätsmuster bezieht sich Sven Frodthin und verknüpft es mit gesellschaftlichen Mythen über männliche Sexualität. In der Darstellung seiner sexuellen Entwicklung und seines Sexuallebens als erwachsener Mann greift er dabei vorrangig auf die Idee einer männlichen „Eroberungssexualität“ (Früchtel & Stahl 1996, 87; Zilbergeld 1992)³² zurück und setzt diese in der Erzählung performativ ein, wenn er bspw. die Affäre mit einer Kollegin in Salzburg detailliert schildert. In diesen Geschichten rekonstruiert sich Sven Frodthin als einen heterosexuellen Mann, der bei Frauen immer Erfolg hat und allezeit sexuell potent ist wie in der Salzburger Geschichte auch nach dem Genuss von einer Dreiviertelliterflasche Whisky.

Abschließend gehe ich auf die formale Ebene ein. Der Form nach rekonstruiert Sven Frodthin seine Lebensgeschichte entlang des männlich vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Musters eines auf Erwerbsarbeit zentrierten Lebenslaufs. Station für Station erzählt er seine Geschichte chronologisch und linear. Dabei entwirft er sich als ein aktiv handelndes und unabhängiges Ich, das dem modernen Ideal männlicher Subjektivität entspricht. Dieses Ich wird verstärkt durch die Konstruktion eines „Ich und die Anderen“, welches in Teilen der Lebensgeschichte zu einem „Ich gegen alle/alle gegen mich“ ausgebaut wird. Das Erzählmuster Abenteuergeschichte kann als eines verstanden werden, das sich besonders dazu eignet, Männlichkeit herzustellen, denn der Held ist in der modernen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit immer noch männlich vergeschlechtlicht.

5.3 Schlüsselkategorien der biographischen Konstruktion von Männlichkeit

Abschließend vergleiche ich beide Fälle hinsichtlich der Konstruktion von Geschlecht und formuliere die fallübergreifenden Schlüsselkategorien. Die Fallrekonstruktionen der Interviews mit Dieter Schulz und Sven Frodthin haben gezeigt, dass die biographische Konstruktion von Männlichkeit in den lebensgeschichtlichen Erzählungen auf drei verschiedenen Ebenen erfolgt, die eng

miteinander verknüpft sind, sich aber analytisch trennen lassen: Die inhaltliche Ebene, das heißt *Was* in der Lebensgeschichte erzählt wird. Davon zu unterscheiden ist die formale/grammatikalische Ebene, *Wie* die Lebensgeschichte erzählt wird. Von diesen beiden Dimensionen kann die direkte Interaktion zwischen den Interviewpartnern getrennt werden, die ich als interaktive Ebene bezeichne. Diese drei Ebenen bilden die Schlüsselkategorien. Im Folgenden fasse ich die Ergebnisse der Fallrekonstruktionen für die jeweilige Ebene zusammen und erläutere das weitere Vorgehen der Untersuchung.

Die inhaltliche Konstruktion von Männlichkeit

Sowohl Dieter Schulz als auch Sven Frodthin thematisieren in ihren Lebensgeschichten vor allem ihren schulischen und beruflichen Werdegang und ihre Berufstätigkeit, die sie chronologisch darstellen. In beiden Erzählungen ist die Berufsarbeit *das* zentrale Thema. Beide Interviewpartner rekonstruierten ihre biographische Identität als eine berufliche Identität, in die weitere Aspekte ihrer Identitätskonstruktion integriert werden. Durch diese Fokussierung der Erzählung stellen sie zugleich eine geschlechtsgebundene männliche Biographie und Identität her. Männlich vergeschlechtlichte Biographie- und Identitätsmuster sind in modernen Gesellschaften fundamental mit Erwerbsarbeit verknüpft.³³ Indem beide Interviewpartner diese vergeschlechtlichten Muster in der Erzählung performativ einsetzen, vergeschlechtlichen sie sich selbst oder anders ausgedrückt: rekonstruieren sie ihre soziale Geschlechtszugehörigkeit.

Ein zentrales Thema der Erzählungen ist der Erwerb der beruflichen Qualifikationen, die für beide Interviewpartner eine hohe Bedeutung haben. Aus dem alltäglichen Berufsleben werden vor allem die Überwindung von Schwierigkeiten und die beruflichen Erfolge erzählt. Dabei vertreten beide Interviewpartner spezifische berufliche Ideale, die sie in der Erzählung ausführlich darlegen. In einem Punkt unterscheiden sich beide deutlich: Während für Sven Frodthin materieller Erfolg eine zentrale Rolle spielt, ist dies für Dieter Schulz unbedeutend. Die Berufswelt wird in den Erzählungen als eine „Welt unter Männern“ rekonstruiert. Die Ereignisträger in den Geschichten sind Kollegen und Vorgesetzte, Kolleginnen werden nur am Rande erwähnt. Hinsichtlich dieser Bezugnahme auf andere Männer rekonstruieren sich beide Interviewpartner als Teil einer männlichen Gemeinschaft, die zugleich hierarchisch strukturiert ist. Thematisiert werden Konkurrenzbeziehungen zu den anderen Männern und über die Abgrenzung von den Anderen wird die eigene berufliche Identität entworfen.

Während Dieter Schulz in seiner Lebensgeschichte nur seine beruflich-politische Entwicklung fokussiert, thematisiert Sven Frodthin weitere Lebensbereiche.

Ausführlich erzählt er über seinen Wehrdienst und seine sportlichen Aktivitäten. Auch diese Bereiche sind Bestandteile einer männlich vergeschlechtlichten Biographie. In den Erzählungen über den Wehrdienst und den Sport sind die Erlebnis-träger ebenfalls männlich. Indem in diesem Kontext nur über andere Männer erzählt wird, wird die männliche Vergeschlechtlichung von Armee und Sport zugleich rekonstruiert.

Auffällig ist, dass in beiden Lebensgeschichten über den Bereich der eigenen Familie kaum oder nur am Rande gesprochen wird. Dieter Schulz berichtet lediglich, dass er verheiratet ist. Über seine drei Kinder spricht er erst auf Nachfrage der Interviewerin, auf seine Vaterschaft nimmt er an keiner Stelle seiner Haupte Erzählung Bezug. Sven Frodthin thematisiert seine Beziehungen vor allem in Bezug auf seine Sexualität, über seine Ehe erzählt er nur in sehr wenigen Passagen. Mit den Verweisen auf die Ehe (Dieter Schulz) und die sexuellen Affären bzw. Partnerschaften (Sven Frodthin) rekonstruieren sich beide Interviewpartner als heterosexuelle Männer. In dieser Hinsicht beziehen sie sich auf das moderne Muster einer Geschlechtsidentität. In diesem Muster sind geschlechtliche und sexuelle Identität als Resultat eines psychosexuellen Entwicklungsprozesses miteinander verknüpft.

Ich verstehe die Überbetonung der Berufsarbeit als einen Konstruktionsmodus von Männlichkeit in lebensgeschichtlichen Erzählungen. Männlichkeit wird in Erzählungen auch darüber hergestellt, dass über die Familie, die in modernen Gesellschaften der weiblich konnotierten Reproduktionssphäre zugeordnet ist, nur am Rande gesprochen wird. Die folgenden inhaltlichen Kategorien habe ich mit Rückbezug auf die anderen Interviews gebildet. Dieser Bezug auf die anderen Fallanalysen ist an dieser Stelle sinnvoll, weil bspw. – anders als in dem Interview mit Dieter Schulz – der Wehrdienst in fast allen Erzählungen eine wichtige Rolle spielt. Sexualität wird im Unterschied zum Interview mit Sven Frodthin kaum thematisiert. Es zeigt sich, dass die Interviewkonstellation ausschlaggebend für die Thematisierung ist. Darauf komme ich im neunten Kapitel zurück. Auch der Sport und die Freizeit haben keinen so zentralen Stellenwert wie bei Sven Frodthin. Diese Bereiche werden von den Interviewpartnern, die sie ansprechen, in die schulische und berufliche Geschichte „eingebaut“. Ich werde auf diesen Aspekt an den entsprechenden Stellen eingehen. Da es in den folgenden Kapiteln um einen Fallvergleich geht, ist es aus forschungsökonomischen Gründen (Kaufmann 1999) angebracht, dies bei der Formulierung der Kategorien zu berücksichtigen. Folgende Kategorien lassen sich differenzieren:

- Fokussierung der Berufsausbildung/-arbeit und die Konstruktion beruflicher Identitäten,
- Rekonstruktion der Armeezeit,
- Dethematisierung von Familienbeziehungen.

Diese Kategorien stehen in einem hierarchischen Verhältnis. Die Beziehungen zwischen den Kategorien werden im weiteren Verlauf der Untersuchung herausgearbeitet.

Die formale bzw. grammatikalische Konstruktion von Männlichkeit

Beide Lebensgeschichten sind entlang des kulturellen und sozialen Musters eines männlichen Erwerbslebenslaufs strukturiert. Bei der performativen Umsetzung dieses Musters setzen beide Interviewpartner unterschiedliche Erzählmuster ein. Insgesamt sind beide Lebensgeschichten chronologisch und linear aufgebaut. Damit entsprechen sie dem kulturellen Muster einer männlichen (Auto-)Biographie (Becker-Schmidt 1994; Dausien 1994). Indem beide Interviewpartner diese kulturelle Grammatik performativ bei der Konstruktion der lebensgeschichtlichen Erzählung realisieren, rekonstruieren sie Männlichkeit. Dabei wird diese Grammatik eigenlogisch angeeignet und eingesetzt, indem sie bspw. mit unterschiedlichen Erzählmustern kombiniert wird. Hinsichtlich dieser Muster eignen sich Helden- und Abenteuer Geschichten stärker zur Konstruktion von Männlichkeit als andere.

Zwischen dieser Grammatik und der Konstruktion eines aktiven und unabhängigen Ich besteht eine enge Relation. In Bezug auf die literarische Tradition der modernen Autobiographie macht Birgit Wagner drauf aufmerksam, dass die Instanz des „Ich“ in der Autobiographie als universell und allgemein gilt. Dieses „Norm-Ich“ (Wagner 2000, 5) ist aber implizit vergeschlechtlicht. Durch eine lange und kanonisierte Text-Tradition hat sich die Subjektposition des Ich-Erzählers herausgebildet, die als eine männlich kodierte Subjektposition verstanden werden muss. Während der männliche „Norm-Ich-Erzähler“ (ebd.) die Kategorie Geschlecht thematisieren kann, dies aber nicht unbedingt tun muss, weil er auf das asexuelle männliche Norm-Ich rekurren kann, kommt die Ich-Erzählerin nicht umhin, die Kategorie Geschlecht explizit zu machen (ebd.). Dass es zwischen literarischen Autobiographien und erzählten Lebensgeschichten eine Differenz gibt, ist kaum bestritten. Dennoch folgen erzählte Lebensgeschichten diesem Muster hinsichtlich der Konstruktion eines Ich-Erzählers.

Dieser Ich-Erzähler wird nun in beiden Interviews als ein aktives und unabhängiges Ich entworfen und folgt damit zugleich kulturellen und sozialen Normen einer (bürgerlichen) männlichen Subjektivität (u.a. Mehlmann 1998; Dausien 1996). Beide Interviewpartner verstärken dieses Ich, indem sie eine Abgrenzung zwischen dem Ich und den Anderen entwerfen. Streckenweise wird diese Struktur in beiden Interviews zu einem „Ich gegen alle/ alle gegen mich“ ausgebaut. Ausgehend von

dieser Konstellation entwerfen sich beide Interviewpartner als moralische Sieger. Obwohl ihnen die Anderen übermächtig gegenüber stehen und sie real eine Niederlage erleiden, verstehen sie sich nicht als Verlierer. In gewisser Weise handelt es sich um eine performative Umsetzung der „David-Goliath-Situation“ (Trüb 1992, 81), die man als einen vergeschlechtlichten Narrationstypus verstehen kann: David steht einem übermächtigen Gegner, Goliath, gegenüber, dennoch besiegt er ihn. Beide Männer verstehen sich als moralische Sieger und knüpfen in der Darstellung an diesen vergeschlechtlichten Narrationstypus an.

Die Fokussierung der Berufsgeschichte und die Dethematisierung der Familienbeziehungen finden formal ihren Ausdruck darin, dass diese in Hintergrundkonstruktionen dargestellt werden. Sie werden damit von der Berufsgeschichte getrennt und dieser untergeordnet.

Insgesamt rekonstruieren also beide Interviewpartner Männlichkeit, indem sie bei Aufbau und bei der Strukturierung ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung auf ein männlich vergeschlechtlichtes Formenrepertoire zurückgreifen und dies eigenlogisch kombinieren und umsetzen.³⁴ Dabei lassen sich folgende Kategorien differenzieren:

- Strukturierung entlang des kulturellen und sozialen Musters eines männlichen Erwerbslebenslaufs,
- linearer und chronologischer Aufbau der Erzählung,
- Konstruktion eines unabhängigen und aktiven Ich,
- Abgrenzung des Ich von Anderen,
- Separierung und Unterordnung des Familienbereichs.

Wie die beiden Fallrekonstruktion gezeigt haben, sind die formale und die inhaltliche Ebene sehr eng miteinander verknüpft. Deshalb werde ich das Wie und das Was der lebensgeschichtlichen Konstruktionen im folgenden Fallvergleich nicht getrennt untersuchen. Jede der inhaltlichen Kategorien bildet eins der nachstehenden Kapitel, in denen jeweils auch die formale Konstruktion untersucht wird.

Die interaktive Konstruktion von Männlichkeit

In beiden lebensgeschichtlichen Erzählungen wirken die Interviewenden als Co-Produzent der Lebensgeschichte. Hinsichtlich der Konstruktion von Männlichkeit jedoch spielt nur der männliche Interviewer eine Rolle. Ich habe gezeigt, dass Sven Frodthin den Interviewer als Mann anspricht und zwischen sich und ihm eine (vermeintliche) männliche Gemeinschaft herstellt. Die Konstruktion der Lebensgeschichte als Abenteuergeschichte funktioniert vor allem deshalb so gut, weil der Interviewer sich mit dieser Struktur einverstanden zeigt, indem er über die Pointen lacht. Auf diese Art und Weise bestätigt er auch die männliche Ge-

meinschaft und die darin gültigen Werte. Diese Bestätigung der männlichen Gemeinschaft lese ich als ein Modus über den der Interviewer seine soziale Geschlechtszugehörigkeit in der Interaktion *rekonstruiert*.

Die männliche Gemeinschaft zwischen den beiden Interviewpartnern wird von Sven Frodthin hierarchisch strukturiert, indem er seine Sichtweisen auf die Dinge als überlegen darstellt. Sven Frodthin formuliert gegenüber dem Interviewer immer wieder einen Anspruch auf Dominanz. Diesen Dominanzanspruch, Bourdieu bezeichnet ihn als *libido dominandi* (vgl. 2. Kapitel), habe ich als eine der wichtigsten Praktiken des *Doing Masculinity* beschrieben.

Im Vergleich mit der Interaktion zwischen Sven Frodthin und dem Interviewer lässt sich feststellen, dass Dieter Schulz die Interviewerin weder explizit noch implizit als Frau anspricht. Im Vordergrund der Interaktion steht ihr Status als Interviewerin und als Wissenschaftlerin, die bspw. seine Geschichte durch die Lektüre von Akten überprüfen kann. Er stellt keine (vermeintliche) Gemeinschaft zwischen sich und der Interviewerin her. Eine Anspruch auf Dominanz ist nicht auszumachen, im Gegenteil: Dieter Schulz verhält sich sehr kooperativ und versucht im Nachfrageteil Konflikte zu vermeiden. Männlichkeit wird von Dieter Schulz durch das Was und Wie der Erzählung *rekonstruiert* und nicht in direkter Interaktion mit der Interviewerin. Für die direkten Bezugnahmen sind andere soziale Zugehörigkeiten, insbesondere die berufliche, zentral, das Geschlecht tritt dahinter zurück, wird aber durch Kleidung, Stimme und Gestik auch in dieser Interaktion fortlaufend reproduziert.

Ich werde diese Unterschiede in der Bezugnahme auf das Geschlecht des bzw. der Interviewenden in dem folgenden Fallvergleich weiter untersuchen. An dieser Stelle lassen sich folgende Kategorien formulieren, die sich auf die Interaktion zwischen Interviewtem und männlichem Interviewer beziehen:

- Herstellung einer männlichen Gemeinschaft,
- Anspruch auf Dominanz.

Die interaktive Konstruktion von Männlichkeit wird im letzten Kapitel der Untersuchung analysiert. Im folgenden sechsten Kapitel der Untersuchung wende ich mich der Fokussierung von Berufsarbeit und der Rekonstruktion beruflicher Identitäten zu. Im anschließenden siebten Kapitel vergleiche ich die Fälle hinsichtlich der Erzählungen über die Absolvierung des Wehrdienstes, dem folgt im achten Kapitel ein Fallvergleich hinsichtlich der Dethematisierung der Familienbeziehungen. Wie angekündigt werden in jedem einzelnen Kapitel die entsprechenden formalen Aspekte analysiert und in Bezug zum Inhalt gesetzt.

6. Die Fokussierung von Berufsarbeit und die Rekonstruktion beruflicher Identitäten

Der Fallvergleich zeigt, dass wie in den Fällen Sven Frodthin und Dieter Schulz auch bei allen anderen Interviewten die Berufsausbildung und die Berufsarbeit im Mittelpunkt der lebensgeschichtlichen Erzählungen stehen. Das heißt, auch alle anderen Lebensgeschichten sind inhaltlich durch eine Fokussierung der Berufsarbeit charakterisiert.

Ähnlich wie in den beiden dargestellten Fällen entwerfen die befragten Männer in ihren Lebensgeschichten berufliche Identitäten, durch die sie lebensgeschichtliche Kontinuität herstellen. Diese Identitätskonstrukte dienen auch dazu, die Diskontinuitäten in den Erwerbsbiographien zu bewältigen, die vor allem aus den gesellschaftlichen Transformationen seit der Wende 1989 resultieren. Des Weiteren konstruieren die befragten Männer wiederum ähnlich wie Sven Frodthin und Dieter Schulz spezifische berufliche Ideale, die sich auf die aktuelle Berufstätigkeit beziehen. Von diesen beruflichen Idealen kann, so werde ich zeigen, auf die soziale Reproduktion von Männlichkeit im Arbeitsalltag zurück geschlossen werden. Die inhaltliche Kategorie „Fokussierung der Berufsausbildung/-arbeit und Rekonstruktion beruflicher Identitäten“ lässt sich somit in zwei sich ergänzende Dimensionen differenzieren: die Rekonstruktion lebensgeschichtlicher beruflicher Identitäten und der Entwurf alltagsweltlicher beruflicher Ideale.

Im folgenden Kapitel werde ich diese beiden Dimensionen anhand des Fallvergleichs weiter differenzieren. Im ersten Abschnitt zeige ich an ausgewählter Fallbeispiele, dass die Rekonstruktion einer beruflichen Identität in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Erwerbsbiographie steht: Je diskontinuierlicher die Erwerbsbiographie ist, desto mehr Identitätsarbeit wird in der Erzählung geleistet. Im zweiten Abschnitt zeige ich, wie mittels des Entwurfs konkreter beruflicher Ideale Hierarchien zwischen Männern hergestellt und reproduziert werden. Anschließend stelle ich im dritten Abschnitt den formalen Aufbau der lebensgeschichtlichen Erzählungen dar und setze ihn in Bezug zum Inhalt. Abschließend und viertens werde ich ein Resümee hinsichtlich der Bedeutung von Berufsarbeit für die biographische Konstruktion von Männlichkeit ziehen.

6.1 Der Entwurf beruflicher Identitäten

Bis auf den Fall Jürgen Bruns, den ich deshalb weiter unten darlegen werde, rekonstruieren alle befragten Männer in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen berufliche Identitäten. Die Darstellung der beruflichen Identität nimmt in den Interviews unterschiedlich viel Raum ein, sie korrespondiert unmittelbar mit der Erwerbsbiographie. Folgender Zusammenhang lässt sich formulieren: Je kontinuierlicher die Erwerbsbiographie ist, desto selbstverständlicher ist die berufliche Identität und desto weniger Identitätsarbeit wird im Interview geleistet. Entsprechend gilt, je diskontinuierlicher die Erwerbsbiographien sind, desto mehr biographische Arbeit wird in den Erzählungen investiert, um eine kohärente berufliche Identität zu rekonstruieren. In diesen Fällen stellen die Interviewten zwischen verschiedenen Lebensabschnitten und Qualifikationen neue Verknüpfungen her, einige Interviewpartner greifen dabei sogar auf außerberufliche Tätigkeiten zurück. Ich werde diesen Zusammenhang im Folgenden an drei ausgewählten Beispielen darstellen.

Doch zunächst werden die wichtigsten übergreifenden Strukturmerkmale der Erwerbsbiographien der befragten Männer dargestellt. Die spezifischen Verläufe sind in den Kurzbiographien der Interviewpartner im Anhang nachzulesen. Der Vergleich der Erwerbsverläufe zeigt, dass der größte Teil der Erwerbsbiographien bis 1989 relativ kontinuierlich verläuft. Einige wenige wie die von Sven Frodhin sind bereits zu DDR-Zeiten von Diskontinuitäten gekennzeichnet. In der Mehrzahl der Fälle führt jedoch erst das politische Ereignis Wende zu Veränderungen der Erwerbsbiographien, die aber nur in wenigen Ausnahmen ähnlich wie bei Dieter Schulz recht unmittelbar den politischen Ereignissen folgen. So schlägt sich die Umstrukturierung des Erwerbsystems für einige Interviewpartner erst einige Jahre nach der Wende in den Erwerbsbiographien nieder. Der gravierende Unterschied zwischen der Zeit vor und nach 1989 ist, dass es in der DDR keine Arbeitslosigkeit gegeben hat und somit die materielle Existenz nicht bedroht gewesen ist.

Nach der Wende kommt es für einige Männer zu beruflichen Einschränkungen, welche die Fortsetzung bisheriger Lebensentwürfe unmöglich machen. Vier der befragten Männer gehen mittlerweile einer Tätigkeit nach, die unterhalb ihrer Ausgangsqualifikation liegt, für vier weitere Männer verläuft die Erwerbsbiographie zum Zeitpunkt des Interviews immer noch sehr diskontinuierlich. Dem größeren Teil der Männer, vor allen jüngeren, ist es gelungen, nach einer Zeit der Unsicherheit ihren Berufsstatus zu festigen, sich selbständig zu machen oder innerhalb eines Angestelltenverhältnisses beruflich aufzusteigen. Insgesamt sind die Umstrukturierungsprozesse des Erwerbsystems für die meisten der befragten Männer mit

Betriebs- und Berufswechsel, Umschulungen, beruflichen Weiterbildungen, Neuorientierungen im laufenden Studium, Phasen von Arbeitslosigkeit etc. verbunden.

Im Folgenden zeige ich anhand von ausgewählten Interviews, wie die Art und Weise der Darstellung der beruflichen Identität und der Verlauf der Erwerbsbiographie zusammenhängen. Wolfgang Bühring gehört zu den wenigen Männern, deren Erwerbsbiographie relativ kontinuierlich verläuft und mit einem beruflichen Aufstieg einherging. Bühring, der 1954 geboren wird und im heutigen Land Brandenburg im Randgebiet einer größeren Stadt aufwächst, erlernt nach Abschluss der 10. Klasse den Beruf eines Elektrikers und arbeitet danach fünf Jahre in seinem Ausbildungsbetrieb. 1980 wechselt er in eine Brauerei, qualifiziert sich zum Meister, arbeitet jahrelang als Schichtleiter und ist in der Gewerkschaft aktiv. Nach der Wende engagiert er sich für den Erhalt und die Umstrukturierung der Brauerei und wird in den Betriebsrat gewählt. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet er als Betriebsratsvorsitzender und Leiter der Materialwirtschaft, gehört zum Aufsichtsrat der Brauerei und zum Landesvorstand der Gewerkschaft Nahrung, Genuss und Gaststätten. Zum Interviewzeitpunkt ist er fast 20 Jahre kontinuierlich in der Brauerei tätig.

In seiner Erzählung leistet Wolfgang Bühring im Vergleich zu den anderen Interviewpartnern wenig Identitätsarbeit, denn seine berufliche Identität als Brauer und Gewerkschafter wird bereits durch eine kurze Darstellung des Ausbildungs- und Berufsverlaufs evident. Im Mittelpunkt seiner Erzählung steht zunächst seine berufliche Ausbildung einschließlich beruflicher Weiterbildungen. Anschließend stellt er die Entwicklung der Brauerei dar, insbesondere die Schwierigkeiten nach der Wende 1989: *„Ja, dann haben wir hier ganz schön zu kämpfen gehabt, um über die ersten zwei Jahre nach der Wende zu kommen. Haben wir uns selbst auf den LKW geschwungen, haben Bier vom Auto verkauft, damit es weitergeht, damit wir es loswerden, damit wir es überstehen“* (8/21-24).

Ausführlich spricht er über den Prozess der Etablierung der Brauerei unter den neuen marktwirtschaftlichen Bedingungen. Einen breiten Raum in der Erzählung nimmt seine Tätigkeit als Betriebsrat ein. Er erzählt, wie er kurz nach der Wende in den Betriebsrat gewählt wird, welche Aufgaben er als Betriebsrat hat und stellt in pointierten Geschichten sein Engagement für die Kollegen dar. Wie in den beiden dargestellten Fällen sind die Ereignisträger in diesen Geschichten männliche Kollegen.

Die langjährige Betriebszugehörigkeit, die ein wichtiger Teil seiner beruflichen Identität ist, rekonstruiert er in Geschichten über gemeinsame Freizeitaktivitäten mit den Kollegen, wobei der Fußball eine zentrale Rolle spielt.

„Wir haben hier so eine Mannschaft im Betrieb. Alles solche Älteren, so wie ich in dem Alter und ein paar Jüngere, [...], sind wir gerade eingeladen. Hier. (Papier raschelt. Bühring

zeigt eine Turnieraufstellung.) Sind wir eingeladen zum Fußballturnier. [...] Da haben wir voriges Jahr schon dran teilgenommen und sind nicht Letzter geworden, obwohl wir bloß ein zusammengewürfelter Haufen sind. Jetzt haben wir mal angefangen mit Trainieren. Jetzt trainieren wir jeden Dienstag um 20.00 Uhr. Haben wir gestern das zweite Mal. So lange, bis der Schweiß rennt. Und donnerstags spielen wir ein bisschen Tischtennis und einmal im Monat gehen wir zum Bowling, aber immer die gleiche Truppe, wie früher“ (18/14-26).

Den Betrieb versteht er als „ein richtigen Ossi-Betrieb“ (12/19). Mit diesem Verständnis wird zugleich eine Betriebsgemeinschaft und eine Differenz gegenüber anderen, vor allem westdeutschen Brauereien hergestellt. Diese Gemeinschaft manifestiert sich, wie bereits zu DDR-Zeiten, in außerbetrieblichen Zusammenkünften der Beschäftigten, in welche teilweise die jeweiligen Familienangehörigen einbezogen sind.

Unterstützt wird die Darstellung der beruflichen Identität durch das Umfeld des Interviews, das auf Wunsch von Wolfgang Bühring in der Brauerei stattfindet. Er empfängt die Studentin in Arbeitskleidung in seinem Büro und präsentiert sich dadurch gleich auf den ersten Blick als Brauereimeister. In der Erzählung kann er auf entsprechende Unterlagen zurückgreifen, wie bspw. die Aufstellung zum Fußballturnier und Veränderungen im Betrieb belegen: „Heute sieht es da moderner aus. Wir laufen da nachher mal durch und gucken uns das mal an“ (10/9). Im Anschluss an das Interview führt er die Interviewerin durch den Betrieb und stellt die Kollegen vor.

Die berufliche Identität als Brauereimeister und Gewerkschafter ist in diesem Fall eng mit der regionalen Identität verknüpft, diese, das sei am Rande bemerkt, muss Wolfgang Bühring im Interview in stärkerem Maß hervorheben und begründen als die berufliche, weil er bereits seit vielen Jahren nicht mehr an dem Ort seiner Kindheit wohnt, mit dem er sich aber immer noch identifiziert. So betont er bereits zu Beginn des Interviews: „Ich bin Neubrandenburger“ (1/22) und kommt darauf an mehreren Stellen des Interviews zurück: „Auch wenn ich jetzt in Ihlenfeld [Dorf bei Neubrandenburg A.d.V.] wohne, bin ich eigentlich Neubrandenburger“ (15/32).

Im Unterschied zu Wolfgang Bühring haben die meisten Männer des Samples nach der Wende berufliche Diskontinuitäten erfahren. In drei Viertel der Fälle korrespondiert die berufliche Identität mit der zum Zeitpunkt des Interviews ausgeführten beruflichen Tätigkeit. Oft hat diese Identität aus der Perspektive der Interviewten eine lange Geschichte, liegt ihr „Ursprung“ schon in schulischen Interessen, charakterlichen Prägungen oder in einem Hobby. In einigen wenigen Fällen ist die Identitätskonstruktion mit der politischen Orientierung verknüpft, die sich ähnlich wie bei Dieter Schulz aus der Sicht der befragten Männer schon in der frühen Jugend herausgebildet hat. In einem Viertel der Fälle entspricht der

erlernte Beruf gegenwärtig und auch zukünftig nicht der ausgeübten Tätigkeit, trotzdem identifizieren sich fast alle Interviewten immer noch mit ihrem Beruf und stellen mittels unterschiedlicher Strategien einen Bezug zu ihm her. So integrieren die einen den Beruf in die neue Tätigkeit, indem sie Übereinstimmungen zwischen ihrem früheren Beruf und ihrer heutigen Tätigkeit rekonstruieren, die meist unterhalb ihrer erworbenen Qualifikation liegt. Dies werde ich am Fall Michael Berger erläutern.

Michael Berger, 1956 geboren, wächst in einer Kleinstadt im heutigen Land Sachsen-Anhalt auf. Der Vater arbeitet als stellvertretender Betriebsleiter und Parteisekretär in einem Kfz-Betrieb, die Mutter als Handelskauffrau. Michael Berger legt das Abitur ab und absolviert anschließend ein Pädagogikstudium im Bereich Staatsbürgerkunde und Geschichte. Seine Berufswahl begründet er im Interview zum einen mit der erfahrenen Fürsorge des Staates: Er leidet als Kind an einer schweren Erkrankung und fährt fast jährlich zur Kur, was er ausdrücklich als staatliche Fürsorge deutet. Zum anderen bezieht er sich auf das Vorbild des Vaters, in dessen Fußstapfen er treten will (vgl. Kapitel 8). Nach dem Studium arbeitet er 12 Jahre als Lehrer, bis er 1991 aus dem Schuldienst entlassen wird. Nach einer vierwöchigen Arbeitslosigkeit absolviert er eine Umschulung zum Sozialpädagogen. Diese Umschulung schließt er nach zwei Jahren erfolgreich ab. Danach beginnt er jedoch nicht, wie geplant, als Sozialpädagoge in Westdeutschland zu arbeiten, sondern nimmt stattdessen eine Tätigkeit als Autoverkäufer in seinem Heimatort auf. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet er seit fast sieben Jahren in einem privaten Autohaus mit Werkstatt.

Wie rekonstruiert nun Michael Berger in der lebensgeschichtlichen Erzählung eine berufliche Identität? Bereits vor dem Beginn des Interviews, das wiederum am Arbeitsort stattgefunden hat, machte er die Interviewerin darauf aufmerksam, dass er Lehrer sei und auch Erfahrungen mit der empirischen Sozialforschung habe. Damit positioniert sich Michael Berger der Wissenschaftlerin gegenüber als ein gleichrangiger Partner, der Erfahrungen in der Forschung hat und macht deutlich, dass er sich immer noch als Lehrer versteht, auch wenn er heute als Autoverkäufer arbeitet, was zunächst ausgesprochen paradox wirkt.

In der lebensgeschichtlichen Erzählung berichtet Michael Berger kurz über seine Kindheit und Schulzeit sowie sein sportliches Engagement im Sportschießen. Ausführlich stellt er seine Motivation zum Studium sowie das Studium selbst dar, indem er sich nebenher zum Übungsleiter für das Sportschießen qualifiziert. Er berichtet vor allem über die Diplomarbeit und seine empirischen Untersuchungen in einem Jugendwerkhof¹ der DDR und verweist auf den Erfolg der Arbeit: *„Hat richtig Spaß gemacht, sind wir auch ein bisschen dekoriert worden, war eine schöne Arbeit. Ja, habe dann auch Diplom mit Eins und Studium mit Zwei abge-*

schlossen“ (3/87-88). Anschließend erzählt er über seinen Berufseinstieg als Lehrer: „Ja, mein Einstandsjahr in Osterburg, ja, ich war Spitze, muss ich so sagen, mit rosaroten Träumen hin, der Professor Dietrich sagte auch, ihr seid am besten ausgebildet von der Theorie her, die anderen sind verknöchert, die sind alt, ihr müsst alles ändern und nun macht mal“ (398-102). Ausführlich stellt er seine Probleme in der Schulpraxis dar und wie er in einem längeren Prozess ein ausgewogenes Verhältnis zwischen dem eigenen Anspruch und dem Machbaren erreicht.

Nach dem Jahr in Osterburg wechselt er in eine Schule in seinen Geburtsort und arbeitet dort bis zu seiner Entlassung. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen die Überwindung von Disziplinschwierigkeiten und der damit verbundenen schlechten Leistungen der Schüler und Schülerinnen. „Und dann bin ich rein [in die Klasse A.d.V.] und dann habe ich meine Pantherbande zerschlagen, sie haben es mir schwer gemacht“ (4/126-127). Die Pantherbande, so erzählt Michael Berger auf Nachfrage, dass „waren paar Jungs, das war keine Bande, die nannten sich so und fühlten sich wichtig. Aber es musste erst mal in dieser Klasse deutlich gemacht werden, wo der Hammer hängt und wo es lang geht, wo bestimmte Normen sind, was zu machen ist und wo man eben auch mal locker sein kann“ (14/496-500). Die Ereignisträger in dieser Geschichte sind wiederum männliche Schüler. In diesen und ähnlichen Geschichten geht es für Michael Berger darum, seine Durchsetzungsfähigkeit zu demonstrieren, aber auch sein Verantwortungsbewusstsein für die Schüler und Schülerinnen zu veranschaulichen: „Muttersprachliches Prinzip, ein Schwerpunkt für mich, also für mich war wichtig, wenn sie ein Vortrag halten konnten, wenn sie den Sinn erfassen konnten in irgendwelchen Texten, wenn man Fragen stellte und sie irgendwas bewiesen, belegt haben, widerlegt haben“ (4/139-141). Dabei spielen für Michael Berger die Zensuren als Maßstab für die Lernerfolge eine wichtige Rolle, diese werden, so sein „Standpunkt [...] von beiden errungen, von Lehrer und von Schüler“ (3/103-104).

Anschließend erzählt er über seine Entlassung aus dem Schuldienst, die Ausbildung zum Sozialpädagogen und legt dar, warum er sich entschieden hat, in einem Autohaus als Verkäufer zu beginnen. Ausführlich erzählt er über den Bewerbungstest, aus dem er erfolgreich unter 40 Bewerbern hervorgeht. Im Mittelpunkt der Erzählung steht nicht der berufliche Abstieg, sondern der gelungene Neueinstieg. Er berichtet über seine Anfangsschwierigkeiten im Autohaus und wie es ihm gelingt, sich entsprechende berufliche Qualifikationen anzueignen und einen Kundenstamm aufzubauen. Auch der Chef der „Pantherbande“ ist heute bspw. sein Kunde.

An seiner beruflichen Identität als Lehrer kann er festhalten, weil er im Autohaus eine sehr spezielle Art von Verkaufsgesprächen etabliert hat. Ausführlich legt er dar, wie ein ideales Verkaufsgespräche aussieht:

„Wo man dann sich hinsetzt, wo auch der Kunde offen ist [...] am meisten Spaß macht es mir, wenn der Kunde eigentlich mit Vorstellungen kam und nachher was ganz anderes kauft, wenn wir uns so richtig treiben lassen, was durchüberlegen und es wird was ganz anderes und ich so das Gefühl habe: Haben wir richtig gemacht. Lehrer, nicht, Lehrer ja. [...] Vor kurzem sollte [es] ein Auto werden für ein Mann, ja, und letztendlich kriegt der Mann den Wagen von der Frau und die Frau kauft sich ein 206er. Ach, das hat Spaß gemacht, da wollten wir mal Geburtstag beim Chinesen feiern und da kam ich, kam dann eine Stunde zu spät zu meinem eigenen Geburtstag, war mir scheißegal, aber mit den beiden hat das richtig Spaß gemacht“ (20/967-76).

Er belegt mit diesen Geschichten, dass er die Verantwortung für seine Kunden und Kundinnen übernimmt, indem er sie überzeugt, die für sie passenden Autos zu kaufen. Denn ein Auto ist, so argumentiert er, nicht ein *„Hemd, ja, was ich dann mal als Arbeitshemd dann anziehen kann, wenn es mir nicht mehr gefällt, sondern es ist ein Auto und es hängt eine ganze Menge dran“* (30/1046-52). Vor allem geht es ihm um eine Finanzierung des Autos, die den materiellen Verhältnissen der Kunden und Kundinnen entspricht. Insofern lässt sich formulieren, dass Michael Berger sie lehrt, vernünftige und verantwortungsvolle Entscheidungen hinsichtlich des Autokaufs zu treffen. Dies versteht er wie in der Schule als eine gemeinsame Leistung zwischen Verkäufer und Käufer bzw. Käuferin.

In der obigen Geschichte über den Autoverkauf sowie ähnlichen belegt Michael Berger auch die im Interview behauptete Position, *„diese Aufgabe ist nun mal das Wichtigste, was ich mache, der Beruf“* (33/1174-75), dafür kommt er zur eigenen Geburtstagsfeier zu spät. Darüber hinaus, dies zeigt die Fallrekonstruktion, versteht sich Michael Berger auch gegenüber den Juniorchefs des Autohauses als Lehrer hinsichtlich der vernünftigen Führung des Autohauses. In gewisser Weise setzt er das frühere Lehrer-Schüler-Verhältnis fort, denn die Juniorchefin ist seine Schülerin gewesen. Insgesamt gelingt es Michael Berger, in seiner Lebensgeschichte eine kohärente berufliche Identität als Lehrer zu rekonstruieren, in die er seine heutige Tätigkeit integriert. Aus seiner Perspektive ist es kein Widerspruch, Lehrer zu sein und Autos zu verkaufen.

In einigen wenigen Fällen wird die berufliche Identität über eine Freizeittätigkeit entworfen und mit der aktuellen Berufstätigkeit verknüpft. Dies werde ich anhand des Falles Thomas Nerbitz zeigen, auf dessen Lebensgeschichte ich bereits zu Beginn des ersten Kapitels kurz eingegangen bin. Thomas Nerbitz, 1964 geboren, wächst zunächst in einer Kleinstadt im heutigen Land Brandenburg auf. Im Verlauf seines zweiten Schuljahres zieht die Familie in eine Großstadt desselben Bundeslandes um. Seine Berufsbiographie ist bereits in der DDR ausgesprochen diskontinuierlich, die Stationen werden im Folgenden nur kurz benannt: Nach Beendigung der zehnten Klasse erlernt er den Beruf eines Schlossers für Eisenbahnwagen und Container, nach dem Abschluss dieser Lehre absolviert er von 1983-1986 ei-

nen dreijährigen Wehrdienst. Anschließend arbeitet er als LKW-Fahrer in zwei verschiedenen Betrieben. Danach wechselt er zur Deutschen Film-AG (DEFA) und ist dort chronologisch in folgenden Tätigkeiten beschäftigt: Kraftfahrer, Schlosser, Assistent in der Architekturabteilung. Im Januar 1991 wird er entlassen und ist bis Oktober desselben Jahres erwerbslos. Anschließend absolviert er ein dreijähriges Fachhochschulstudium im Bereich Farbgestaltung. Nach Abschluss des Studiums findet er zunächst keine Arbeit und bewirbt sich auf eine Stelle als Altenpfleger, erhält dann aber durch persönliche Kontakte Gelegenheitsjobs im Filmbereich und entschließt sich, im Oktober 1994 ein Hochschulstudium an der Filmhochschule im Bereich Szenographie aufzunehmen, für das er sich erfolgreich beworben hatte. Bis 1997 studiert er, geht aber vor allem verschiedenen Tätigkeiten zur Finanzierung seines Studiums nach. Er etabliert sich als Farbre Restaurator, bricht das Studium ab und arbeitet seit 1997 als freiberuflicher Restaurator, eine zum Zeitpunkt des Interviews aus seiner Perspektive immer noch materiell unsichere berufliche Existenz.

Wie zu Beginn des ersten Kapitels kurz dargestellt, fokussiert Thomas Nerbitz in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung das Thema „Maler werden und sein“. Bereits in der Kindheit, so argumentiert er in den ersten Minuten seiner Lebensgeschichte, wird der Grundstein zu seiner späteren Entwicklung als Landschaftsmaler gelegt. Thomas Nerbitz erzählt zunächst seine schulische und berufliche Ausbildung, anschließend stellt er seinen weiteren beruflichen Werdegang entsprechend der oben genannten Stationen chronologisch dar. Der rote Faden in der Erzählung ist jedoch seine Entwicklung zum Maler. Dabei stehen zwei Aspekte im Mittelpunkt, zum einen seine Bemühungen um eine weitere Qualifikation und das Problem, berufliche Arbeit und die Malerei zu vereinbaren. So erzählt er bspw. über seine Zeit als Kraftfahrer im Getränkekombinat,

„dass es einfach körperlich zu schwer für mich gewesen ist. Musste diese Karren da immer fahren, da mit diesen Bierkästen da oben drauf. Das ging dann ganz schön aufs Kreuz und war dann eigentlich immer ziemlich k.o. und fertig gewesen. Und hatte dann mittwochs diesen Zeichenzirkel gehabt, den ich unbedingt auch mitnehmen wollte, beim Michael Schmidt, auch im RAW.² Und da bin ich mal halt müde und völlig kaputt angekommen und ja dann ist auch das, was ich eigentlich dort von mir erwartet habe, noch mehr gesunken. Dann hat sich der Michael Schmidt an mich gewandt, hat, wie er dann gesagt hat, also, wenn ich mich nicht ein bisschen am Riemen reiße oder besser werde, ich dann doch lieber dem Zeichenzirkel fern bleiben sollte. Das war für mich dann eigentlich einer der größten Schläge, die es für mich gegeben hat. Ich wollte auf keinen Fall das Malen sein lassen“ (4/8-16).

Er erzählt, wie es ihm erst nach vielen Anläufen gelingt, in den Zeichenzirkel der DEFA aufgenommen zu werden und von der Schlosserei in die Architekturabteilung zu wechseln. Zum ersten Mal kann er seine künstlerischen Ambitionen beruflich einsetzen und für DEFA-Kinderfilme Skizzen anfertigen und Modelle

bauen wie bspw. „*Feenfallen*“ (10/17). Als Höhepunkt seiner künstlerischen Ausbildung bezeichnet er einen vierwöchigen Malkurs in der Nähe der Ostsee, den ein „*sehr bekannter Maler aus Dresden [leitete]. [...] Das war für mich ein sehr tolles Erlebnis, endlich mal was für mich wirklich Wichtiges zu finden und ich hatte da vier Wochen, was für mich gezeichnet, wir hatten dort Aktstudien gemacht. Das war für mich ein sehr prägendes Ereignis*“ (15/22-27).

Des Weiteren thematisiert er ausführlich die Sicherung der materiellen Existenz nach der Entlassung aus den DEFA-Filmstudios zu Beginn des Jahres 1991. Er argumentiert, dass er ein Fachhochschulstudium der Farb- und Oberflächengestaltung beginnt, weil dies „*dann auch nach meiner Natur gekommen ist, da ich ja immer noch im Hinterkopf noch irgendwie hatte, Maler zu werden. Aber diesen Wunsch mir auch gar nicht selber richtig getraut habe auszusprechen, weil ich ja dann auch immer noch Angst hatte, kein Brot damit zu verdienen*“ (11/5-11). Einen breiten Raum nehmen die Erzählungen über die verschiedenen Jobs ein, mit denen er sich finanziell über Wasser hält.

Die erste Personalausstellung im Februar 1996 ist in der Erzählung der Höhepunkt zur Entwicklung als Maler:

„*[Ich] musste mir dann eigentlich immer mehr eingestehen, dass ich alle diese Sachen, die ich zwar gemacht habe, zwar auch sehr nützlich und sehr wichtig gewesen sind für mich, aber eigentlich ja, ja muss ich immer mehr darauf drängen, dass ich Maler irgendwie war. Und das sich einzugestehen, war für mich nicht leicht gewesen, weil ich, wie gesagt, Angst vor der Existenz hatte*“ (15/4-11).

Seit diesem Ereignis versteht sich Thomas Nerbitz als Maler. Seine materielle Existenz sichert er durch eine Tätigkeit als freiberuflicher Restaurator von historisch wertvollen Gebäudeoberflächen.

Der Identitätsentwurf als Maler aus der Kindheit heraus ist eine retrospektive Teleologie. Durch Nachfragen stellte sich bspw. heraus, dass er, angeregt durch den Vater, als Kind eher selten zum Zeichenstift greift, während er seine lebensgeschichtliche Erzählung damit beginnt, dass er schon als Kind mit dem Zeichenblock durch die Landschaft streifte und malte. Erst aus der Gegenwartsperspektive werden verschiedene Erlebnisse und Erfahrungen so miteinander verknüpft, dass die Entwicklung zum Maler sich kontinuierlich Station für Station aufbaut.

Künstlerische Tätigkeit und Erwerbsarbeit werden in einer beruflichen Identitätskonstruktion als Maler miteinander verknüpft, die widersprüchliches vereint: Denn von Beruf ist Thomas Nerbitz Farbre Restaurator, für die Malerei kann er zwar bestimmte handwerkliche Aspekte seines Studiums nutzen, sie beruht aber im Großen und Ganzen auf einer Laienqualifikation und sichert nicht die materielle Existenz. Er stellt die Malerei aber gerade *nicht* als ein Hobby bzw. Freizeitaktivität dar, sondern als eine Berufung, die auf jahrelanger Qualifikation beruht, der er

ernsthaft und gewissenhaft nachgeht. Verknüpft werden Malerei und Restauratoren-tätigkeit durch die Konstruktion eines spezifischen beruflichen Ideals: Es geht ihm nicht darum, sich auf dem Arbeits- bzw. Kunstmarkt so gut wie möglich zu verkaufen, sondern anspruchsvolle und qualitativ hochwertige Aufträge zu finden bzw. Bilder zu malen, mit deren Ergebnis er sich identifizieren kann.

Wie im Fall Thomas Nerbitz korrespondieren in einigen Fällen die entworfenen Identitäten nicht mit der aktuellen Berufstätigkeit. Die Identitätsentwürfe beziehen sich aber immer auf einen Beruf oder eine Profession. Im Mittelpunkt der Erzählungen stehen die Kriterien Fachlichkeit und Qualifikation, die Freizeit-tätigkeiten haben für die befragten Männer den Status einer Arbeit. Deshalb habe ich mich entschieden, auch diese Identitätskonstruktionen als berufliche Identitäten zu bezeichnen.

Im Folgenden werde ich auf das Interview eingehen, in dem keine berufliche Identität rekonstruiert wird und anhand dieser Erzählung die Bedeutung von Erwerbsarbeit für die biographische Konstruktion von Männlichkeit diskutieren. Das Interview beginnt sehr ungewöhnlich: „*Mein Name ist Jürgen Bruns, Mädchennamen habe ich keinen*“ (1/10). Im Folgenden werde ich der Frage nachgehen, wieso sich Jürgen Bruns mit diesem Statement in seine lebensgeschichtliche Erzählung einführt. Doch zunächst werde ich wie in den anderen Fällen kurz den Verlauf der Erwerbsbiographie darstellen.

Jürgen Bruns, Jahrgang 1955, wächst in Dresden auf. Der Vater arbeitet als Diplomingenieur, die Mutter als Verkaufsstellenleiterin. Nach dem Abschluss der 10. Klasse erlernt er den Beruf Zootechniker-Mechanisator und arbeitet anschließend auf einem Volksgut in der Nähe von Dresden als Schweizer, d.h. als Leiter eines Rinderstalles. Von 1978-1979 leistet er seinen eineinhalbjährigen Wehrdienst. Als er von der NVA zurückkommt, wird er nicht mehr als Schweizer eingesetzt. 1981 zieht er nach Mecklenburg um, wird aber nicht wie versprochen als Schweizer beschäftigt, sondern als „*Springer*“ (1/22) zwischen verschiedenen Ställen eingesetzt. 1988 wechselt er wegen einer Allergie in den Baubereich der LPG und wird kurz nach der Wende recht schnell entlassen. In den folgenden neun Jahren geht er verschiedene Arbeitsverhältnisse – meist im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen – ein. So ist er als Koch und als Schuster beschäftigt, arbeitet in der Gemeindeverwaltung und auf einem evangelischen Jugendlandhof. Insgesamt ist er knapp vier Jahre beschäftigt, in den Zeiten zwischen den Tätigkeiten ist er, wie zum Zeitpunkt des Interviews, erwerbslos.

In seiner sehr kurzen Eingangserzählung stellt Jürgen Bruns seinen beruflichen Werdegang und die wichtigsten Ereignisse in der Familie dar, er präsentiert sich als Facharbeiter, Ehemann und Vater zweier Töchter. Die Ereignisse der beruflichen Entwicklung werden auf eine spezifische Art und Weise verknüpft, die den

Eindruck erzeugen, dass die Berufslaufbahn von vornherein nicht seinen Wünschen entsprochen hat. So erzählt Jürgen Bruns über seine Berufsausbildung: *„Die zweijährige Lehre als Zootechniker-Mechanisator, das war zwar nicht mein Berufswunsch direkt, aber war nichts anderes frei“* (1/13-16). Auch der Umzug nach Mecklenburg bringt nicht die gewünschte berufliche Veränderung: *„Und da [...] habe ich dann als Schweizer gearbeitet. Als Springer. Das bedeutet, dass ich die Kuhstallleiter abgelöst habe, wenn die frei hatten. Das hat mir überhaupt nicht gefallen, weil mir vorher noch ein Stall zugesagt worden ist“* (1/21-26). Die Arbeitsjahre nach der Wende fasst er als *„Gelegenheitsjobs“* (1/32) zusammen, erst auf Nachfrage der Interviewerin spricht er über die verschiedenen Tätigkeiten.

Die Fallrekonstruktion zeigt, dass Jürgen Bruns im Interview die Geschichte einer gescheiterten Berufskarriere entwirft, die schon mit einer unerwünschten Berufswahl beginnt. Seine Antworten auf die Nachfragen der Interviewerin legen nahe, dass es sich dabei wiederum um eine retrospektive Teleologie handelt. So evaluiert er seine Position als „Springer“ aus der heutigen Perspektive negativ, scheint damals aber *„Spaß“* (2/19) an seiner Arbeit gehabt zu haben. Im Interview stellt er die Macht- und Hierarchieverhältnisse zwischen „Springern“ und Schweizern in den Vordergrund, der Zusammenhalt im Arbeitskollektiv rückt in den Hintergrund der Darstellung. *„Da war man sozusagen der, na ja, alle Fehler, die gemacht wurden, kamen auf den Springer zurück. [...] Und die Vorgesetzten [...] die hatten ihre Herdenleiter und denen haben sie alles in Arsch gesteckt und wir sind bloß rumgerannt, kann man so sagen, als Notnagel“* (5/18-21).

Im Laufe des Interviews stellt sich auch heraus, dass Jürgen Bruns zunächst noch Hoffnungen gehabt hat, sich nach der Wende erneut beruflich etablieren zu können. Jedoch geht die Gaststätte, in der er als Koch arbeitet, in Konkurs. Auch der Schustermeister, bei dem er tätig ist, kann sich nicht in der Marktwirtschaft etablieren. Mittlerweile glaubt er nicht mehr an eine berufliche Zukunft. Dennoch evaluiert Jürgen Bruns: *„Ja, dadurch hat sich das so ergeben, dass nicht viel geworden ist. Aber trotzdem bin ich nicht unzufrieden, kann ich nicht sagen“* (8/16-18). Zum Zeitpunkt des Interviews ist er in seiner Erwerbslosigkeit nun schon eine längere Zeit krankgeschrieben und hat einen Rentenantrag gestellt. Jürgen Bruns bereitet mit Mitte Vierzig seinen Ausstieg aus dem Erwerbsleben vor.

Den Rückzug aus dem Erwerbsleben in die Rente sehe ich als Bewältigungsstrategie an, mit seiner diskontinuierlichen Erwerbsbiographie umzugehen. Der Rückzug entlastet ihn, verschiedensten „Gelegenheitsjobs“ nachgehen zu müssen und erweitert seine Handlungsspielräume: Mit einer Rente wäre das Familieneinkommen dauerhaft stabilisiert, das zum Interviewzeitpunkt von seiner Frau verdient wird. Und mit der Rente in der Hinterhand könnte sich Jürgen Bruns entscheiden, gegebenenfalls einen Halbtagsjob anzunehmen, um sich bestimmte

materielle Wünsche zu erfüllen. Seine Erwerbsarbeit hätte dann den Status eines Zuverdienstes, was gewöhnlich der Status weiblicher Lohnarbeit ist.

Im Interview entwirft er keine berufliche Identität, stattdessen erzählt er eine Lebensgeschichte, die in den Mittelpunkt stellt, dass in seiner Erwerbsbiographie fast alles schief gegangen ist und legitimiert damit für sich und die Zuhörerinnen seinen Ausstieg aus einem für ihn unzumutbaren Erwerbsleben. Männlichkeit, so meine Lesart des Interviews, wird über die Position als Ehemann und Vater *rekonstruiert*. Ehemann und Vater verstehe ich als männlich vergeschlechtlichte Familienpositionen (vgl. 8. Kapitel). Da die Familie aber der Erwerbsarbeit im männlichen Lebensentwurf nachgeordnet ist, ist Jürgen Bruns' Position brüchig, was noch dadurch verstärkt wird, dass die Ehefrau die Alleinverdienerin ist.

Jürgen Bruns hat sich nie als Familienernährer verstanden, denn es war selbstverständlich, dass beide Partner arbeiten und Geld verdienen. Stabilisierend auf seine Situation in der Familie wirkt sich aus, dass das Arrangement zwischen beiden Partnern, legt man die wenigen entsprechenden Passagen des Interviews zu Grunde, recht gleichberechtigt gewesen ist: Beide Ehepartner gingen einer Vollzeitbeschäftigung nach und beteiligten sich an der Hausarbeit. Indem die Ehefrau aber gegenwärtig die Alleinverdienerin ist, funktioniert das Arrangement nicht mehr. Der Verweis am Beginn des Interviews, dass Jürgen Bruns keinen Mädchennamen hat, lese ich als Zurückweisung seiner feminisierten Position in der Familie. Zwar ist er derjenige, der zu Hause und auf das Geld der Ehefrau angewiesen ist, dennoch ist er ein Mann, denn er hat keinen Mädchennamen. Insofern zeigt das Interview, dass der Verlust von Berufsarbeit zu einer Verunsicherung von Männlichkeit führen kann, die durch die Familienposition nur zum Teil kompensiert werden kann. Ich werde auf diesen Aspekt im achten Kapitel zurückkommen.

6.2 Die Berufswelt als hierarchisch strukturierte „Welt unter Männern“

Die Konstruktion beruflicher Identitäten korrespondiert mit dem Entwurf spezieller beruflicher Ideale, die sich auf die alltägliche Berufstätigkeit beziehen. Bis auf Jürgen Bruns haben alle Männer solche Ideale in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen entworfen. Ich werde im Folgenden zunächst wieder auf das Interview mit Dieter Schulz zurückkommen und darstellen, wie die Konstruktion eines beruflichen Ideals erfolgt. Anschließend werde ich diese Konstruktion zu den anderen Fällen in Bezug setzen.

In der Fallanalyse habe ich gezeigt, dass Dieter Schulz eine Abgrenzung zwischen den Anderen und sich als Leiter und Teil seines Arbeitskollektives herstellt. Diese Anderen sind alle Personen, die nicht zu seinem Arbeitskollektiv, seiner

„Truppe“ gehören. Während er und seine „Truppe“ „*nur das gemacht [haben], was wir wollten, was wir auch uns selbst, was wir auch, ich sag Ihnen, verantworten können persönlich gegenüber dem, was da ist*“, sind die anderen unverantwortlich, denn sie halten sich nicht an das, was da ist, sondern wollen nur etwas, „*auf Papier [...] sehen*“ (26/13-16), damit der Volkswirtschaftsplan der DDR zumindest formal erfüllt ist. Diese Abgrenzung zwischen sich und den Anderen baut er im Nachfrageteil aus. Dabei lassen sich weitere Charakteristika bestimmen: Er agiert „*sachlich*“ (25/17) und macht realistische und korrekte „*Bilanzen*“ (25/19) auf, worauf die Anderen „*cholerisch*“ (25/19) reagieren. Indem er eine Trennung zwischen Parteiorganen (SED-Kreisleitung; SED-Bezirksleitung) und wirtschaftsleitendem Organ (Rat des Kreises) konstruiert, stellt er eine weitere Differenz her. Dem Parteiapparat unterstellt er mittels dieser Trennung nicht per se unverantwortlich zu handeln, sondern nur, wenn er sich in Sachen einmischt, die ihn nichts angehen, die „*fachlich*“ (25/29) und nicht politisch sind. So bestimmt er seine Arbeit als eine fachliche Tätigkeit, dass heißt als ein kompetentes, auf einer Ausbildung beruhendes Tun. Zugleich konstruiert er wieder eine Abgrenzung zu den Anderen, sie arbeiten politisch, er und seine „Truppe“ fachlich.

Insgesamt entwirft Dieter Schulz mittels der Abgrenzung ein berufliches Ideal, das – so legt es die Darstellung nahe – in seiner „Truppe“ als gemeinsam geteiltes Leitbild fungiert. Dieses Leitbild lässt sich wie folgt charakterisieren: Realismus, Sachlichkeit, Verantwortungsbewusstsein, Eigenverantwortung und Fachlichkeit. Mittels des gemeinsam geteilten Leitbildes wird eine Gemeinschaft hergestellt: die „Truppe“. Zugleich erfolgt eine Abgrenzung nach außen, werden die Anderen ausgeschlossen. Ihnen schreibt Dieter Schulz im Interview die polaren Charakteristika seines beruflichen Ideals zu: Sie sind unrealistisch und unvernünftig, nicht verantwortungsbewusst hinsichtlich der fachlichen Arbeit und reagieren cholerisch. Bedeutsam ist der Akt der Zuschreibung und weniger, ob diese Charakteristika in jedem Moment voll gültig sind. Im Nachfrageteil lassen sich Beispiele finden, die zeigen, dass auch die Anderen vernünftig und sachlich handeln können.

Auffällig ist, dass die Konstruktion des beruflichen Ideals und die Abgrenzung von den „anderen“ Männern durch Gegensatzpaare erfolgt: rational – emotional, vernünftig – unvernünftig etc. Viele dieser Oppositionen sind in der Kultur der modernen Zweigeschlechtlichkeit jeweils mit Männlichkeit bzw. Weiblichkeit konnotiert: So gelten Männer meist als rational bzw. vernünftig und Frauen eher als vom Gefühl bestimmt. Diese Zuschreibungen haben eine lange historische Tradition. Sie haben sich im Zuge der modernen Geschlechterordnung im Rahmen des philosophischen Diskurses der Aufklärung und des medizinisch-anthropologischen Diskurses herausgebildet. Sie sind in die modernen Konzepte des sozialen Geschlechts wie bspw. den „Geschlechtscharakteren“ oder den „Geschlech-

terrollen“ eingeflossen (Hausen 1977; Mehlmann 1998; Frevert 1995). Auch wenn sich die Vorstellungen über die Geschlechter verändert haben, so ist es auch in der reflexiven Moderne üblich, die Welt in männlich und weiblich einzuteilen. Pierre Bourdieu zeigt in dieser Hinsicht, dass das Visions- und Divisionsprinzip der sozialen Welt durch homologe Gegensätze strukturiert ist, denen primär die Einteilung in männlich und weiblich zu Grunde liegt (vgl. 2. Kapitel).

Schaut man sich die Zuschreibungen, die Dieter Schulz vornimmt, genau an, so sieht man, dass er sich und seiner Truppe die männlich konnotierten Charakteristika zuschreibt, während er den „Anderen“ die weiblich konnotierten Merkmale zuweist. Nimmt man nun den Faden aus dem zweiten Kapitel wieder auf, so könnte es sich bei diesem beruflichen Ideal um das hegemoniale Männlichkeitsideal des Ratsbereiches Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft handeln. Einige Formulierungen, die Dieter Schulz in Bezug auf sein Arbeitskollektiv verwendet, unterstützen diese Annahme: Der Begriff „Truppe“ stammt aus dem militärischen Kontext und könnte auf eine „*eingeschworene [Männer-]Gemeinschaft*“ (28/7) verweisen. Auch die Formulierung „kameradschaftliche Zusammenarbeit“ legt den Gedanken an eine männliche Gemeinschaft nahe.

Auf die Nachfrage der Interviewerin nach dem Verhältnis von Frauen und Männern im Ratsbereich stellt sich jedoch heraus, dass „*mehr als fünfzig Prozent, ja, mehr als fünfzig Prozent Frauen [waren]*“ (29/10-13). Dieser hohe Frauenanteil resultiert daraus, so Dieter Schulz, dass die Schreibkräfte in den Sekretariaten und die „*technischen Kräfte*“ (29/33) Frauen sind. Frauen besetzen aber auch ungefähr die Hälfte der Fachstellen, weil „*man hat in einer Genossenschaft mehr verdient als im Staatsapparat*“ (29/16). In diesem Kontext zeigt sich ein gängiges Muster der Arbeitsmarktsegregation: Bereiche, die für Männer nicht attraktiv sind, hier auf Grund des niedrigen Verdienstes, werden mit Frauen besetzt, die dann in diesem Bereich auch Aufstiegschancen haben. Im Ratsbereich sind auch einige Frauen als Sektorenleiterinnen eingesetzt.

Dieter Schulz betont, dass die „*Frauen nicht irgendwie Büroarbeit schlechthin gemacht haben, sondern richtig Sacharbeit bis hin die ganze Futterbilanzierung, Futterbewirtschaftung*“ (29/21-22). Deutlich wird, dass die Frauen explizit seinem beruflichen Ideal entsprechen. Das heißt, Frauen sind aus dem beruflichen Ideal nicht ausgeschlossen, sondern werden eingeschlossen: „*Unsere Abteilung waren achtundvierzig Mann [...] Männer und Frauen*“ (29/28), solange sie wie die Männer „Sacharbeit“ leisten. Während die Frauen des Ratsbereiches von Dieter Schulz in das berufliche Ideal eingeschlossen werden, erfolgt die Abgrenzung gegenüber den Anderen durch weiblich konnotierte Zuschreibungen. Auf diese Art und Weise werden die anderen Männer abgewertet und feminisiert. Männlichkeit und Weiblichkeit werden demnach von Männern und Frauen entkoppelt.

Das rekonstruierte berufliche Ideal hat für Dieter Schulz über die Wende hinweg seine Gültigkeit behalten. Auch im Landtag versteht er sich als jemand, der vor allem fachlich kompetent ist – er arbeitet im Agrarausschuss des Landtages –, der sachlich und realistisch handelt. Neu hinzugekommen ist die Verbindung von parlamentarischer und außerparlamentarischer Arbeit, also die Verbindung mit der Basis. Er grenzt sich von den Anderen ab, die sich nicht um eine solche Verknüpfung bemühen, die nicht mehr „auf dem Teppich“, also auf dem Boden der Realität geblieben sind. Seine Arbeit als Abgeordneter bedingt, dass er nicht mehr in ein festes Arbeitskollektiv integriert ist, sondern nur noch in spezifische Ausschüsse und die Basisorganisationen der PDS. Eine „eingeschworene Truppe“ hat er nicht mehr.

Das vorliegende Interviewmaterial zeigt, dass die Konstruktion beruflicher Ideale nicht der Abgrenzung gegenüber Frauen dient, sondern dass mittels der Geschlechterdifferenz Gemeinsamkeiten und Differenzen unter Männern hergestellt werden.³ Mittels dieses Modus werden zugleich Hierarchien innerhalb der Genusgruppe hergestellt. Michael Bergers berufliches Ideal bspw. bezieht sich auf den Lehrerberuf. Der ideale Lehrer ist aus seiner Perspektive durchsetzungsfähig, leistungsorientiert, verantwortungsbewusst. Anhand von einzelnen Geschichten im Interview wird deutlich, wie er im Alltag durch die Realisierung des Ideals Männlichkeit konstruiert. Ausführlich beschreibt Michael Berger seine Auftritte in der Schulklasse, die seine Durchsetzungsfähigkeit und Leistungsorientierung darstellen und darüber hinaus die Umsetzung in eine bestimmte Körpersprache augenfällig machen. Ein anderer Teil der Geschichten belegt sein Verantwortungsbeusstsein.

Wesentlich für die Anerkennung der Anderen sind für ihn die drei genannten Dispositionen. Diese Einstellungen können sowohl Frauen als auch Männer haben. Im Interview evaluiert er, dass die Lehrer an seiner Schule eher „Softies“ (18/629) sind, während die meisten Lehrerinnen seinem Ideal entsprechen. Den „Softis“ werden wie im Fall Dieter Schulz die binären Oppositionen zugeschrieben: Sie können sich nicht durchsetzen und sind folglich schwach. Michael Berger beschreibt seinen Vorgänger wie folgt: „Mann, muss ich dazu sagen, ein Hüne von Gestalt, aber er war Hansi“ (122-123). Mit der Markierung „Mann, muss ich dazu sagen“, weist er explizit auf das Geschlecht des anderen Lehrers hin, unterstreicht dies mit dem Verweis auf dessen Körperstatur, um ihm anschließend Männlichkeit abzuspochen. Dass dieser „Hansi“ ein Lehrer ist, den sowohl die anderen Lehrerinnen als auch die Schüler und Schülerinnen nicht ernst nehmen, belegt er mit einer entsprechenden Geschichte. Männlichkeit ist also an Verhaltenseigenschaften wie Durchsetzungsvermögen gebunden und nicht an das biologische Geschlecht. Über das berufliche Ideal wird einerseits eine Gemeinschaft mit den

Männern konstruiert, die diesem Ideal entsprechen, und andererseits eine Abgrenzung gegenüber „anderen“ Männern entworfen, die feminisiert werden. Somit wird also auch hier eine Hierarchie unter den Männern reproduziert.

Männer, die dem in ihrem Berufsbereich als hegemonial geltenden beruflichen Ideal nicht entsprechen (wollen), geraten in eine ambivalente Situation. Jörg Strohe studiert Medizin und beschreibt im Interview detailliert seine Probleme mit der Arbeit in einem Krankenhaus, „*weil ich eben einfach eine Schlampe war, so in meiner Arbeitsauffassung.*“ (12/438-45). Gegenüber einer Karriere als Oberarzt in einem Krankenhaus grenzt er sich in seiner Erzählung ab, stattdessen entwirft er eine berufliche Identität als „*Landarzt*“ (14/509). In der ländlichen Arztpraxis, in der er tätig ist, muss er sich nicht an die strengen Regeln im Krankenhaus hinsichtlich Pünktlichkeit, Hierarchie, Desinfektion etc. halten und kann anstatt einer Apparatedizin eine eigene Auffassung vertreten, die er als „*sprechende Medizin*“ (14/490) bezeichnet. Mit dem Arzt, dem die Praxis gehört, hat er ein akzeptables Arrangement getroffen, „*weil das nämlich auch so eine alte Schlampe war*“ (13/45). Die Fallanalyse zeigt, dass Jörg Strohe den Oberarzt im Krankenhaus als das hegemoniale Ideal seiner Profession anerkennt. Eine andere Auffassung von der Profession zu vertreten, so legt die Darstellung nahe, geht mit einer Abwertung und Feminisierung einher, denn eine Schlampe ist laut Duden eine „unordentliche Frau“ (Der Duden 1996, 653).

Insgesamt lassen sich in allen Interviews nur sehr wenige ausdrückliche und hierarchische Abgrenzungen gegenüber Kolleginnen finden, die an anderen Stellen im Interview relativiert werden. Diese Äußerungen werden gegenüber männlichen Interviewenden gemacht (vgl. 9. Kapitel). Augenfällig ist, dass in der Regel in den Eingangserzählungen kaum auf Kolleginnen Bezug genommen wird. Auf unsere Nachfragen zum Verhältnis zu Kolleginnen werden das kollegiale Verhältnis und die gute Zusammenarbeit betont. Der Bezugspunkt in den lebensgeschichtlichen Erzählungen jedoch waren Kollegen. Im Mittelpunkt stehen dabei vor allem die Kollegen, mit denen alltäglich zusammen gearbeitet wird, d.h. die sich in der gleichen sozialen Position befinden, und die übergeordneten Vorgesetzten.

In Bezug auf meine Frage, in was für einem Bezugssystem Männlichkeit und Weiblichkeit bei der biographischen Konstruktion von Männlichkeit zueinander stehen, lässt sich an dieser Stelle formulieren: Für die Konstruktion von Männlichkeit in lebensgeschichtlichen Erzählungen ist die Herstellung von Gemeinschaft(en) mit und zugleich die Abgrenzung von anderen Männern bedeutsam. Die hierarchischen Differenzen unter Männern werden mittels des Rekurses auf die Geschlechterdifferenz hergestellt.

Folgt man Bourdieus Argumentation, die ich im zweiten Kapitel dargelegt habe, so sind für die Konstruktion von Männlichkeit einerseits die Dominanz – die

libido dominandi – gegenüber anderen Männern zentral, andererseits ist es die Dominanz gegenüber Frauen. Die Interviewanalysen belegen, dass die Integration in eine Gemeinschaft von Männern für die Konstruktion von Männlichkeit ebenso bedeutsam ist wie Dominanzansprüche. Prozesse der Gemeinschafts- und Differenzkonstruktion bedingen sich gegenseitig und verlaufen parallel. Die Bedeutung, welche die Kolleginnen für die Konstruktion von Männlichkeit haben, bleibt in den lebensgeschichtlichen Erzählungen sehr unbestimmt. Sie scheinen nicht als „schmeichelnde Spiegel“ (Bourdieu 1997a, 203) zu agieren und als symbolisches Kapital eingesetzt zu werden. Zu fragen ist deshalb, ob das Phänomen, dass die befragten Männer so wenig Bezug auf ihre Kolleginnen nehmen, als Ausdruck dessen zu lesen ist, dass sich die Bedeutung von Frauen – nicht von Weiblichkeit – für die Konstruktion von Männlichkeit verändert hat.

Es lässt sich argumentieren, dass bei Männern wie Dieter Schulz und Michael Berger, die in Segmenten des Erwerbsmarktes tätig waren, für die ein hoher Anteil von weiblichen Arbeitskräften kennzeichnend ist, der alltägliche Umgang mit den Kolleginnen zu einem realistischeren Blick auf Frauen führt. Denkbar ist, dass den Kolleginnen deshalb nicht per se geschlechtsspezifische Eigenschaften zugeschrieben werden.⁴ Möglicherweise wird die Abgrenzung zu Frauen durch ihre Integration in das Erwerbssystem aber auch problematisch und deshalb in den Interviews kaum benannt.

Zusammenfassend ist an dieser Stelle zu konstatieren, dass das jeweilige berufliche Ideal in der alltäglichen Praxis als regulatorisches Ideal für das Handeln des Mannes fungiert. Indem es im Handeln realisiert wird, wird Männlichkeit *rekonstruiert*. Dass das berufliche Ideal ein Männlichkeitsideal ist, ist den befragten Männern nicht bewusst. Männlichkeit wird vor allem durch den Glauben an dieses berufliche Ideal *rekonstruiert*, der mit Bourdieu als männliche *illusio* bezeichnet werden kann. Die beruflichen Ideale werden nicht vordergründig durch eine Abgrenzung gegenüber Frauen, sondern gegenüber „anderen“ Männern entworfen. Damit verbunden ist die Produktion von Hierarchien unter Männern mittels der Differenz männlich – weiblich. In den folgenden Kapiteln werde ich der Frage nachgehen, wie sich Männer in anderen Bereichen auf Frauen und andere Männer sowie auf Männlichkeit und Weiblichkeit beziehen.

6.3 Der formale Aufbau der lebensgeschichtlichen Erzählungen

Die Analyse der Eingangserzählungen⁵ aller Interviews zeigt, dass alle befragten Männer ihre lebensgeschichtliche Erzählung nach ihrem Ausbildungs- und Erwerbsverlauf gliedern. Das heißt, alle Männer beziehen sich hinsichtlich des Aufbaus ihrer Lebensgeschichte auf das kulturelle und soziale Muster eines männlichen Erwerbslebenslaufs und bestätigen es dadurch.

Dieses sedimentierte moderne Muster eines männlichen Lebenslaufs wird in den Erzählungen performativ eingesetzt. So differieren die Eingangserzählungen hinsichtlich der Länge sowie des Umfangs und Detailreichtums erheblich. In dieser Hinsicht lassen sich im Sample zwei Gruppen unterscheiden: Die erste Gruppe umfasst etwas mehr als die Hälfte der befragten Männer (13). Sie erzählen eine umfangreiche Lebensgeschichte, die mindestens eine halbe, maximal vier Stunden dauert. Im Mittelpunkt der Erzählungen steht die Ausbildungs- und Berufsgeschichte, zentral sind die einzelnen Schritte der beruflichen Qualifikation. Die Familie hingegen wird nur am Rande erwähnt: Meist werden die Eltern kurz vorgestellt und berichtet, wann geheiratet und wann Kinder geboren sind. Nur in vier Fällen beinhaltet die Lebensgeschichte auch detaillierte Schilderungen des Familienlebens (vgl. 8. Kapitel).

Die Eingangserzählungen der zweiten Gruppe, der 11 der interviewten Männer angehören, sind sehr kurz. Sie dauern zwischen drei bis fünfzehn Minuten. Auf die Bitte des bzw. der Interviewenden, das ganze Leben zu erzählen, berichten diese Männer von ihrem schulischen und beruflichen Werdegang. Familiendaten sind ähnlich wie beim größeren Teil der ersten Gruppe nur am Rande erwähnt. Fragt man nach den Ursachen für die Kürze der Eingangserzählungen, so lassen sich mehrere Gründe finden: Im ersten Kapitel habe ich dargestellt, dass Individuen in der Gegenwartsgesellschaft alltäglich „biographische Arbeit“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 134) leisten, sich dabei jedoch immer nur auf wenige Aspekte ihrer Biographie beziehen. Die „ganze“ Lebensgeschichte zu erzählen, ist im Alltag eher unüblich. Insofern lässt sich argumentieren, dass die befragten Männer sich von der Anforderung überfordert gefühlt und deshalb zunächst kurz ihre Ausbildungs- und Berufsgeschichte berichtet haben. Die mittendrin oder am Ende erfolgten Nachfragen, ob das, was sie erzählen genüge und von Interesse sei, verweisen zudem darauf, dass sie unsicher sind, was erzählt werden soll und zugleich den Erwartungen des bzw. der Interviewenden entsprechen wollen. Es lässt sich die Annahme formulieren, dass die befragten Männer deshalb ihre Ausbildungs- und Berufsgeschichte in den Vordergrund der Erzählung stellen, weil sie annehmen, dass von ihnen als Männern erwartet wird, dass der Beruf das Wichtigste in ihrem Leben ist und sie sich mit ihrem Beruf identifizieren.

Als weiterer Grund kann die unterschiedlich ausgebildete Fähigkeit zum Erzählen angesehen werden. Nach Lehmann lassen sich zwei Erzähltypen unterscheiden (Lehmann 1983): Es gibt Individuen, die eine hohe Erzählkompetenz haben und im Alltag viele und ausführliche Geschichten erzählen, andere Individuen sind eher wortkarg und benutzen in der Alltagskommunikation vor allem die Form des Berichtes. Obwohl beide Typen, so Lehmanns Argumentation, selten in reiner Form vorkommen, kann man dennoch davon ausgehen, dass es Individuen gibt, die viel erzählen und andere, die eher wenig erzählen. Die Durchsicht der Interviews zeigt, dass die beiden Gruppen sich nicht hinsichtlich ihrer schulischen und beruflichen Qualifikationen und der sozialen Herkunft unterscheiden, auffällig ist aber, dass in der ersten Gruppe vor allem Männer mit solchen Berufen vertreten sind, für welche die Kommunikation im Berufsalltag zentral ist – Politiker, Lehrer, Journalisten. Darüber hinaus gibt es eine Verbindung zwischen der Länge der Eingangserzählung und dem Geschlecht des bzw. der Interviewenden: Allen männlichen Interviewern sind ausführliche Lebensgeschichten erzählt worden. Auf dieses Phänomen werde ich im neunten Kapitel eingehen.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass in jedem Interview verschiedene Gründe dazu geführt haben, dass zunächst nur sehr kurz über das Leben berichtet wird. Diese sind jeweils in den Einzelfallanalysen untersucht worden. Ich werde an den entsprechenden Stellen darauf eingehen.

Für die ausführlichen lebensgeschichtlichen Erzählungen (insgesamt 13) gilt darüber hinaus, dass sie chronologisch und linear aufgebaut sind, was wiederum eine Folge davon ist, dass sie dem Lebenslaufmuster folgen. Häufig wird in diesen Lebensgeschichten das Erzählmuster der Entwicklungsgeschichte eingesetzt, das ähnlich wie in den Fällen Sven Frodthin und Dieter Schulz mit anderen Erzählmustern verknüpft wird. Gerade das Modell der Entwicklungsgeschichte korrespondiert in hohem Maße mit modernen Vorstellungen von Individualität: Das Individuum soll sich im Laufe des Lebens entwickeln, es soll nicht stagnieren, sondern sich vorwärts bewegen und seine Biographie selbst in die Hand nehmen. Historisch ist dieses Erzählmuster als ein männliches Erzählmuster zu verstehen. Mit dem performativen Umsetzen dieses Erzählmusters geht auch die Selbstpräsentation als ein unabhängiges und individuelles Ich einher. Diese Ich-Konstruktion wird verstärkt, indem Abgrenzungen zu den Anderen entworfen werden. Dadurch, dass die Männer das Muster einer männlichen Autobiographie, verknüpft mit der Selbstpräsentation als unabhängiges und individuelles Ich, performativ einsetzen, rekonstruieren sie auf der grammatikalischen bzw. formalen Ebene der Erzählung Männlichkeit.

Abschließend gehe ich darauf ein, in welchem Zusammenhang die Rekonstruktion beruflicher Identitäten und die formale Konstruktion stehen. Ich habe

festgestellt, dass der Raum, den die Herstellung einer kohärenten beruflichen Identität im Interview einnimmt, differiert, er hängt unmittelbar mit der Erwerbsbiographie zusammen: Je diskontinuierlicher diese ist, desto mehr Identitätsarbeit muss geleistet werden. Es lässt sich vermuten, dass die Lebensgeschichten, in denen ein hohes Maß an Identitätsarbeit für die Konstruktion einer beruflichen Identität erbracht werden muss, auch diejenigen sind, in denen die lebensgeschichtlichen Erzählungen besonders ausführlich und umfangreich sind. Ein solcher Zusammenhang lässt sich nur teilweise finden: Diejenigen der befragten Männer, deren berufliche Entwicklung kontinuierlich verlief, erzählen nur kurz ihren Werdegang. Aber nicht alle Männer, die ihre berufliche Identität in einem großen Maß herstellen müssen, erzählen ausführlich ihre Lebensgeschichte. Die Identitätsarbeit steht nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Ausführlichkeit der Eingangserzählung, sie kann auch in sehr dichten und kurzen Eingangserzählungen erfolgen. Ein Darstellungsmittel, welches häufig eingesetzt wird, ist die häufige Nennung der Berufsbezeichnung und die Feststellung, dass man Arzt, Lehrer, Eisenbahner etc. „ist“.

6.4 Resümee: Die biographische Reproduktion der Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit

Die vorliegenden Interviewanalysen zeigen, dass Berufsarbeit für alle Männer der zentrale Bezugspunkt ihrer Lebensgeschichte und der Rekonstruktion einer geschlechtsgebundenen Identität ist. Identität und Männlichkeit werden in den lebensgeschichtlichen Erzählungen vorrangig hergestellt, indem sich die befragten Männer eine kohärente berufliche Identität „basteln“.⁶ Erwerbsarbeit wird von den befragten Männern als eine qualifizierte Berufsarbeit verstanden. Auffallend ist die starke Betonung der Qualifikationen in den Erzählungen. Sie korrespondiert mit dem hohen Wert, den berufliche Bildung in der Arbeitsgesellschaft DDR gehabt hat (vgl. 3. Kapitel). Finanzielle Erfolge spielt für die meisten der befragten Männer kaum eine Rolle, unter den gegenwärtigen Bedingungen im Erwerbssystem geht es vor allem um eine hinreichende materielle Existenzsicherung.

Warum aber entwerfen alle Männer ihre Identität im Rahmen der Berufsarbeit? Warum stellen die Interviewten, welche ihre Identität über eine Tätigkeit in der Freizeit konstruieren, diese wie eine Berufsarbeit dar? Warum finden sich gerade in den Fällen, in denen die Erwerbsbiographien sehr diskontinuierlich sind, keine anderen Bereiche, in denen eine kohärente Identität entworfen wird? Während die Bedeutung von Berufsarbeit in den Lebensgeschichten einerseits aus ihrer Funktion für die Existenzsicherung der Individuen folgt, sehe ich eine weitere

Ursache darin, dass sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik der neunziger Jahre Männlichkeit mit Erwerbsarbeit strukturell und kulturell-symbolisch verknüpft und diese normative Relation in sozialen Organisationsformen wie der Normalarbeitsbiographie institutionalisiert ist.

Die Integration von Frauen in das Erwerbssystem hat bisher nicht zu einer Auflösung dieser Relation geführt, sie ist nur unter Spannung geraten. Unabhängig von den Präferenzen der Individuen ist das Leitbild, dass Männer einer existenzsichernden Erwerbsarbeit nachgehen, welches aus der Zeit der Industrialisierung stammt, immer noch in die Institutionen Arbeitsmarkt und Familie eingeschrieben. Man kann dies mit Helga Krüger als eine „historisch verfestigte Segmentation“ (Krüger 2001, 70) bezeichnen, die sich negativ auf Männer auswirken kann, weil sie die Entwicklung alternativer Identitätskonzepte einschränkt. Die zentrale Bedeutung der Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktionen der hier befragten Männer folgt also in hohem Maße aus der institutionalisierten Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit und den entsprechend dargestellten hegemonialen Identitätsmustern.

Mittels der Rekonstruktion beruflicher Identitäten in den lebensgeschichtlichen Interviews wird nun die in modernen Gesellschaften normative Verbindung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit reproduziert und damit weiter verfestigt. Die befragten Männer sind also auch, wie Bourdieu das formuliert, „Gefangene und auf versteckte Weise Opfer der herrschenden Vorstellungen“ (Bourdieu 1997a, 187).

Dieser Aspekt wird in den Diskussionen um die Transformation der Arbeitsgesellschaft kaum beachtet. So spielt in den soziologischen Diskussionen der neunziger Jahre um eine Umverteilung des knapper werdenden Gutes Erwerbsarbeit die Geschlechterperspektive kaum eine Rolle. Dies gilt auch für die Debatten, in denen über eine Gesellschaftsordnung „jenseits des Arbeitsprinzips“ (Ahrens 2000, 4) diskutiert wird (Scholz 2000b).⁷ Im Folgenden werde ich etwas ausführlicher auf Wolfgang Englers Offerte eingehen, die genuin den Gegenstand meiner Untersuchung betrifft, geht es doch um die Ostdeutschen.

Wolfgang Engler postuliert die Ostdeutschen als eine Avantgarde (Engler 2002), denn sie sind der Teil der Gesellschaft, der heute schon in hohem Maße ohne Erwerbsarbeit auskommen muss, eine Entwicklung, die er auch für die alten Bundesländer prognostiziert. Dass ein gesellschaftlicher Wandel weg von der Arbeitsgesellschaft möglich ist, begründet Engler mit der westdeutschen Transformation der „Wehrpflichtigen-gesellschaft“ (ebd., 180). Während die Gesellschaft, so sein Argument, in den sechziger Jahren die Zivildienstleistenden verspottete, hat sich ein Wandel hin zur Anerkennung dieser sozialen Dienste vollzogen, der zwar über dreißig Jahre gedauert hat, aber dennoch zeigt, dass Veränderungen möglich sind. In der Gegenwart steht die Wehrpflicht mittlerweile kurz vor dem Aus.

Die Wehrpflichtigenengesellschaft ist die Gesellschaft der Männer. Obwohl Engler Frauen nicht explizit aus der Debatte ausschließt, richtet sich seine Perspektive auf die männlichen Individuen. Worum es in dem Transformationsprozess der Wehrpflichtigenengesellschaft auch geht, und dies spricht Engler nicht an, sind veränderte Vorstellungen von Männlichkeit. Zwar kann man gegenwärtig nicht davon ausgehen, dass militärische Männlichkeitskonzepte mittlerweile völlig diskreditiert sind (Scholz & Mangold 2000), jedoch gelten Zivildienstleistende nicht mehr als Drückeberger und Schmarotzer, sondern in manchen Kreisen sogar als „Sozialhelden von heute“ (Bartjes 1996, 40). Genau diese Transformationsprozesse von Männlichkeitsvorstellungen nimmt Engler jedoch nicht in den Blick.

Was fehlt, ist eine breite Diskussion über alternative männliche Identitätskonzepte „jenseits des Arbeitsprinzips“. Dies gilt auch in Bezug auf die feministischen Debatten um eine gerechtere Umverteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zwischen den Geschlechtern (u.a. Kurz-Scherf 1998; Gneisen 1998). Nur in der Männlichkeitsforschung wird dieser Aspekt ausführlich diskutiert und auf die Notwendigkeit alternativer Konzepte verwiesen (Böhnisch & Winter 1997; Böhnisch 2000 und Möller 2000). Um eine gerechtere Verteilung zu erreichen, ist es stärker als bisher notwendig, sowohl die institutionelle als auch die individuelle Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit in den Blick zu nehmen. In den folgenden Kapiteln werde ich u.a. der Frage nachgehen, warum von den befragten Männern keine alternativen Identitätskonzepte entwickelt worden sind.

7. Die Bewältigung der Armeezeit und die Erlebnisse von (männlicher) Gemeinschaft

Im dritten Kapitel habe ich dargelegt, dass der Wehrdienst bei der NVA als ein wichtiger Strukturgeber im Lebenslauf der hier befragten Männer wirkt. Von den 24 befragten Männern haben zehn einen dreijährigen und neun einen anderthalbjährigen Wehrdienst absolviert. Ein Interviewpartner hat den Dienst an der Waffe verweigert und hat anderthalb Jahre in einer Baueinheit¹ gedient. Vier Männer sind nicht zum Dienst an der Waffe eingezogen worden.² Der Fallvergleich zeigt, dass bis auf eine Ausnahme alle befragten Männer, die den Wehrdienst bei der NVA bzw. den Dienst in einer Baueinheit absolviert haben, in der Eingangserzählung über ihre Armeezeit erzählen. Der Wehrdienst bildet damit die zweite inhaltliche Kategorie der biographischen Konstruktion von Männlichkeit. Formal wird der Wehrdienst an der entsprechenden Stelle innerhalb der chronologisch aufgebauten Ausbildungs- und Berufsbiographie thematisiert. Die Darstellung der Armeezeit erfolgt in einer auffallend einheitlichen Weise, die ich im folgenden Kapitel beschreiben und analysieren werde.

Im ersten Teil des Kapitels zeige ich, welche Aspekte ihrer Armeezeit die befragten Männer thematisieren. Im Mittelpunkt der Erzählungen stehen zum einen die Herauslösung aus der bisherigen Lebenswelt sowie die Umstellung auf das militärische Leben. Zum anderen erzählen die befragten Männer, wie sie die geforderte Unterordnung innerhalb der militärischen Hierarchie bewältigen und sich individuelle Freiräume schaffen. Ich werde der Frage nachgehen, warum in allen Erzählungen die Herstellung individueller Freiräume so stark betont wird.

Wenn auch viele Erfahrungen des Wehrdienstes von den befragten Männern sehr kritisch beurteilt werden, so bewerten sie doch bestimmte Erlebnisse ausgesprochen positiv. Diesem Aspekt wende ich mich im zweiten Teil des Kapitels zu. Im Zentrum der zustimmenden Evaluationen stehen die Erlebnisse in der männlichen Gemeinschaft. Ich werde diskutieren, dass das Militär einen vergeschlechtlichten Raum zur Verfügung stellt, in dem sich intensive und dauerhafte Beziehungen zwischen Männern herausbilden, die für die Konstruktion von Männlichkeit und Identität eine biographische Ressource konstituieren.

Zum Abschluss des Kapitels komme ich auf die im dritten Kapitel formulierte Annahme zurück, dass die NVA in der DDR ein bedeutsamer Gender-Produzent gewesen ist. Ich werde anhand der Analyseergebnisse zeigen, wie die NVA als eine „Schule der Männlichkeit“ fungiert.³

7.1 Die Bewältigung des Wehrdienstes durch die Schaffung von individuellen Freiräumen

In den detaillierten Lebensgeschichten der ersten Gruppe (vgl. Kapitel 6) bilden die Erzählungen über den Wehrdienst jeweils ein in sich geschlossenes Suprasegment, das formal und inhaltlich nach einer spezifischen Struktur aufgebaut ist: Zunächst wird der Übergang in die militärische Institution und die damit verbundenen Umstellungen und/oder Probleme thematisiert, daran schließt sich die Darstellung der Bewältigung des Wehrdienstes an, in deren Zentrum die Schaffung von Freiräumen steht. Anders formuliert: Im Mittelpunkt der Erzählungen über den Wehrdienst steht seine Bewältigung.

Diese Struktur findet sich ebenso in den grafted Lebensberichten der zweiten Gruppe. Auch wenn die Darstellungen der Armeezeit nur sehr kurz und bündig sind, folgen sie der beschriebenen Logik. Befragt nach ihren Erfahrungen während der Armeezeit nehmen die interviewten Männer im Nachfrageteil diese Gliederung wieder auf und bauen sie aus. Sie erzählen nun wie die Interviewpartner der ersten Gruppen detailliert über ihren Wehrdienst. Das trifft auch auf den Interviewpartner zu, der seine Armeezeit in der Eingangserzählung nicht thematisiert. Im Folgenden werde ich den inhaltlichen und formalen Zusammenhang der Erzählungen anhand ausgewählter Beispiele veranschaulichen. Auf Grund der ähnlichen Struktur werde ich das empirische Material in diesem Kapitel stärker fallübergreifend darstellen als im vorangegangenen.

Die Erzählungen über den Wehrdienst beginnen mit der Nennung der Dauer. Oft folgt eine kurze Darlegung der politischen Haltung zur NVA, die durch eine Positionierung zu einem verlängerten Wehrdienst verdeutlicht wird. So argumentiert bspw. Dieter Schulz, dass es nicht notwendig gewesen ist, sich für „drei Jahre“ zu verpflichten, um einen Studienplatz zu bekommen. *„Ich habe vorher einen Studienplatz gehabt und habe auf Wunsch dann die drei Jahre im Wachregiment Felix Dzierzynski in Berlin, die drei Jahre ‘Soldat auf Zeit’ dort eben absolviert“* (2/26-29). Drei Jahre dient er, weil dies für den Schutz des Friedens und des Staates DDR erforderlich ist. Das Argument, dass ein dreijähriger Wehrdienst die Voraussetzung für einen Studienplatz bildet, ist in der DDR eine weit verbreitete Meinung gewesen.⁴ Darauf bezieht sich auch Frank Ullrich, der von sich erzählt, dass er *„ganz links erzogen [worden ist]“* und von anderen als *„ein parteiloser Kommunist“* (29/15-16) bezeichnet wird. *„Ich habe meine Verpflichtung zu drei Jahren NVA unterschrieben, nachdem ich meinen Studienplatz hatte, nicht vorher“*. Auf Grund seiner politischen Einstellung leistet er *„wirklich freiwillig“* (28/29-30) einen dreijährigen Wehrdienst.

Sven Frodthin argumentiert hingegen, dass er sich auf Grund der Aussicht auf einen Studienplatz zu einem längeren Armeedienst verpflichtet. Das heißt, er

absolviert die „drei Jahre“ nicht auf Grund einer positiven Einstellung zur DDR und ihrem Militär, sondern weil er nur so sein Ziel zu erreichen glaubt. Dies gilt auch für einen großen Teil der anderen Männer, die drei Jahre dienen wie bspw. Bernd Schneider: *„Da bin ich drei Jahre gegangen, weil sie mir versprochen hatten [...] dass ich dadurch in die Nähe von Chemnitz komme. [...] Dort in Weimar, die damalige Hochschule war sehr begehrt [...] okay, wenn ich [ein] Studium kriege, gehe ich auch drei Jahre“* (11/24-30).

Vergleicht man die Fälle hinsichtlich der dargelegten politischen Haltung, so lässt sich feststellen, dass aus der Retrospektive nur ein kleiner Teil der befragten Männer erzählt, aus politischer Überzeugung seinen Wehrdienst geleistet zu haben. Dies sind vor allem Männer, die in den fünfziger Jahren geboren sind. Die Verpflichtung für einen längeren Wehrdienst resultiert bei den nach 1960 geborenen Männern meist aus einer pragmatischen Entscheidung zur Erreichung spezifischer Ziele. In Bezug auf die politische Einstellung zur NVA decken sich diese Ergebnisse weitestgehend mit den vorliegenden Untersuchungen, die ich im dritten Kapitel dargestellt habe. Die Studien zeigen, dass die Einstellung, den Wehrdienst aus politischer Überzeugung zu leisten, seit den siebziger Jahren sukzessive abnimmt. Die kritische Distanz zur NVA verstärkt sich im Laufe der achtziger Jahre immer mehr. Die meisten Jugendlichen vertreten gegenüber dem Wehrdienst eine ablehnende Haltung, leisten ihn jedoch als unumgängliche gesellschaftliche Pflicht ab, denn die Möglichkeit eines zivilen Ersatzdienstes hat es in der DDR nicht gegeben.

Des Weiteren zeigt der Fallvergleich, dass eine Auseinandersetzung mit der politischen Ausbildung und damit verbunden der Indoktrinierung nur in einigen wenigen Interviews erfolgt. Diese Interviewpartner wie bspw. Dirk Michelsen, der als Bausoldat gedient hat, thematisieren in ihrer Lebensgeschichte ausführlich ihre kritische Haltung zur DDR und sehen die Zustände in der NVA explizit als Ausdruck der politischen Situation in der DDR. Festzustellen ist, dass die politische Ausbildung in der Retrospektive für die meisten der befragten Männer weniger bedeutsam ist als die im Folgenden darzustellenden Aspekte.

Im Anschluss an die Erläuterung der Haltung zum Wehrdienst erzählen die befragten Männer über den Übergang von der zivilen in die militärische Lebenswelt. In Bezug auf die Herauslösung aus dem bisherigen sozialen Umfeld steht die Umstellung auf die Kasernierung und damit verbunden die geringe Anzahl von Urlaubstagen im Vordergrund der Erzählungen. Peter Töpfer erzählt bspw. über diese Zeit: *„[Man] hatte von allem die Schnauze voll, weil man hatte ja nur so wenig Urlaub. Zwei verlängerte Urlaube, zweimal also zweimal verlängerte Urlaube übers Wochenende, das heißt Freitag Mittag los, Montag wieder da, war also auch nicht so besonders toll, viel mehr hatte man nicht“* (21/621-625).

Urlaub oder Ausgang zu bekommen, hängt darüber hinaus von der Willkür der Vorgesetzten ab, was mehrfach thematisiert wird.

Peter Maffax bringt die Erfahrung der Kasernierung im Vergleich zu den anderen Interviewpartnern besonders anschaulich zum Ausdruck: *„Na ja und bei der Armee hieß das natürlich, da bist du gefangen. Und, also für mich dieser Eindruck immer so hinter Mauern, das war so hinter Mauern und warst immer abhängig von jemanden“* (6/18-20). Mit dem Eintritt in die militärische Institution verlieren die Rekruten nicht nur an Bewegungsfreiheit, individuellen Handlungsspielräumen und Unabhängigkeit, sondern auch die Kennzeichen ihrer zivilen Person. Sie werden äußerlich mittels der Uniform und der Haartracht vereinheitlicht.

Fast alle Interviewpartner beschreiben Schwierigkeiten mit der militärischen Befehl-Gehorsam-Situation. So erzählt Sven Frodthin: *„Ich bin nicht damit klar gekommen, dass mir jemand sagt, machen Sie mal das und das, und ich nicht fragen [durfte], warum. Ich habe immer gefragt, warum und dann hab ich immer einen Brüller gekriegt: ‘Sie haben hier nicht zu fragen, Sie haben hier zu reagieren. Also agieren war out, reagieren in‘* (25/851-852). Mit seinen Nachfragen stellt er die militärische Hierarchie in Frage, was immer wieder zu Konflikten mit den Vorgesetzten führt. Außerdem richtet sich seine Kritik gegen die politische Ausbildung mit ihren einseitigen Feindbildern. Er argumentiert: *„Die Panzersperren waren gegen uns gerichtet. Nicht gegen den Gegner, gegen uns“* (29/995-1002). Sven Frodthin versteht die NVA als ein Disziplinierungsinstrument, das sich gegen die eigenen Rekruten richtet. Diese Position wird von einigen weiteren Interviewpartnern vertreten, stellt aber innerhalb des Samples keinen Gemeinplatz dar.

Ähnlich wie in Frodthins Erzählung über die Armeezeit (vgl. 5. Kapitel) werden vor allem die alltäglichen und willkürlichen Schikanen durch die Vorgesetzten thematisiert. So erzählt bspw. Hein Holm: *„Und da hieß es Betten bauen, üben immer [...] dass das richtig auf Kante liegt und wenn das nicht geklappt hat, dann musstest Du immer Liegestütze machen“* (Holm 6/31-32). Ralf Ritter argumentiert, dass er nicht per se etwas gegen die militärisch geforderte Unterordnung einzuwenden hat, *„aber das darf nicht ausarten in irgendwelche Spielchen und schon unmenschlich werden. Sei es nun [...], dass man dann irgendwo sinnlose Sachen machen muss, wo einem dann der gesunde Menschenverstand eigentlich sagt, was soll denn der Quatsch“* (12/76-77). Er belegt dies mit folgender Geschichte:

„Ich war damals neunzehn und mit Bartwuchs war das auch nicht weit her, ich [habe] mich ja die ganze Zeit auch nicht rasieren müssen und da waren da eben Offiziere auch bei oder zumindest der eine, der meinte dann, ich sollte doch, weil dann da eben drei Haare irgendwo sinnlos in der Gegend rum sprießen. Das habe ich nicht gemacht. Und der hat dann da eben gemeint: ‘Doch’ und ich sagte: ‘Nein’. und der hat mich dann eben die eine Nacht da alle zwei Stunden antreten lassen“ (12/487-491).

Neben dem Gehorsam gegenüber den vorgesetzten Unteroffizieren und Offizieren wird von den Interviewpartnern die Unterordnung durch die älteren Diensthalbjahren thematisiert. Innerhalb der NVA gibt es neben der offiziellen militärischen Hierarchie eine spezifische soldatische Rangordnung: die so genannte Entlassungskandidaten-Bewegung.⁵ An der Spitze dieser Hierarchie stehen die Rekruten im dritten Diensthalbjahr, die somit kurz vor ihrer Entlassung stehen und als „EK's“ (Entlassungskandidaten) bezeichnet werden. Ihnen untergeordnet sind die Rekruten im zweiten Diensthalbjahr, am untersten Ende der Stufenleiter stehen die Neuankömmlinge. Diese müssen nun die untergeordneten Tätigkeiten übernehmen und werden von den älteren Diensthalbjahren zum „*Stube machen*“ (Maffax 7/207) und „*einkaufen gehen und denen Vortritt lassen*“ (Strohe 9/6) angehalten.

Mit der EK-Bewegung sind darüber hinaus verschiedene Rituale und spezifische Machtspiele verbunden, die von einigen Interviewpartnern dargestellt werden. So erzählt Hein Holm:

„Da wurden so Spielkensä gemacht wie, sag ich mal, Schildkröte. Da bekam dann derjenige an beide [...] Ellenbogen beziehungsweise Knie ein [Stahl-]Helm angebunden, also dass er sich überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Er konnte nur liegen. Dann wurde er auf den schönen glatten Fußboden gelegt, angeschoben und dann ist er durch die Gegend gesaut. Du kannst dir vorstellen, du hast wirklich so auf dem Fußboden, konntest überhaupt nichts machen, nicht lenken oder so, kann auch sein, dass du mal mit dem Kopf gegen die Wand gefahren bist, wurde alles in Kauf genommen“ (9/19-10/3).

Die Passage zeigt sehr deutlich, wie der Rekrut auf seinen Körper reduziert und in dem „Spiel“ zu einem Objekt degradiert wird, dessen Verwehrtheit in Kauf genommen wird. Jörg Strohe erzählt,

„dass dann manchmal so abends irgendwelche Leute die so genannte Entlassungskandidatenkugel, das war einfach so eine große Metallkugel [...] über den Flur gerollt haben und dann ging immer ein Haufen Zeugs zu Bruch. Und dann musste das dann eben von den anderen, die noch nicht so lange da waren, aufgeräumt werden. Oder [...], dass da irgendwelchen Leuten in den Kopf kam, die haben da einfach diesen Scheuersand, dieses Atazeugs⁶ da irgendwo ausgestreut im ganzen Klo oder sonst wo, das mussten die dann wieder wegmachen, die, die noch nicht so lange da waren“ (9/32-10/5).

Alle „Spiele“ dienen dazu, die jüngeren Rekruten zu erniedrigen und innerhalb der soldatischen Hierarchie auf die unteren Plätze zu verweisen. Folgt man der Argumentation von Heinz Bartjes, so handelt es sich dabei nicht zufällig um Tätigkeiten, wie hier das Putzen, die in der Gesellschaft als Frauenarbeit bzw. weiblich konnotierte Tätigkeiten gelten. Die jüngeren Rekruten werden auf diese Art und Weise feminisiert, abgewertet und untergeordnet (Bartjes 1996).

Des Weiteren sprechen die meisten der befragten Männer die Grundausbildung an, die in den ersten sechs Monaten des Wehrdienstes absolviert werden muss. Sie verweisen darauf, dass es sich um eine „harte“ Ausbildung handelt. So

erzählt bspw. Peter Töpfer: *„Die Ausbildung war, das ist das ist mir noch sehr in Erinnerung, äußerst hart, so physisch vor allen Dingen. Und ich habe immer noch ein paar Rahmensachen im Kopf, also ich bin da mal hingekommen mit, ich glaube, [...] 102 Kilo oder so und bin mit 93 Kilo da weggegangen“* (20/13-16). Mit der Darstellung vor allem der physischen Härte der Grundausbildung machen die befragten Männer implizit darauf aufmerksam, dass sie diese militärische Anforderung erfolgreich bewältigt haben.

Im Anschluss an die Thematisierung der Umstellung auf das militärische Leben erzählen sie, wie sie sich innerhalb der militärischen Lebenswelt individuelle Freiräume geschaffen haben. Dabei lassen sich im Sample vier unterschiedliche Strategien differenzieren: künstlerische Tätigkeiten, sportliche Aktivitäten, Rückzugsstrategien und permanente Einsprüche bzw. Beschwerden. Quantitativ sind die Erzählungen über künstlerische Tätigkeiten am meisten vertreten, sie reichen vom Zeichnen über Schreiben, Töpfern bis hin zum Musizieren. Peter Maffax, für den sich in der NVA *„die ganzen Schweinereien so richtig verdichtet [haben]“* und der die Verhältnisse in der Armee als *„Diktatur“* (7/217) bezeichnet, erzählt:

„Ich habe dort angefangen Musik zu machen, ich habe selber Gitarre gespielt, schon immer so ein bisschen, und da war so eine Anlage [...] und da haben wir uns zusammengefunden, drei Leute, und da haben wir dann so eine Band gemacht, so eine Punkband richtig und haben immer gespielt im [...] Offiziersclub. Und wenn die [Offiziere A.d.V.] immer nach Hause gegangen sind, dann haben wir immer unten aufgehört“ (7/210-217).

Die Band versteht Peter Maffax als sein *„Ventil“* (7/214), das ihm geholfen hat, die Situation der Kasernierung und die Schikanen der Vorgesetzten zu bewältigen. Mit dem Gitarrespielen knüpft er darüber hinaus an seine zivilen Interessen und Fähigkeiten an.

Dieses Anknüpfen an die bisherige Biographie findet sich in den Erzählungen immer wieder. So erzählt bspw. der Grafiker Andreas Mailänder: *„Während der Armeezeit habe ich 700 Briefe geschrieben [...] wenigsten jeden Abend einen, immer schön illustriert“* (4/22-24). Thomas Nerbitz, der sich in seiner Erzählung als Maler darstellt, äußert, dass er *„Soldatenfrauen gezeichnet hat, vom Foto ab und so. Da waren die [anderen Rekruten A.d.V.] ganz glücklich und ich war ganz glücklich“* (21/17-18). Mit den Fotos und den Porträts der Frauen stellen die Rekruten eine Verbindung zur zivilen Welt her und halten ihre heterosexuellen Beziehungen in dem männlich dominierten Raum Militär aufrecht. Dem dient auch das Schreiben von Briefen an die (Ehe-)Partnerin, auf das viele Interviewpartner hinweisen.

Worum es in allen Erzählungen über künstlerische Tätigkeiten geht, ist die Schaffung von Freiräumen und die Behauptung von Individualität. Indem die Rekruten künstlerisch kreativ sind, reproduzieren sie ihre Individualität und Identität. Mit diesen Darstellungen stellen sie im Rahmen ihrer lebensgeschichtlichen

Erzählung eine kohärente Identität her, denn ihre Interessen und Fähigkeiten, das, was für sie ihre Individualität ausmacht, werden während der Armeezeit beibehalten oder sogar erweitert.

Das Gleiche gilt für die Erzählungen über sportliche Aktivitäten. Frank Ulrich erzählt bspw.:

„[Ich] habe mir aber trotzdem meine Freiräume geschaffen. [...] Wir hatten dann ein Abkommen mit dem Kommandanten, dass wir, wenn wir Ausgang haben, also aus der Kaserne raus durften, auch mit Sportbekleidung verlassen durften und dann haben wir außerhalb des Kasernengeländes [...] Dauerlauf gemacht. Ich habe mich damals richtig zum Langstreckenläufer entwickelt“ (18/29-35).

Das „trotzdem“ bezieht sich darauf, dass Frank Ulrich nicht an dem gewünschten Ort eingesetzt wird und stattdessen Wachdienste im Innendienst absolvieren muss. Mit der Darstellung seiner beginnenden Karriere zum Langstreckenläufer wird die Armeezeit als eine sinnvolle Zeit gedeutet.

Sich „verziehen in die dunkle Ecke“ (Holm 11/23), sich eine „leck-mich-Stimmung“ (Ritter 11/4) anzueignen, sind aktiven Rückzugstrategien, welche die Rekruten in einem bestimmten Maß vor dem Zugriff der Vorgesetzten und älteren Diensthalbjahre schützen können. In den Erzählungen thematisieren die befragten Männer, wie sie sich mittels dieser Strategien zugleich Handlungsspielräume schaffen. Jörg Strohe bspw. erzählt:

„Ich habe da Sanitäter gespielt, was nun sowieso einer der schlaffesten Posten an sich war, das heißt [...], anderthalb Jahre durfte ich dann so meine grüne Tasche [...] so mit mir rumtragen, mit einem roten Kreuz drauf und musste ansonsten noch so eine Ausrüstungskammer verwalten, wo es dann Bettwäsche gab und Schuhcreme und so ein Zeug. Und das Gute war, ich hatte einen Schlüssel und konnte von innen zuschließen und dann konnten die mich alle mal und ich hatte meine Ruhe. Und das war das Wichtigste, das muss ich dazu sagen, immer versteckt, abgeduckt (8/10-19) [...] Ich habe damals auch so ein bisschen so eine Junge-Gemeinde-Hermann-Hesse-Attitüde kultiviert, indem ich da Bücher gelesen habe“ (9/23-24).

Jörg Strohe verweist in der Erzählung, darauf möchte ich an dieser Stelle kurz aufmerksam machen, auch auf die hierarchische Struktur der NVA entlang von Waffengattungen und Einsatzaufgaben. Dieses hierarchische Verhältnis wird von mehreren Interviewpartnern thematisiert, denn das soziale Prestige der Rekruten ist an diese Rangordnung geknüpft.⁷ Mit dem Verweis auf die „Hermann-Hesse-Attitüde“ stellt auch er eine Verbindung zu seinen bisherigen Interessen her und rekonstruiert eine kohärente Identität.

Die vierte Strategie, die Auflehnung gegen die beschriebenen Zustände, findet sich im Sample am seltensten. So erzählt Sven Frodthin ausführlich über seine Beschwerdetätigkeit, womit er sich gleichzeitig seiner Subjektivität versichert. Die Beschwerden bringen ihn jedoch in eine prekäre Situation. Dieses Verhalten birgt

das Risiko, dass der Zugriff verstärkt wird. So wird Sven Frodthin im letzten Diensthalbjahr versetzt, was im militärischen Kontext eine Degradierung ist. Dirk Michelsen, der sich gemeinsam mit anderen Bausoldaten immer wieder mittels Eingaben beschwert, kommt auf Grund eines Einspruches, der als Befehlsverweigerung interpretiert wird, für fünf Tage in ein Militärgefängnis.

Abschließend gehe ich der Frage nach, warum die befragten Männer in ihren Erzählungen so stark ihre selbst geschaffenen Freiräume betonen. Die Geschichten über den Wehrdienst lassen sich auch als Erzählungen über den symbolischen Verlust und (Rück-)Gewinn von Männlichkeit interpretieren. Der junge Mann wird als Soldat zum austauschbaren Teilchen einer Truppe und seine Persönlichkeit ist kaum noch von Bedeutung, da er nun symbolisch über das Kollektiv definiert wird. Die militärische Disziplin erfordert die absolute Verfügbarkeit über das Handeln und den Körper des Rekruten. Diese Verfügung wird mittels des Exerzier-, Waffen- und Gefechtsdrills her- und sichergestellt. Die Rekruten werden so auf ihren Körper reduziert und über ihn definiert. Sie nehmen sowohl strukturell als auch symbolisch einen Objektstatus ein, der weiblich konnotiert ist, denn in der symbolischen Geschlechterordnung moderner Gesellschaften werden Frauen und nicht Männer über ihren Körper bestimmt.⁸

Folgt man dieser Logik, so geht es in den Erzählungen über die Schaffung von Freiräumen auch um die – zumindest teilweise – Überwindung des weiblich konnotierten Objektstatus sowie den (Rück-)Gewinn eines männlich konnotierten Subjektstatus'. Als impliziter Verweis auf den Zugewinn von Männlichkeit lässt sich die Bewertung der Grundausbildung als „hart“ interpretieren, denn im militärischen Diskurs wird das Gegensatzpaar „hart“ und „weich“ im Sinne von „männlich“ und „weiblich“ eingesetzt, um die Rekruten zu Männern zu erziehen (Däniker 1999; Bartjes 1996). Ausdrücklich versteht sich die NVA als eine Grundschule der männlichen Bevölkerung (vgl. Kapitel 3), die sich die Aufgabe gestellt hat, den Jüngling zum Mann heranzubilden. Das Militär wirkt entsprechend seiner Ideologie als ein „Garant von Männlichkeit“ (Däniker 1999, 123). Folgt man dieser Anschauungsweise, so gewinnen die Rekruten im Laufe des Militärdienstes an Männlichkeit. Diese Sichtweise ist auch in der zivilen Gesellschaft ein verbreiteter Allgemeinplatz und wird von den befragten Männern in ihren Erzählungen implizit aufgenommen, indem sie einerseits auf die Härte der Ausbildung verweisen und andererseits verdeutlichen, dass sie diese bewältigt haben.

Insgesamt haben die Betonung der Freiräume und die Darstellung individueller Aktivitäten in den Erzählungen zwei Funktionen. Zum einen wird durch diese Geschichten eine Verbindung zwischen dem vorangegangenen zivilen und dem militärischen Leben und damit lebensgeschichtliche Kontinuität und Kohärenz hergestellt. Mit der Beschreibung ihrer verschiedenen Aktivitäten zeigen die be-

fragten Männer, dass sie in der Armeezeit die gleichen geblieben sind und bauen diese Lebensphase in ihre Identitätskonstruktion ein. Zum anderen belegen die befragten Männer, dass sie sich nicht mit dem ihnen vom Militär zugeschrieben Objektstatus abgefunden haben, sondern im Gegenteil an ihrer Individualität und Subjekthaftigkeit festgehalten und diese aktiv reproduziert haben.

7.2 Der Gewinn an Lebenserfahrungen in einer männlichen Gemeinschaft

Obwohl die meisten Interviewpartner den Wehrdienst als Lebensjahre bewerten, die, wie Peter Töpfer es formuliert, „*verloren im Sinne der Zeit [sind]*“ (20/604), weil sie ihren beruflichen Weg nicht beginnen bzw. nicht fortsetzen können, hat die Armeezeit aus ihrer Perspektive auch zu einem Gewinn an Lebenserfahrungen geführt und wird damit als eine sinnvolle Zeit gedeutet. Im Folgenden werde ich darstellen, welche Lebenserfahrungen die Interviewpartner als positiv ansehen und wie sie diese in die Konstruktion von Biographie und Identität integrieren.

Sven Frodthin bspw. schätzt seinen Wehrdienst als eine Zeit ein, in der er neben allen Problemen auch „*unwahrscheinlich viel gelernt [hat]*“ (25/848), was sich auf seine Führungsfunktion als Unteroffizier und den Umgang mit den ihm unterstellten Rekruten bezieht. Mit der Bewertung „*denke mal auch psychologisch eine ganze Menge dazu gelernt*“ (25/848-849) verknüpft er seinen Wehrdienst mit seinem aktuellen psychologischen Interesse. Die Armeezeit bekommt damit im Nachhinein einen Sinn, denn die erworbenen Kenntnisse kann er heute noch nutzen. Darüber hinaus wird sie mit dieser Bewertung in die Identitätskonstruktion integriert, in der das psychologische Interesse ein zentraler Aspekt ist.

Ähnlich wie Sven Frodthin betont ein großer Teil der befragten Männer, dass sie Lebenserfahrungen im Umgang mit anderen Menschen gemacht haben, die ihnen im weiteren Leben nützlich sein können. Peter Maffax formuliert diese Erfahrung euphorisch:

„*Das ist natürlich enorm, was man da für Leute kennen lernt. Mit denen würdest Du Dich nie abgeben. Die trifft man sonst gar nicht, weil man sich immer so einen Kreis sucht. Das war da gut, dass du unterschiedliche Leute kennen lernen musstest. Und das ist wirklich eine tolle Sache, weil du da auch so ein bisschen die anderen Leute verstehst. So ja. Sonst grenzt man sich immer so ab*“ (8/11-16).

Peter Töpfer schätzt ein, dass die Armeezeit für seine „*Persönlichkeitsentwicklung unheimlich wichtig [war]*. *Das muss nicht bei jedem so sein, aber ich denke mal, das längere Zeit dort mitgemacht zu haben, habe da eine Menge mitgenommen, also für mich persönlich im Umgang mit Menschen*“ (21/33-22/3). Wolfgang Schwarz sieht die Armee als eine „*Lebensschule*“ (19/28).

Dieses Zusammentreffen mit anderen Männern, die nicht der eigenen sozialen Welt angehören, resultiert aus einem Strukturmerkmal des Militärs, denn soziale Differenzen zwischen den Rekruten werden tendenziell aufgehoben.⁹ Männer, die auf Grund ihrer sozialen Position in der zivilen Lebenswelt kaum etwas miteinander zu tun haben, treffen unter der Bedingung aufeinander, dass sie sich nun in der gleichen sozialen Position des Rekruten befinden. Die äußerlichen Kennzeichen ihrer zivilen Persönlichkeit wie Kleidung und Frisur haben sie verloren, sie begegnen sich als Soldat und damit als Gleiche. Dies ermöglicht ihnen neue soziale Erfahrungen, die sie als Gewinne von Lebenserfahrungen oder Entwicklung ihrer Persönlichkeit bewerten.

Für einen Teil der befragten Männer bezieht sich das Plus an Lebenserfahrungen auch auf den Umgang mit Technik. Fast alle Männer, die einen technischen Beruf ausüben, erzählen, dass sie ihre technischen Fähigkeiten bei der Armee einsetzen und häufig auch erweitern. So bewertet bspw. Peter Töpfer, der vor dem Militär eine Lehre zum Facharbeiter für Nachrichtentechnik absolviert hat, den Dienst bei der Nachrichteneinheit als *„richtig eine fachliche Weiterbildung“* (22/4). Peter Töpfer präsentiert sich in seiner gesamten Lebensgeschichte als ein Nachrichteningenieur, der sich bereits seit seiner Kindheit für die entsprechende Technik interessiert und der sich in seiner bisherigen Berufskarriere stetig weitergebildet hat. Indem er nun die Zeit des Wehrdienstes als eine berufliche Weiterbildung definiert, knüpft er an seine berufliche Identitätskonstruktion an und integriert die Armeezeit in diese. Diese Art von Verbindung des Wehrdienstes mit der beruflichen Identität findet sich ebenso in den anderen entsprechenden Erzählungen.

Obwohl einige Interviewpartner auch die belastenden Aspekte des Zusammenlebens vieler Männer auf engem Raum, in einer Stube ansprechen, stehen doch im Mittelpunkt der Erzählungen die Erfahrungen von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit. Dabei lassen sich zwei Aspekte unterscheiden: das Zusammensein in einer größeren Gemeinschaft und die enge Bindung an ein oder zwei andere Rekruten. Die Bewertung, dass die Armeezeit letztendlich doch eine schöne Zeit gewesen sei, bezieht sich auf das Zusammensein mit den anderen Rekruten. Wolfgang Bühring erzählt bspw. über die Zeit nach der Grundausbildung, in der er in einer thüringischen Kleinstadt stationiert gewesen ist: *„Und das war ein schönes Jahr gewesen [...] Da bin ich fast jeden zweiten Tag nur in Zivilkleidung mit meine Leute da rum gerannt. Da waren wir bloß noch Sechse. Wir haben uns selber versorgt und alles, das war gar nicht schlecht“* (3/30-33).

Ralf Ritter, der seine Armeezeit als *„im Nachhinein eine sehr, sehr schöne Lebenserfahrung“* (14/456) bewertet, erzählt, dass er mit den anderen Rekruten *„richtig schöne Feten gefeiert hat, auch trotz Alkoholverbot“* (16/515-516). Die

nächtlichen Übungen im Gelände „*mitten im Wald und mit Frost und mit Lagerfeuer, [sind] auch irgendwo romantisch*“ (16/551-552). Auffällig ist in dieser Darstellung die Verknüpfung von Natur- und Gemeinschaftserlebnissen. Der Bezug zur Natur findet sich auch anderen Erzählungen. Die verdichtete Beschreibung der „*Lagerfeuerromantik*“ (16/523) ruft eine Vielzahl von Bildern aus einem kulturellen Reservoir von Filmen und Literatur hervor. Das persönliche Erleben scheint (wiederum) mit den ästhetischen Modellen zusammen zufließen (vgl. Kapitel 5).

Hein Holm erzählt: „*Mit unserem, ich sage mal, Jahrgang, der da eingezogen worden ist*“, hat er „*teilweise sehr gute [Erfahrungen gemacht], wie man wirklich in der Not zusammen halten kann und sich wehren kann*“ (12/3-9). Die Gemeinschaft, auf die sich Ralf Ritter und Hein Holm hier beziehen, ist die Gemeinschaft unter Gleichen, aus der alle, die eine höhere Position haben, ausgeschlossen werden. Anders ist es bei den Männern, die als Unteroffizier auf Zeit gedient haben und sich selbst in einer höheren Position befinden. Für sie umfasst die Gemeinschaft vor allem die Truppe, die sie befehligen, das heißt, sie schließen sich in diese Gemeinschaft der Gleichen ein. Ähnlich wie Sven Frodthin, der trotz aller Probleme mit seinen ihm unterstellten Rekruten darauf verweist, dass er in seiner Truppe eine „*unwahrscheinlich starke Harmonie gehabt hat*“ (26/1-2), stellen auch andere Unteroffiziere dar, dass man im Großen und Ganzen einen Verbund bildet, der in der Not zusammenhält. Bernd Schneider bspw. belegt die Solidarität in seiner Truppe mit einer Erzählung über eine gemeinsame Zecherei: „*Haben uns zusammengesetzt und haben da mörderisch einen getrunken*“ (12/24-25), anschließend werden drei Rekruten von anderen Vorgesetzten erwischt und kommen auf Grund der Missachtung des Alkoholverbotes ins Militärgefängnis. Diese drei Soldaten erzählen nicht, dass ihr Vorgesetzter bei dem Gelage anwesend war. Auf ihre „*totale Verschwiegenheit*“ (12/31) ist Bernd Schneider „*ganz stolz*“ (13/2).

Der Alkoholkonsum spielt in vielen Erzählungen eine wichtige Rolle. Offiziell verboten, wird durch das heimliche Trinken eine männliche Gemeinschaft hergestellt. Das exzessive Trinken gilt in der modernen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit als männliches Verhalten. Ruth Seifert macht in ihren Analysen zur Bundeswehr darauf aufmerksam, dass das Militär unter der Hand solches Verhalten fördert, das nicht selten mit sexistischen Witzen und Sprüchen einhergeht. Sie argumentiert, dass auf diese Art und Weise männliche Dominanz und Abwertung von Frauen eingeübt bzw. reproduziert wird (Seifert 1996).

Neben den Erfahrungen der großen Gemeinschaft wird das Erlebnis von engen emotionalen Bindungen an einen, maximal zwei andere Männer thematisiert. So erzählt bspw. Peter Maffax „*und da haben wir uns zusammen gefunden, drei Leute, und da haben wir so eine [Punk]Band aufgemacht. [...] Und das Komische*

war, als die eineinhalb Jahre vorbei waren, da tat mir das irgendwie leid, dann nach Hause gehen zu müssen, weil die Band da war. Das war so schön irgendwie“ (7/214-8/222). In der Lebensgeschichte von Sven Frodthin kommt die Intimität und Intensität der Bindungen zwischen den Männern plastisch zum Ausdruck, die andere Interviewpartner wie Peter Maffax mit der Bewertung als „irgendwie schön“ nur andeuten. Er erzählt von einem „besten Freund“ (29/1011), mit dem er „wirklich zwei Jahre intensiv gelebt [hat] auf ein und demselben Raum“ (25/1012-1013). Dramatisch beschreibt er seine Versetzung im letzten Diensthaltjahr, die mit einer Trennung von diesem Freund einherging: „Wir haben uns gegenseitig im Arm gelegen, haben geheult, haben Alkohol getrunken“ (30/1017-1018).

Auch Frank Ullrich beschreibt, dass er in der NVA einen Soldaten getroffen hat, „der so ein bisschen ähnlich veranlagt war wie ich“ (18/30), mit dem er gemeinsam gelaufen ist und sich im Laufe der „drei Jahre“ zum Langstreckenläufer entwickelt. Wenn jemand „ähnlich veranlagt“ ist, kann dies bedeuten, dass man verwandte Ansichten und Einstellungen hat, dass man möglicherweise bei Erlebnissen die gleichen Gefühle teilt und sich im anderen wieder erkennen kann.

Ausgehend von der beschriebenen Intensität der Gemeinschaftserlebnisse in der Armeezeit ist es nicht verwunderlich, dass fast alle der befragten Männer darauf verweisen, dass die während dieser Zeit entstandenen Beziehungen auch nach der Entlassung weiter Bestand haben. Dieter Schulz erzählt bspw.: „Man erinnert sich manchmal gerne dran weil, weil [es] auch eine Zeit war, wo man auch als Gruppe so zusammen war, man hat Freunde. Zwei kenne ich noch von früher, ab und zu ruft man an, Silvester zum Beispiel, weil man eben doch über zwei Jahre gemeinsam verbracht hat. Er ist verheiratet, familiär kommen wir ein bisschen zusammen“ (24/8-14).

Gemeinsam wird sich an die Armeezeit erinnert, die kollektiven Erlebnisse verwandeln sich langsam zu ritualisierten Geschichten und Anekdoten. Dirk Michelsen beginnt bspw. die Geschichte über ein Erlebnis mit dem Markierer: „Da war so eine richtig schöne Anekdote“ (18/6) und erzählt, mittels welcher List die Bausoldaten den Bischof von Mecklenburg in die Kaserne geholt haben, damit er die Umstände der angeblichen Befehlsverweigerung erfährt und öffentlich macht. Der Markierer zeigt, wie sich das Erlebnis in eine Anekdote verwandelt hat, die heute für das Erlebnis selbst steht.

Mittels solcher ritualisierter Geschichten und Anekdoten kann beim Erzählen die Gemeinschaft immer wieder neu gestiftet und biographische Identität rekonstruiert werden. Die Gemeinschaft kann auch Männer umfassen, die nicht zusammen gedient haben. Mit der folgenden Bewertung seiner Armeezeit, „was übrig geblieben ist, sind ein paar Storys für den Biertisch“ (4/33) verweist Andreas Mailänder genau auf diesen Aspekt. Mehrere Interviewpartner wie bspw. Ralf Ritter

machen darauf aufmerksam, dass in diesem gemeinsamen Erzählen die Armeezeit auch „glorifiziert“ (14/451) wird. „Und wenn man jetzt so von Armee erzählt“, argumentiert Wolfgang Schwarz, „dann denkt man eigentlich nur an die guten Sachen.“ (19/31-33).

Insgesamt berichten fast alle befragten Männer von intensiven Beziehungen zu anderen Rekruten, für die sie die Begriffe „Freund“, „Freunde“ oder „Freundschaft“ benutzen. Der Wehrdienst wird von den befragten Männern als ein Ort und eine Zeit dargestellt, an dem bzw. in der enge Bindungen zu anderen Männern entstehen, die es in dieser Intensität im zivilen Leben nicht zu geben scheint bzw. die im zivilen Leben nicht oder nur schwer gestiftet werden können. Denn im gesamten Interviewmaterial finden sich nur wenige ähnliche Erzählungen über Männerfreundschaften und Gemeinschaftserlebnisse.

Es ist kein Zufall, dass die Erzählungen über emotionale Bindungen zu anderen Männern in einem männlich dominierten Raum angesiedelt sind. Das Militär ist neben der Politik und den verschiedenen bündischen Gesellungsformen der Bereich, in dem sich historisch Freundschaften zwischen Männern konstituieren (Sombart 1996; Reulecke 2001). Innerhalb des Militärs gilt es gesellschaftlich als legitim, enge emotionale Bindungen zu anderen Männern zu haben, die jedoch nicht sexuell sein sollen. Möglicherweise finden sich auf Grund dieser historischen Tradition, die wiederum in einem kulturellen Repertoire von Filmen und Büchern manifestiert ist, in den vorliegenden lebensgeschichtlichen Erzählungen Darstellungen von Freundschaften zwischen Männern vorrangig im Kontext der Armeezeit. Der Wehrdienst bietet, so kann man es mit Alois Hahn ausdrücken, eine Gelegenheitsstruktur (Hahn 2000), um die Beziehungen zu thematisieren.

Im Vergleich mit der Lektüre von literarischen oder lebensgeschichtlichen Schilderungen über die bündische Jugend und Kriegserlebnisse fällt auf¹⁰, dass die befragten Männer hinsichtlich der Art und Weise des Erzählens und bestimmter Formulierungen auf Erzähltraditionen zurückgreifen. Dies betrifft vor allem die intensive Bindung an andere Männer und die Verknüpfung der Gemeinschaftserlebnisse mit Naturerfahrungen.¹¹ Diesem Aspekt kann aber im Rahmen dieser Untersuchung nicht nachgegangen werden, denn dazu wäre ein Vergleich der verschiedenen Quellen notwendig.

Die Analyse der Erzählungen über den Wehrdienst hat bei mir die Frage aufgeworfen, ob der dargestellte immer ähnliche Aufbau dieser Passagen von den als negativ bewerteten Erfahrungen mit der Kasernierung und der militärischen Hierarchie hin zur Schaffung von individuellen Freiräumen nicht als ein Erzählmuster zu verstehen ist. Möglicherweise hat sich diese Art und Weise über die Armeezeit zu sprechen, erst im Nachhinein durch das gemeinsame Erzählen von „Stories“ herausgebildet, darauf verweisen auch die zitierten Anmerkungen der Interview-

partner. Vermutlich können durch diese Art und Weise des Erzählens erniedrigende Erfahrungen während der Armeezeit, die in den Erzählungen nur kurz angesprochen werden, bewältigt und verarbeitet werden.

7.3 Resümee: Die NVA als Produktionsort von Männlichkeit

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die offiziell angestrebte militärische Mannwerdung der jungen Rekruten zu einer „sozialistischen Soldatenpersönlichkeit“ nicht erfolgreich gewesen ist. In den Erzählungen wird nicht die Aneignung der erwünschten militärischen Tugenden wie Gehorsam, Disziplin, Siegeswillen, Entschlossenheit, Opferbereitschaft, freiwillige Selbstunterwerfung (vgl. Kapitel 3) dargestellt, sondern im Gegenteil die geforderte Unterordnung in die militärische Hierarchie kritisiert und als Verlust persönlicher Freiheit beschrieben. Die befragten Männer thematisieren vor allem, wie sie sich innerhalb der militärischen Welt individuelle Freiräume geschaffen haben. Darüber hinaus wird die politische Erziehung und Manipulation in der NVA, die sich auf die Herausbildung der spezifisch sozialistischen Soldatentugenden richtet wie die Liebe zum sozialistischen Vaterland und der Hass gegen den Imperialismus und seine Söldner (vgl. ebd.), insbesondere von den jüngeren Männern des Samples abgelehnt. Nur sehr wenige, vor allem ältere Männer betonen, aus politischer Überzeugung bei der NVA gedient zu haben. Dennoch hat die NVA als eine „Schule der Männlichkeit“ fungiert.

Die befragten Männer erzählen ihre Zeit bei der NVA als eine Lebensphase, in der sie sich vor Anforderungen gestellt sahen, die sie teilweise als sehr schwierig und anstrengend bewerten, welche sie aber letztendlich bewältigt haben. Indem sie ihren Wehrdienst als bewältigte Aufgabe bzw. Pflicht darstellen, folgen sie implizit der offiziellen Logik vom Militär als „der Grundschule für unsere männliche Bevölkerung“, in der der Rekrut sich bewähren muss. Dass die befragten Männer ihren Wehrdienst auch als einen Zugewinn an Männlichkeit bewerten, habe ich anhand der Erzählungen über die erfolgreiche Absolvierung der militärischen Grundausbildung gezeigt.

Die Vorstellung vom Militär als „Schule der Männlichkeit“ ist keine sozialistische Vorstellung, sondern eine originär moderne Idee, die sich im Prozess der Nationalstaatenbildung herausbildet und im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr verbreitet hat.¹² Erst nach der Ableistung des Wehrdienstes erhalten die Männer die Rechte des Staatsbürgers. Staatsbürgerschaft und Nation werden in diesem historischen Prozess männlich vergeschlechtlicht. Um die Wende zum 20. Jahrhundert kann die Verknüpfung von Männlichkeit und Militär, insbesondere in Deutschland, als normativ angesehen werden. Derjenige Mann, der nicht beim Militär gedient hat, wird in bereiten Teilen der Bevölkerung nicht als vollwertiger

Mann anerkannt. Erst mit dem Ende des zweiten Weltkrieges gerät diese hegemoniale Vorstellung von Männlichkeit unter Misskredit.¹³

Mit den Erzählungen über den Wehrdienst als eine Aufgabe bzw. Pflicht im männlichen Lebenslauf, die bewältigt wurde, stellen die befragten Männer ihre Erfahrungen im Militär implizit in einen historischen Kontext, der über die Zeit des Sozialismus hinaus reicht und die moderne Verknüpfung von Militär und Männlichkeit reproduziert. Auch die Darstellung des Wehrdienstes als sozialer Raum, in dem intensive und dauerhafte Beziehungen zwischen Männern entstehen, knüpft an die historische Bedeutung des Militärs als einen Ort an, an dem sich Männerfreundschaften stiften, und schreibt diese fort.

Die NVA fungiert gleichzeitig auch als eine „Schule der zivilen Männlichkeit“. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen zeigen, dass die geforderte Unterwerfung unter die militärische Disziplin von den befragten Männern kritisiert wird. Vor ihrer Einberufung haben sie bereits in anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Schule, Familie und Ausbildung vielfältige Erfahrungen gemacht. Diese Erfahrungen und das kulturelle Wertesystem, in dem in den siebziger und achtziger Jahren zunehmend Individualität und Selbstbestimmung an Bedeutung gewinnen,¹⁴ verlieren beim Eintritt in die Institution Militär nicht an Bedeutung, sondern bleiben bestimmend für das Handeln. Die Rekruten halten, wie ich gezeigt habe, auch unter den militärischen Bedingungen an ihrer Individualität und Subjektivität fest, indem sie ihre Aktivitäten darauf richten Freiräume zu schaffen, in denen sie unabhängig und kreativ sein können. Auf diese Art und Weise bestätigen und reproduzieren sie die zivilen Werte und Normen. Auch wenn Individualität, Subjektivität, Aktivität und Unabhängigkeit im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts keine genuin männlichen Werte mehr sind, korrespondieren sie doch mit dem modernen Männlichkeitsideal. Insofern lässt sich feststellen, dass während des Wehrdienstes eine Art zivile „Mannwerdung“ unterstützt wird.

Darüber hinaus wird durch das Zusammensein in einer fast ausschließlich männlichen Gemeinschaft Männlichkeit als etwas fraglos Gegebenes bestätigt und reproduziert. Dieser Aspekt reicht, wie ich gezeigt habe, über die Echtzeit des Wehrdienstes weit hinaus. In langjährigen Freundschaften und sich spontan konstituierenden Gemeinschaften können sich Männer ihrer Männlichkeit versichern, denn als „normaler“ Mann ist man Soldat gewesen und teilt ähnliche Erfahrungen. Dies gilt über alle sozialen Differenzen hinweg. Die Frage, inwieweit dies auch auf Männer, die als Bausoldat gedient haben, zutrifft, bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten. Die Analyse des betreffenden Interviews legt die Annahme nahe, dass zwischen ehemaligen Bausoldaten ähnliche Erinnerungsgemeinschaften konstituiert werden. Jedoch ist eine politisch motivierte Abgrenzung gegenüber Soldaten, die den Dienst an der Waffe geleistet haben, zu vermuten.

Möglicherweise liegt in diesen Erinnerungsgemeinschaften das besondere Potential des Wehrdienstes für die soziale Konstruktion von Männlichkeit begründet. Insofern lässt sich formulieren, dass der Wehrdienst eine biographische Ressource für die Konstruktion von Geschlecht ist. Die NVA, so kann abschließend festgestellt werden, hat zwar keine „sozialistischen Soldatenpersönlichkeiten“ hervorgebracht, dennoch leistet sie einen wichtigen Beitrag zur sozialen Reproduktion von Männlichkeit. Dieser scheint mir in Bezug auf die individuelle Ebene vor allem in den Erlebnissen von männlicher Gemeinschaft und der Stiftung von lebenslangen Bindungen unter Männern sowie in der Stärkung von Individualität zu liegen.

8. Sohn, Bruder, (Ehe-)Partner, Vater – Familienfragmente

Der Bereich Familie – und dies gilt sowohl für die Herkunftsfamilie als auch für das Zusammenleben mit einer (Ehe-)Partnerin und Kind(ern) – wird in den Erzählungen kaum thematisiert. Dies ist umso verwunderlicher, wenn man bedenkt, dass der größte Teil der 24 befragten Männer zum Zeitpunkt des Interviews verheiratet ist und mit der Ehepartnerin und Kind(ern) zusammen lebt. Sieben Männer wohnen zum Interviewzeitpunkt alleine, davon sind zwei geschieden und einer lebt im Trennungsjahr.¹

Dieter Schulz weist, wie beschrieben, in seiner Eingangserzählung lediglich darauf hin, dass er seine spätere Ehefrau in der Lehrzeit kennen gelernt hat. Erst auf eine Frage erzählt er über seine Ehefrau und unterbricht sich mittendrin mit dem Markierer: „*Schön, dass Sie nachfragen, ganz wichtiges Verhältnis*“ (33/23). Dieser Einwurf verweist darauf, dass die Beziehung zur Ehefrau und das Leben in seiner Familie für Dieter Schulz elementar sind, dennoch trennt er sein Familienleben von seiner Lebensgeschichte. Befragt nach seinem „ganzen“ Leben, allem, was für ihn persönlich wichtig ist, bezieht er seine Familie nicht ein.

Wolfgang Bühring fügt mitten in seine Eingangserzählung über seinen schulischen und beruflichen Werdegang ein:

„Also ich habe hier [in der Brauerei A.d.V.] auch im Dreischichtsystem nachher gearbeitet [...] Vorher habe ich noch meine Frau kennen gelernt. Jep, habe ich ja ganz vergessen, ich habe ja auch mal geheiratet. [...] Und die habe ich auch 1976 geheiratet. Sonst wäre ja Daniel noch gar nicht gewesen. Der ist ja auch '76 geboren. Hm, genau. Habe ich vergessen“ (5/7-23).

Anschließend erzählt Wolfgang Bühring seinen weiteren beruflichen Entwicklungsweg.

Bis auf vier Fälle² haben die befragten Männer in ihren Eingangserzählungen ähnlich wie Wolfgang Bühring nur in kurzen Sequenzen auf ihre Familienbeziehungen hingewiesen und sich damit als (Ehe-)Partner, Vater, Sohn und Bruder positioniert. Im Anschluss an Judith Lorber verstehe ich diesen Familienstatus als männlich vergeschlechtlicht (Lorber 1999). Die Positionen „Vater“, „Mutter“, „Bruder“, „Schwester“ etc., die jeweils einem der beiden Geschlechter zugewiesen werden, sind je mit familialen Rechten und Pflichten verbunden. Sie sind darüber hinaus mit „vergesellschaftlichten sexuellen Skripten“ (ebd., 76) verknüpft, das heißt mit normativen Mustern des sexuellen Begehrens und Verhaltens.

Auf Grund der Kürze bezeichne ich die Hinweise auf diese Positionen als „Familienfragmente“. Im folgenden Kapitel werde ich vor allem drei Fragen nach-

gehen: Wie rekonstruieren die befragten Männer in diesen Familienfragmenten Männlichkeit? Wie kommt es, dass der größte Teil der befragten Männer so wenig über die Familie und die eigenen Kinder erzählt bzw. erst von den Interviewenden daran erinnert werden muss? Worüber erzählen die befragten Männer, wenn sie auf Nachfrage über diesen Lebensbereich reden?

Das folgende Kapitel umfasst drei Teile, die jeweils den Umfang und die Struktur eines eigenständigen Kapitels haben. Ich habe sie dennoch in einem sozusagen Suprakapitel zusammengefasst, da es sich um eine Kategorie der biographischen Konstruktion von Männlichkeit handelt. Im ersten Teil des Kapitels untersuche ich, wie sich die befragten Männer in einen Zusammenhang mit ihrer Herkunftsfamilie setzen, wie sie ihre Familienposition als Sohn und Bruder rekonstruieren. Anschließend analysiere ich im zweiten Teil, worüber die befragten Männer in Bezug auf intime Beziehungen und Partnerschaften sprechen. Im dritten Teil zeige ich, wie die eigene Vaterschaft in den Erzählungen dargestellt wird. Nachdem ich jeweils die Ergebnisse des Fallvergleichs dargelegt habe, wende ich mich den wenigen Interviews zu, in denen detaillierter über den Familienbereich erzählt wird. Anhand dieser Fälle werde ich analysieren, wie diese Männer Identität und Geschlecht rekonstruieren und welche Ursachen die Thematisierung hat. Am Ende der drei Teile folgt je eine Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse. Im resümierenden vierten Teil des Kapitels diskutiere ich die These, dass deshalb so wenig über den Familienbereich erzählt wird, weil Erzählungen über die Familie sich nicht eignen, im Rahmen eines lebensgeschichtlichen Interviews Männlichkeit zu konstruieren.

8.1 Relationen zur Herkunftsfamilie

Im Folgenden wende ich mich den Familienfragmenten zu, die sich auf die Herkunftsfamilie beziehen.³ Der Fallvergleich zeigt, dass die befragten Männer in ihren Erzählungen die Väter vor allem im Berufs- und die Mütter vorrangig im Familienbereich verorten. Den Müttern werden die typischen geschlechtsspezifischen Aufgaben in der Familie zugewiesen: Sie sind aus der Perspektive der befragten Männer diejenigen, die für die Versorgung der Kinder zuständig sind sowie für emotionale Fürsorge, ihre Berufstätigkeit tritt hinter ihre Positionierung als Mutter zurück. Vater und Mutter werden somit jeweils dem Produktions- bzw. dem Reproduktionsbereich zugeordnet.

Fast alle befragten Männer setzen sich hinsichtlich ihrer beruflichen und der politischen Orientierung in eine Tradition mit den männlichen Familienmitgliedern. Diese Rekonstruktion einer Genealogie zwischen den männlichen Familienmitgliedern ist bedeutender Bestandteil der Konstruktion von Identität und

Geschlecht. Den Begriff der Genealogie benutze ich im Folgenden in seiner Bedeutung als Familiengeschichte.

Die Verortung in einer Genealogie der männlichen Familienmitglieder

Zu Beginn seiner Lebensgeschichte erzählt Dieter Schulz, dies habe ich in der Fallanalyse ausführlich dargestellt, über die soziale Herkunft seiner Eltern: Der Vater kommt als „Übersiedler“ (1/10) in die Altmark und arbeitet zunächst als „Spänner in einer Bauernfamilie“ (1/11-12), die Mutter, eine gelernte Kindergärtnerin, wird zugleich als „Tochter eines Ziegeleiarbeiters“ (1/13) positioniert. Mit dieser Erzählung verortet Dieter Schulz sich und seine Familie sozial als bäuerlich-proletarisch. Diese soziale Positionierung wird durch die darauf folgende Darstellung der beruflichen Entwicklung der Eltern ausgebaut: Sie übernehmen im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft gemeinsam einen Hof, der Vater amtiert als Vorsitzender der LPG.

Hinsichtlich seiner eigenen beruflichen Entwicklung argumentiert Dieter Schulz: *„Ich war als junger Mensch groß geworden auf dem Dorf. Vom Prinzip her, mein Bruder stieg in die Landwirtschaft ein, Vater war in der Landwirtschaft. [...] Da bin ich geprägt worden für die Landwirtschaft und dann stand an sich ein landwirtschaftlicher Beruf in der Ausbildung fest bei mir“* (30/16-31/7). Der berufliche Werdegang folgt für Dieter Schulz aus der sozialen Prägung in der Familie. Zugleich verortet er sich mit dieser Evaluation in einer beruflichen Tradition mit dem Vater und dem Bruder. Er beschreibt sich und seinen Vater, der *„lieber eine Mark in den Betrieb rein steckte und verzichtet, als irgendwas für den Betrieb in der Genossenschaft zu fordern“* (32/30-31), als selbstlose Personen, die sich für den Auf- und Ausbau der sozialistischen Landwirtschaft einsetzen.

Die Mutter, dies erfährt man erst im Nachfrageteil, wird in den fünfziger Jahren in einer Nachbargemeinde als Bürgermeisterin gewählt. Dieter Schulz erzählt in diesem Zusammenhang von den Schwierigkeiten der Mutter, Beruf und Familie zu vereinbaren: *„Mit dem Rad fünf Kilometer quer durch den Wald und hat oft meine Schwester Katrin mitgenommen [...], weil zu Hause konnte Katrin [wegen ihrer Herzkrankheit A.d.V.] nicht bleiben“* (30/21-23). Die Krankheit der Schwester, so erzählt Dieter Schulz weiter, bringt die Mutter in politische Konflikte, denn Katrin muss in Westberlin operiert werden, weil in der DDR entsprechende technische Möglichkeiten fehlen. *„Mutter, muss ich sagen, jahrelang nicht gesagt, wo [...]. Als wir erwachsen waren, hat sie dann später mal damit rausgerückt. Das war ja, Mensch, da geht Katrins Mutter, sie war ja in Berge und in Ackendorf so als rote Rosel bekannt, mit Katrin, mit ihrer Tochter nach Westberlin [...] und lässt sie dort operieren“* (30/27-30).

Bedeutsam für meinen Zusammenhang ist, dass Dieter Schulz in dieser Geschichte die Mutter einerseits als berufstätige und politisch engagierte Frau beschreibt und sie andererseits als diejenige darstellt, die sich um die alltägliche Kinderbetreuung und um die Krankheit der Tochter kümmert. Im Vordergrund der Geschichte steht sowohl formal als auch inhaltlich ihre Position als Mutter: Das politische Engagement hat die Mutter nicht daran gehindert, die Schwester in einer westdeutschen Klinik operieren zu lassen. Sie erweist sich damit als eine fürsorgliche und verantwortliche Mutter. Gleich mehrmals wird sie in der Passage als „Mutter“ bezeichnet. Insgesamt tritt durch die inhaltliche und formale Darstellung ihre Arbeit als Bürgermeisterin hinter ihrer Position als „Mutter“ zurück. Dies gilt auch für die zwei weiteren Passagen, in denen Dieter Schulz Bezug auf seine Mutter nimmt.

Der Vater hingegen wird nur in seiner Position als LPG-Vorsitzender dargestellt und damit im Bereich der Berufsarbeit verortet. Dieter Schulz setzt sich und den älteren Bruder hinsichtlich der Berufsarbeit und des politischen Engagements für die sozialistische Landwirtschaft in eine Relation zum Vater. Da auch die Mutter auf dem Hof und damit in der Landwirtschaft arbeitet, denn die Tätigkeit als Bürgermeisterin ist ehrenamtlich, wäre es möglich gewesen, auch die Mutter in diese Tradition einzubeziehen. Indem Dieter Schulz aber argumentiert *„mein Bruder stieg in die Landwirtschaft ein, mein Vater war in der Landwirtschaft, Mutter war dann Bürgermeisterin“* (30/17-18), stellt er eine berufliche Differenz zwischen den männlichen und den weiblichen Familienmitgliedern her.

Auch Sven Frodthin verortet sich sozial zu Beginn seiner Lebensgeschichte: Auf Grund der Berufe der Eltern, der Vater arbeitet als Meister in einem Reifenwerk, in dem die Mutter als Reifenherstellerin tätig ist, positioniert er seine Familie als eine *„Arbeiterfamilie“* (2/14). Im Gegensatz zu Dieter Schulz distanziert sich Sven Frodthin von seinem Vater völlig. Wie bereits ausführlich dargestellt, thematisiert er seine Kindheit unter dem Blickwinkel der fehlenden Liebe der Eltern. Dennoch sieht er die Mutter als diejenige an, die für die emotionale Fürsorge in der Familie verantwortlich ist, zu ihr beschreibt er eine emotionale Bindung, indem er sich einerseits als *„Muttersöhnchen“* (3/7) bezeichnet und sie andererseits nach der Scheidung der Eltern als seine *„Angetraute“* (11/28) benennt. Vom Vater hingegen distanziert sich Sven Frodthin auf Grund der Alkoholabhängigkeit. Im Gegensatz zu Dieter Schulz positioniert sich Sven Frodthin nicht in einer beruflichen Tradition mit den männlichen Familienmitgliedern, er rekonstruiert stattdessen seine Identität in Abgrenzung zu den männlichen Familienmitgliedern. Damit bilden auch in diesem Fall die männlichen und nicht die weiblichen Familienmitglieder den Bezugspunkt für die eigene Entwicklung.

Im Folgenden werden diese Ergebnisse mit dem gesamten Sample verglichen. In einigen wenigen Fällen nennen die befragten Männer in ihren Lebensgeschicht-

lichen Erzählungen lediglich die beruflichen Tätigkeiten der Eltern, um sich hinsichtlich ihrer Herkunft sozial zu verorten. Mit diesem Hinweis folgen sie einem kulturellen und sozialen Muster, dass die soziale Herkunft, die für die Identitätskonstruktion als bedeutsam gilt, über die Eltern hergestellt wird. Beziehen sich die befragten Männer in weiteren Sequenzen auf die Eltern ist festzustellen, dass sie sich ähnlich wie Dieter Schulz vor allem hinsichtlich ihrer beruflichen und politischen Entwicklung in Bezug zum Vater setzen.

So erzählt bspw. Michael Berger:

„Ja, [ich] habe mich dann entschieden, Lehrer zu werden für Staatsbürgerkunde Geschichte. War eine ganz bewusste Entscheidung, muss ich so sagen. Mein Vater selbst war Parteisekretär, bin hier groß geworden in der DDR, habe mich zu dem Staat bekannt. [...] Und ich war auch ein Mensch, der sich auch ganz gerne gerieben hat mit anderen. [...] Und ich kannte das Ganze auch durch Vati, der auch Betriebsteilleiter war, sehr viel Ärger hatte, sich sehr engagiert hat, eingesetzt hat, ich denke, so in diese Richtung gehst du dann auch mal“ (1/30-39).

Michael Berger begründet seine Berufswahl mit dem Vorbild des Vaters. Dabei geht es weniger um die spezielle berufliche Tätigkeit, der Vater ist Kfz-Meister und arbeitet in einer staatlichen Autoreparaturwerkstatt, als um die politische Orientierung und die engagierte Arbeitsweise. Er stellt sich und den Vater als kritische Verfechter der Sache des Sozialismus dar und legitimiert damit auch ihren jeweiligen politischen Werdegang.⁴ Der Vater wird als ein Mensch beschrieben, der *„hatte kein Feierabend und hat weniger verdient als seine Jungs, die dann nach Feierabend in irgendwelchen Garagen werkten“* (12/399-402). Die hohe Bedeutung des Vaters kommt darüber hinaus in der Bezeichnung „Vati“ zum Ausdruck, die als Benennung einer engen Bindung an den Vater gelesen werden kann.

Die Mutter hingegen beschreibt Michael Berger als eine Person, die *„sehr auf Vati orientiert [war]“* (12/410). Sie arbeitet halbtags als Handelskaufmann und kümmert sich vor allem um die beiden Kinder. Über die Berufstätigkeit der Mutter erfährt man nichts weiter, außer dass sie in verschiedenen Betrieben gearbeitet hat. Die Erzählung legt damit nahe, dass sie sich weniger mit ihrer Berufsarbeit als mit ihrer Familie identifiziert. Auch in diesem Fall werden der Vater der Erwerbsphäre und die Mutter dem Familienbereich zugeordnet.

Ebenso wie Michael Berger und Dieter Schulz stellen zwei Drittel der befragten Männer einen ausschließlich positiven Bezug zum Vater her. Sie erzählen, dass sie sich beruflich und/oder politisch am Werdegang des Vaters orientiert haben und setzen sich damit in eine männliche Familientradition. Dem entspricht, dass die Berufstätigkeit des Vaters präziser und detaillierter dargestellt wird als die der Mutter. So erfährt man bspw. aus dem Interview mit Andreas Mailänder, dass der *„Vater so eine Art Managerposten gehabt [hat] und meine Mutter war voll-*

zeitbeschäftigt“ (8/36). An einer anderen Stelle im Interview stellt er die Berufslaufbahn des Vaters dar:

„Also mein Vater, der war eigentlich Klempner und zur Kasernierten Volkspolizei ist der gekommen, hat er mir mal gesagt, weil es da was zu Essen gab und warme Klamotten. Ist ja auch nicht der schlechteste Grund. [...] na ja, das war der Aufbruch der neuen Zeit. Meine Mutter war im Stahlwerk hier in Gröditz. Und es war ja Aufbruchstimmung. Was, das kann man nicht nachvollziehen und da war auch volles Engagement. Und in diesem Zuge ist er [...] dann während seiner Militärzeit [...] Politoffizier geworden. Dann hat er angefangen zu schreiben für einen Militärverlag und hat dann [ein] Journalistikstudium gemacht, auch noch und ist dann raus aus der Armee und ist dann Journalist, erst Bildjournalist [gewesen] und dann später ist er zur DSF⁵ gegangen und da war er dann Pressechef“ (9/38-10/11).

Ich will die Passage an dieser Stelle nicht interpretieren, worum es mir geht ist, dass Andreas Mailänder detailliert die berufliche Laufbahn seines Vaters erzählt, während über die Mutter lediglich der Arbeitsort mitgeteilt wird. Ihre Ausbildung und ihre konkrete Berufsbezeichnung sowie mögliche Qualifizierungen bleiben im Dunkeln. Durch diese Art der Darstellung wird die Berufstätigkeit der Väter gegenüber der der Mütter aufgewertet.

Ein kleinerer Teil der befragten Männer kritisiert vergleichbar mit Sven Frodthin die Eltern. Beanstandet wird das hohe berufliche Engagement der Eltern und daraus resultierend die fehlende Zeit für die Kinder. So thematisiert bspw. Hein Holm die fehlende Unterstützung, sowohl was die Kontrolle der Hausaufgaben und die Motivation zu besseren schulischen Leistungen betrifft als auch hinsichtlich der Berufswahl. Er schätzt ein: *„Ich bin so fast außerhalb jeglicher Behütung aufgewachsen“* (3/10-12). Diese Kritik richtet sich an beide Eltern, ist aber, was den Vater betrifft, ambivalenter: *„Was ich in meiner Kindheit nicht so schön fand, war die Tatsache, dass mein Vater uns ein gutes Leben beschern wollte [...] also hat er sich gedacht, er geht mehr arbeiten, deswegen habe ich wirklich meine [...] Schulzeit ohne ihn verbracht“* (29/28-32). Des Vaters Abwesenheit wird zwar kritisiert, sie ist aber legitim, weil der Vater in dieser Zeit für die Familie arbeitet. Obwohl der Vater abwesend ist, hat er, so Hein Holm, dennoch auf seine Entwicklung *„den totalen Einfluss irgendwo gehabt“* (30/4): Er beginnt in der gleichen Branche wie der Vater und der Bruder zu arbeiten. Er bezeichnet alle gemeinsam als Baumänner (vgl. 31/12) und setzt sich selbst, den Bruder und den Vater in eine berufliche Genealogie. Die Kritik am zu hohen beruflichen Engagement des Vaters dient Hein Holm im Interview auch dazu, sich selbst als einen aktiven und anwesenden Vater zu konstruieren (vgl. Fallanalyse 3. Teil).

Im Gegensatz zum Vater wird die Mutter in der familiären Sphäre verortet: Sie ist für *„das Ganze Alltägliche“* (30/12) in der Familie zuständig. Zwar sieht Hein Holm, dass die Mutter mit ihren Aufgaben *„Haushalt, Arbeit, drei Kinder erzie-*

hen“ (3/9) überlastet ist, dennoch richtet sich seine Kritik der Vernachlässigung deutlicher an die Mutter als an den Vater. Die Einschätzung „*Ich liebe zwar meine Mutter, aber mein Vater ist für mich [...] [das] Vorbild*“ (30/25-26) bringt die unterschiedliche Bedeutung von Vater und Mutter auf den Punkt. Zur Mutter wird eine emotionale Beziehung beschrieben, der Vater ist sowohl für die beruflichen als auch für die familiären Entscheidungen das Vorbild.

Einige wenige Interviewpartner erzählen in ihren Lebensgeschichten, wie sich das Verhältnis zum Vater im Laufe des Lebens geändert hat: Es wandelt sich von einer jugendlichen Rebellion gegen den Vater hin zu einer gegenseitigen Anerkennung. Peter Maffax, dessen Vater als selbständiger Elektriker arbeitet, erzählt bspw., dass er aus Protest gegenüber dem Vater in die FDJ eingetreten ist und ein Studium der marxistisch-leninistischen Philosophie gewählt hat, anstatt die Firma des Vaters zu übernehmen. Im Interview schätzt er ein, dass der Vater beiden Söhnen nicht übel nimmt, dass sie sein Lebenswerk nicht fortsetzen. Aus der Gegenwartsperspektive, er ist zum Zeitpunkt des Interviews 39 Jahre und arbeitet als selbständiger Journalist, verortet aber auch er sich in einer beruflichen Genealogie mit dem Vater: „*Ich will jetzt nicht fest angestellt sein irgendwie. Das ist so bei meinem Bruder, der freischaffender Künstler ist, mein Vater ist immer selbständig gewesen*“ (21/639-637).

Die Konflikte mit dem Vater thematisiert Peter Maffax nur sehr kurz. Insgesamt wird in den Erzählungen das Machtverhältnis, welches auf Grund der unterschiedlichen Generationszugehörigkeit zwischen Vätern und Söhnen besteht (Böhnisch & Winter 1997; Lenz 2000), nur am Rande angesprochen. Die Konflikte zwischen Vater und Sohn werden ähnlich wie bei Peter Maffax nicht genauer dargestellt, stattdessen wird die gute Beziehung zum Zeitpunkt des Interviews betont. Dies könnte daraus resultieren, dass die Männer in diesem Zusammenhang ihre Unterlegenheit und Abhängigkeit gegenüber dem Vater in der Kindheit und Jugend ansprechen müssten.⁶ Ein ganz ähnlicher Zusammenhang lässt sich in Bezug auf die Brüder feststellen: In den Erzählungen, in denen etwas ausführlicher über Geschwisterbeziehungen erzählt wird, wird besonders die Beziehung zum älteren Bruder betont. Im Mittelpunkt stehen die Orientierung am Bruder und die Integration in die Gemeinschaft älterer Jungen, welche dadurch möglich wird. Auseinandersetzungen hingegen werden kaum angesprochen.

Der Verlust der väterlichen Genealogie (Bernd Schneider)

Im Gegensatz zu den anderen befragten Männern erzählt Bernd Schneider im Interview ausführlich über seine Kindheit und Jugend, dieser Lebensabschnitt nimmt ein Drittel der gut einstündigen Eingangserzählung ein. Im Mittelpunkt stehen die Ereignisse in der Herkunftsfamilie. Ich werde anhand dieser Erzählung

zeigen, welche Bedeutung die Verortung in einer Genealogie mit den männlichen Familienmitgliedern für die Konstruktion von Identität und Geschlecht hat. Meine Analyse richtet sich sowohl auf den inhaltlichen Aspekt, *was* wird erzählt und den formalen, *wie* wird die Lebensgeschichte rekonstruiert.

Bernd Schneiders Erzählung über Kindheit und Jugend ist in zwei Suprasegmente gegliedert: „Frühe Kindheit: Herkunft und Erziehung“ und „Schule und Tod der Väter“. Im ersten Suprasegment führt sich Bernd Schneider, der 1962 in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, geboren wird, als Biographieträger ein und erzählt detailliert über seine soziale Herkunft. Er berichtet über den beruflichen Aufstieg des Vaters zum mittelständischen Unternehmer mit einem „*richtigen Stahlbau-betrieb [...], war überall anerkannt*“ (1/30). Die Mutter „*war mithelfende Ehe-frau*“ (1/15) in dem Unternehmen des Vaters. In der Erzählung erfährt man, dass sie sich um die Versorgung des Vaters und der Kinder kümmert, so dass Bernd Schneider und seine jüngere Schwester „*nie im Kindergarten [waren]*“ (1/31). Eingehend beschreibt er den materiellen Wohlstand der Familie, der sich für ihn vor allem an der „*sehr großen Wohnung*“ (1/22) festmacht.

In einem geschlossenen Segment erzählt Bernd Schneider über die Erziehung zu Ordnung und Zuverlässigkeit. Anhand mehrerer Lausbubengeschichten⁷ stellt er dar, wie der Vater ihn erzieht, der Mutter kommt in den Geschichten eine unterstützende Funktion zu. Bernd Schneider beschreibt sich in diesen Geschichten als einen kleinen, frechen Jungen, der bspw. Geld aus der Bierkasse der Firma klaut, um sich an einem bestimmten Spiel mit anderen Jungen beteiligen zu können. Darauf hin erfolgen Sanktionen durch den Vater, die, so schätzt er ein, dazu geführt haben, dass er ein ordentlicher und zuverlässiger Mensch geworden ist. Den Vater charakterisiert er als einen arbeitsamen und sehr strengen, aber gerechten Mann. Insgesamt positioniert sich Bernd Schneider in seiner Kindheit und Jugend immer wieder ausdrücklich als Junge bzw. männlicher Jugendlicher, markiert also seine Geschlechtlichkeit. Diese Markierung ist im Vergleich zu den anderen Fällen ungewöhnlich.

Inhaltlich beginnt das zweite Suprasegment mit der Einschulung. Aber die Ereignisse des schulischen Werdegangs treten hinter die familiären Ereignisse zurück: Krankheit und Tod des Vaters sowie die anschließende Verstaatlichung des Unternehmens. Die Familienereignisse bilden formal die zentrale Erzähllinie, während die schulischen Ereignisse in einer untergeordneten Erzähllinie miteinander verknüpft werden. Krankheit und Tod des leiblichen Vaters im Jahr 1971 werden in einem gesonderten Subsegment dargestellt. Bernd Schneider beschreibt seine damaligen Emotionen: „*[Ich] bin im Prinzip bald durchgedreht, also es war für mich eigentlich ganz, ganz schlimm*“ (4/28-29) und schätzt ein „*ich hatte es damit sehr schwer, eigentlich bis heute nicht überwunden*“ (4/32).

Bei dieser Evaluation geht es nicht nur um den emotionalen Verlust, im weiteren Verlauf der Erzählung wird deutlich, dass die Familie durch den Tod des Vaters den größten Teil des Eigentums durch die Verstaatlichung der Firma⁸ und damit den bisherigen Lebensstandard verliert. Darüber hinaus – und dies ist für meinen Zusammenhang entscheidend – kommt Bernd Schneider seine selbstverständliche Lebensperspektive abhandeln, denn als der „Junge“ in der Familie sollte er „mal das Geschäft weiterführen“ (5/1-2). Dies dürfte ihm zum Zeitpunkt des Todes, zu dem er neun Jahre alt gewesen ist, noch nicht so bewusst gewesen sein, in der retrospektiven Erzählung ist dieser Aspekt eine Kernnarration. So erzählt er, dass er als kleiner Junge mit „zwei Jungs, deren Väter oder Familien auch selbstständig waren“ (1/34) spielt. Mit dem Tod des Vaters verliert er die selbstverständliche soziale Verortung, die an die Position und den Besitz des Vaters gebunden war. Symbolisiert wird dies durch die eingehende Erzählung über den notwendigen Auszug aus der großen Wohnung.

Anschließend erzählt Bernd Schneider von der erneuten Hochzeit der Mutter, sie heiratet den promovierten und selbständigen Rechtsanwalt, der sie in dem privaten Erbschaftsstreit und gegenüber dem Staat vertritt. Kurz erwähnt er, dass die Mutter nach dem Tod des Vaters eine Halbtagsstätigkeit als Sekretärin aufnimmt. Es folgt die Beschreibung der erneuten materiellen Konsolidierung, die durch die Heirat mit dem Rechtsanwalt möglich wird. In der Erzählung wird sie durch die neue Wohnung symbolisiert. Zugleich setzt Bernd Schneider die Erzählkette über die Schule fort und erzählt über die Unterstützung, die er von seinem „zweiten Vati“ (7/31) in dieser Hinsicht erhält. Mit der Bezeichnung „zweiter Vati“ macht er deutlich, dass er den neuen Mann der Mutter als „Vater“ anerkennt. Er markiert so, dass er nun wieder in einer vollständigen und wohl situierten Familie aufwächst, der Verlust des leiblichen Vater kann zumindest in dieser Hinsicht kompensiert werden.

In Bezug auf seine Erlebnisse in der Schulzeit erzählt er vor allem das, „was man als Junge halt so macht“ (6/33). Sind dies in den ersten Schuljahren „stroomern [...] [und] Fußball spielen“ (6/33), so sind es ab der achten Klasse die Beziehungen zu Mädchen. Ausführlich wird auch die Geschichte über „die allererste Zigarette“ (9/6) erzählt. Bernd Schneider verweist mit diesen Geschichten auch darauf, dass er sich trotz des Verlustes des Vaters ganz normal wie andere Jungen bzw. männliche Jugendliche entwickelt und stellt sich zugleich als einen bei Mädchen erfolgreichen Jungen dar.

Diese Normalität ist jedoch nur von kurzer Dauer. Bald nach dem Übergang von der POS zur EOS erkrankt der Stiefvater und stirbt. „Es war ganz, ganz belastend, ich [...] habe nur noch geschrien, [...] weil ich nicht eingesehen habe, dass ausgerechnet jetzt auch noch der zweite Vati stirbt“ (10/19-21). Bernd Schneider

muss sich nun „um die Mutti kümmern, denn die war dann fix und alle“ (10/27-28) und beschreibt, wie er selbst den Boden unter den Füßen verliert: „Ich wollte auch die Schule nicht weiter machen [...], da haben wir halt auch im Freundeskreis angefangen zu trinken“ (10/28-29).

In der Folgezeit übernimmt ein männlicher Verwandter die nun freie Position des Familienoberhauptes, denn die Mutter, so legt die Erzählung nahe, ist nicht in der Lage, die Familienangelegenheiten alleine zu regeln. Deshalb kümmert sich der Onkel sowohl um die erneuten Erbschaftsangelegenheiten als auch um die Erziehung der Kinder. Insbesondere für Bernd Schneider wird er die zentrale Bezugsperson: Im „Familienrat“ (11/10) setzt sich der Onkel für den Neffen ein, wenn dieser in seinem „Zimmer dort Feten gemacht hat und so weiter und so fort“ (11/12), er kümmert sich um den weiteren schulischen und beruflichen Werdegang, insbesondere unterstützt er Bernd Schneider bei der Studienfachwahl. Der Abschluss der EOS und die Studienfachwahl bilden den Abschluss des Suprasegments.

In der weiteren Erzählung thematisiert Bernd Schneider, wie er im Verlauf von fast 15 Jahren seinen inneren „Schlendrian“ (3/19) überwindet und es ihm mit Anfang 30 nach einem endlosen Auf und Ab endlich gelingt, sich beruflich als Sicherheitsingenieur zu etablieren. Im Vordergrund der Erzählung steht die berufliche Entwicklung. Bernd Schneider rekonstruiert eine berufliche Identität als Sicherheitsingenieur: Der Dreh- und Angelpunkt in dieser Konstruktion sind seine „geistigen Potentiale“ (18/14), die er bereits als Kind hat und erst in einem langwierigen und schmerzhaften Prozess zu nutzen lernt. Die Geschichte der Familie wird in einer rezessiven Erzähllinie dargestellt. Bereits während des Studiums heiratet er und wird Vater eines Sohnes, um den er sich seiner Einschätzung nach nicht in hinreichendem Maß kümmert. Er schätzt ein: „Der Dirk [hat] mich nicht gerade als Vater erkannt“ (18/4-5). Erst in dem Moment, als Bernd Schneider sich beruflich etabliert, so argumentiert er, übernimmt er auch die Verantwortung für seine Familie.

Ich will die einzelnen Stationen dieses Weges (vgl. Anhang) an dieser Stelle nicht wiedergeben, worum es mir geht, ist das Folgende: Mit der in Bezug auf den Tod des leiblichen Vaters erfolgten Evaluation: „Ich hatte es damit sehr schwer, eigentlich bis heute nicht überwunden“ (4/32), setzt Bernd Schneider die beruflichen und familiären Schwierigkeiten in Zusammenhang mit dem Verlust des leiblichen Vaters. Gelingt es, so die Logik der Erzählung, diesen Verlust zunächst durch den „zweiten Vati“ zu kompensieren, so rutscht ihm nach dessen Tod der Boden unter den Füßen weg. Zwar übernehmen männliche Verwandte, der Onkel und später der Schwager, teilweise die väterlichen Aufgaben, dennoch bleibt eine Leerstelle. Damit ist auch eine selbstverständliche Verortung in einer Genealogie mit dem Vater, wie sie in den anderen Interviews erfolgt, für Bernd Schneider

nicht mehr möglich, diese muss mit einem vergleichsweise großen Erzählaufwand hergestellt werden. Genügen in anderen Interviews kleine Verweise auf die Genealogie, so wird sie in diesem Fall durch detaillierte Kindheitsgeschichten rekonstruiert. Darauf, dass die Genealogie fragil ist und bleibt, macht Bernd Schneider aufmerksam, wenn er feststellt, dass er den Tod „eigentlich bis heute nicht überwunden“ hat. Möglicherweise resultiert die häufige Betonung, sich als ein ganz normaler Junge entwickelt zu haben, gerade aus dem Verlust dieser Selbstverständlichkeit. Hinzu kommt, dass der Tod des Vaters sich unmittelbar auf den Besitz und damit verbunden den Lebensstandard der Familie sowie die berufliche Perspektive des Sohnes auswirkt.

Auch wenn man berücksichtigen muss, dass die private Verbindung zwischen Bernd Schneider und der Interviewerin, beide kennen sich seit mehreren Jahren, mit dazu beigetragen haben kann, dass er so detailliert und emotional über seine Kindheit und den Verlust der beiden Väter spricht, wird an dieser Stelle die Annahme formuliert, dass familiäre Ereignisse dann in der Erzählung thematisiert werden, wenn sie von der gesellschaftlichen Norm und damit vom Selbstverständlichen abweichen bzw. damit kollidieren. Normal und selbstverständlich wären im Fall von Bernd Schneider das Aufwachsen in einer vollständigen Familie in wohlsituierten Verhältnissen sowie die Übernahme des Stahlbauunternehmens durch den Sohn gewesen. Die Differenz von dieser Selbstverständlichkeit wird in der Lebensgeschichte be- und verarbeitet und in die geschlechtsgebundene Identitätskonstruktion integriert.

Zusammenfassung und Diskussion

Alles in allem beziehen sich die befragten Männer in den Erzählungen bei der Darstellung der Herkunftsfamilie auf Gesichtspunkte eines patriarchalen Konstruktes von Vaterschaft und Mutterschaft.⁹ Dieses Konstrukt bildet sich in der modernen Gesellschaft zunächst im Bürgertum heraus und verbreitet sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in allen sozialen Schichten (Rosenbaum 1990). Entsprechend dieser Vorstellung ist der Vater die Autorität in der Familie und für Entscheidungen in der Erziehung zuständig. An der alltäglichen Fürsorge- und Erziehungsarbeit ist er nicht beteiligt, zu seinen Kindern pflegt er ein distanzierteres Verhältnis. Mit dieser historischen Entwicklung verknüpft ist die zunehmende Zuweisung der Kinderbetreuung und damit Fürsorge, Liebe und Zärtlichkeit an die Ehefrauen und Mütter, während die Väter auf die außerhäusliche Erwerbsarbeit und die Funktion des Familienernähers festgelegt werden.¹⁰

Für die DDR lassen sich einige Verschiebungen im modernen Vater- und Mutterkonstrukt feststellen, die ich im Folgenden kurz zusammenfasse. Die nega-

tive Lohnpolitik der DDR, die mit der Abschaffung der Lebensmittelkarten 1958 einsetzt, machte zwei Gehälter für eine durchschnittlich gute Versorgung einer Familie mit Kindern notwendig. Die Frauen sind in das Erwerbssystem integriert und haben damit einen hohen, wenn auch nicht gleichen Anteil an der finanziellen Versorgung der Familie. Damit geht eine Erosion des kulturellen und sozialen Modells des Familienernährers einher. „Vater Staat“ übernimmt gegenüber Frauen und Kindern durch eine breite Frauen- und Familienpolitik im Laufe der DDR-Geschichte einerseits immer mehr Versorgungsaufgaben der Familienväter. Andererseits werden auch die Mütter von einem Teil der familialen Pflichten entlastet, dies gilt insbesondere hinsichtlich der Kinderbetreuung.

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Bedingungen frage ich mich, warum die befragten Männer so wenig über die Berufstätigkeit der Mütter sprechen und diese vor allem im familiären Bereich verorten. Die Mütter der befragten Männer sind ungefähr zwischen Mitte der dreißiger und Mitte der fünfziger Jahre geboren.¹¹ Entsprechend empirischer Untersuchungen (Trappe 1995; Keiser 1997)¹² sind Frauen dieser Geburtsjahrgänge meist Vollzeit berufstätig. Die Vereinbarung von Beruf und Familie regeln die meisten der Mütter individuell, genügend Einrichtungen zur Kinderbetreuung stehen erst den Frauen zur Verfügung, die ab 1950 geboren sind. Hinsichtlich der Vereinbarung lässt sich dementsprechend eine Sequenzialisierung von Berufsarbeit und Familienphasen feststellen. Typisch ist, dass die Frauen nach einer oder mehreren längeren Kinderpausen wieder erwerbstätig sind. Die Familienarbeit lastet fast ausschließlich auf ihren Schultern, die berufstätigen Ehepartner beteiligen sich zeitlich kaum an der Hausarbeit, die Arbeitsteilung in der Familie ist ausgesprochen traditionell. Trotz der großen Arbeitsbelastung identifizierten sich die Frauen dieser Geburtsjahrgänge mit ihrer Berufsarbeit in hohem Maße. Sie gehören zu der Generation, die sich engagiert am Aufbau des Sozialismus beteiligt.

In Bezug auf die Lebensgeschichten lässt sich feststellen, dass die Verortung der Mütter im Familienbereich der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Herkunftsfamilie entspricht. Die meisten der Mütter sind zugleich den ganzen Tag erwerbstätig, nur ein kleinerer Teil der Frauen geht in der Kindheit der befragten Männer einer Teilzeitbeschäftigung nach, wenige Mütter sind für einige Jahre nicht erwerbstätig. Die Ursache dafür, dass die Berufstätigkeit der Mütter so wenig Erwähnung findet, sehe ich darin, dass aus der lebensgeschichtlichen Retrospektive für die Söhne nur die Berufsgeschichte des Vaters für ihre eigene Entwicklung bedeutsam ist.¹³ Eine berufliche Identität wird in den Erzählungen mit Bezug auf die Berufsgeschichte des Vaters *rekonstruiert*. Des Weiteren wird durch die Herstellung einer beruflichen und/ oder politischen Genealogie mit dem Vater und teilweise mit weiteren männlichen Familienmitgliedern Männlichkeit *rekon-*

struiert, denn Mitglieder in dieser Genealogie können nur männliche Individuen sein.

In Bezug auf eine meiner Ausgangsfragen zur Reproduktion des Geschlechterverhältnisses in der DDR kann an dieser Stelle festgestellt werden: Dadurch, dass die Väter in den Erzählungen vorrangig über ihre Berufsarbeit verortet werden und sich die Söhne in der Tradition ihrer Väter sehen, wird auch das beschriebene hegemoniale männliche Identitätsmuster reproduziert. Anders formuliert: Die Bindung von Männlichkeit an Berufsarbeit wird fortgeschrieben. Durch die vorrangige Positionierung der Mütter im Familienbereich wird unter der Hand die strukturelle sowie kulturell-symbolische Zweitrangigkeit der Berufstätigkeit von Frauen und die Zuweisung der Reproduktionsarbeit an Frauen reproduziert.

8.2 Intime Beziehungen und Partnerschaften

Intime Beziehungen und Partnerschaften werden in den meisten der lebensgeschichtlichen Erzählungen nur durch kleine Hinweise einbezogen. Mittels dieser Fragmente positionieren sich die befragten Männer zum einen als heterosexuelle Männer und zum anderen als Männer, die eine Partnerschaft haben bzw. hatten. Männlichkeit ist in der Gegenwartsgesellschaft trotz aller Pluralisierungstendenzen immer noch grundlegend mit Heterosexualität verknüpft (Connell 1999; Meuser 1998). Einige wenige Interviewpartner (3) verweisen in den Erzählungen des Weiteren auf sexuelle Affären und stellen sich dadurch als sexuell attraktive und potente Männer dar.

Über den emotionalen Aspekt der Partnerschaft, den Beziehungsalltag sowie Höhepunkte und Konflikte in der Partnerschaft wird nicht erzählt. Nur in Form kleinster Erzählsegmente wird auf die Bedeutung, welche die Partnerschaft für den befragten Mann hat, sowie auf Probleme verwiesen. Im Nachfrageteil habe ich bzw. die studentischen Interviewenden mit erzählgenerierenden Nachfragen, wie etwa „Erzählen Sie doch mal etwas genauer, wie Sie Ihre heutige Partnerin kennen gelernt haben“, die Männer motiviert, mehr zu erzählen. Narrationen sind in den meisten Fällen jedoch nicht zustande gekommen, die Männer haben die Frage nur kurz beantworten, haben oft nur Ort und Zeitpunkt genannt.

Viele der studentischen Interviewenden haben bei der Auswertung beschrieben, dass sie in der Interviewsituation das Gefühl hatten, dass die Männer nicht ausführlicher über ihre Partnerschaft(en) sprechen wollten, und haben nach ersten gescheiterten Versuchen nicht weiter gefragt. Ich habe ebenfalls einige Interviews geführt, in denen der befragte Mann mittels sehr kurzer Antworten oder langer Pausen signalisiert hat, dass er über diesen Lebensbereich nichts erzählen möchte. In dieser Hinsicht kann man von einer Dethematisierung sprechen.

Während über die Partnerschaften selbst sehr wenig erzählt wird, sind hingegen die Nachfragen zur Berufstätigkeit der Partnerin in den meisten Fällen sehr präzise beantwortet worden. Auch über die Arbeitsteilung in der Partnerschaft bzw. Familie und gemeinsame Freizeitunternehmen wird auf Nachfrage hin kurz berichtet.

(Ehe-)Partner einer berufstätigen Frau

In Bezug auf die Darstellung der Partnerschaft können drei Gruppen differenziert werden: Der größte Teil der befragten Männer stellt sich als gleichberechtigter Partner einer berufstätigen Frau dar, der sich die Familienarbeit gemeinsam mit der Partnerin teilt. Einige wenige Männer (insgesamt 5) überlassen ihren berufstätigen Partnerinnen fast die gesamte alltägliche Hausarbeit. In einer dritten Gruppe von Männern (insgesamt 3) sind die Hinweise im Interview zu dürftig, um eine eindeutige Zuordnung zu formulieren. Ich werde dies im Folgenden jeweils an einem Beispiel zeigen.

Dieter Schulz stellt die berufliche Laufbahn seiner Frau detailliert dar und betont, dass seine Frau in ihrem Beruf als Lehrerin für Sport und Biologie *„leidenschaftlich engagiert [war]“* (33/21). Vor allem im außerschulischen Kindersport ist sie *„voll aufgegangen“* (34/13). Die Berufsarbeit ist aus seiner Perspektive für die Ehefrau genauso wichtig wie für ihn, sie identifiziert sich ebenso wie er mit dem Beruf. Dieter Schulz thematisiert, dass seine Frau von anderen über seine Berufstätigkeit definiert wird, was Auswirkungen hat, die er scharf kritisiert. So wird sie auf Grund seines politischen Engagements als Schulparteisekretärin eingesetzt, eine Funktion, die ihr aus seiner Perspektive nicht liegt. Problematischer jedoch als dieses Amt ist, dass ihr Arbeitsvertrag nach der Wende nicht verlängert wird, weil sie wegen der Abgeordnetentätigkeit ihres Mannes *„kein sozialer Fall“* (34/22) ist. Aus seiner Perspektive hat sie einen Anspruch auf einen Arbeitsplatz, unabhängig von seiner sozialen Position.

Auf die Konflikte, die durch die Arbeitslosigkeit der Frau in der Partnerschaft entstehen, weist Dieter Schulz hin, *„das hat sich dann nachher dann zugespitzt, muss man richtig sagen, ich immer beschäftigt auf Achse, zu Anfang hat man [das] nicht so gesehen, aber nachher dieses Zuhause-Rumhängen“* (34/30-31), erzählt aber nichts Genaueres darüber. Stattdessen stellt er dar, wie sich seine Frau gemeinsam mit ihrem Bruder selbständig macht und mittlerweile fünf Jahre ein Lederwarengeschäft führt und stellt fest: *„Sie geht auf in ihrer Arbeit“* (35/29).

Befragt danach, wie das Paar Beruf und Familie miteinander vereinbart, erzählt Dieter Schulz:

„Also vom Prinzip her, familiär war es bei uns so, jeder musste mit ran. Nicht so, dass wir irgendwie Arbeit verteilt haben, sondern es war oder es ist auch heute nach wie vor so [...].“

da gibt es nicht die Frage, wer abwäscht oder nicht abwäscht. Oder, was macht Mutter, was macht Vater, was steht dem Vater, dem Manne zu, oder so. Wie ich heute, wenn ich jetzt vier Tage zu Hause bin, da koche ich Mittag. [Ich] koche auch leidenschaftlich gerne, wenn ich koche, wenn ich Zeit dazu habe. Ich bügele [...], obwohl ich das weniger mache, muss ich dazu sagen. [...] Also Bügeln, Wäsche bügeln muss nicht unbedingt sein, aber ansonsten, ob das Gartenarbeit ist, alles“ (38/1-10).

Dieter Schulz argumentiert, dass es in der Familie keine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gibt. Dem Mann steht es auf Grund seiner Geschlechtszugehörigkeit nicht zu, bestimmte Tätigkeiten nicht ausführen zu müssen bzw. nur bestimmte Arbeiten zu erledigen. Hier wird also der Anspruch formuliert, dass die Familienarbeit gleichberechtigt geteilt wird. Zugleich wird thematisiert, dass dieser Anspruch im Alltag oft nicht eingelöst werden kann, denn Dieter Schulz ist beruflich so stark eingespannt, dass er häufig keine Zeit für die Hausarbeit hat. Des Weiteren zeigt sich, dass die Hausarbeit, die er nicht gern erledigt, eine ist, die zu den sich wiederholenden, eintönigen und traditionell weiblichen Tätigkeiten im Haushalt gehört. Explizit wird das Bügeln jedoch nicht als eine Frauenarbeit bezeichnet, die er deshalb nicht ausführt, weil er ein Mann ist.

Zusammenfassen kann man an dieser Stelle, dass es für Dieter Schulz selbstverständlich ist, dass seine Frau berufstätig ist, sich für ihren Beruf engagiert und sich mit ihm identifiziert. Die Ehefrau wird nicht im Familienbereich verortet, ihre Position als Mutter dreier Kinder ist in der Erzählung dem Status als Lehrerin bzw. als Selbständige nachgeordnet. Für die Familienarbeit sind beide Partner zuständig, auch wenn dieser Anspruch teilweise nicht eingelöst wird. Vergleicht man diese Darstellung der Ehefrau mit der der Mutter, so wird eine Verschiebung deutlich: Die Partnerin wird vor allem über die Berufstätigkeit bestimmt, während die Mutter stärker über ihre Familienposition als durch ihre Tätigkeit als Bürgermeisterin definiert wird.

Ebenso wie für Dieter Schulz ist für den größten Teil der befragten Männer, die in einer Partnerschaft leben, die Berufsarbeit der (Ehe-)Partnerin selbstverständlich. Wie Dieter Schulz vertreten die Männer dieser Gruppe den Anspruch auf eine gleichberechtigte Teilung der Familienarbeit. Obwohl dieser Anspruch in vielen Fällen nur teilweise umgesetzt wird, wird insgesamt das Ideal einer gleichberechtigten Partnerschaft vertreten. Dies bedeutet nicht, dass sich in den Interviews nicht auch Verweise darauf finden lassen, dass sich die befragten Männer gegenüber ihren Partnerinnen dominant verhalten, indem sie bspw. ihre Interessen entgegen den Wünschen der Partnerin durchsetzen. Jedoch gehen sie nicht davon aus, dass sie ihren Partnerinnen gegenüber überlegen sind und/oder ein Recht auf die Position des Familienoberhauptes haben. Das Ideal einer gleichberechtigten Partnerschaft, in der beide Partner ihrer ganztägigen Berufsarbeit nachgehen können, kommt auch darin zum Ausdruck, dass sich keiner der Männer als Familienernährer darstellt.

Anders sieht dies in der zweiten Gruppe aus: Michael Berger bspw. stellt zum Abschluss seiner lebensgeschichtlichen Erzählung fest:

„[Frau] schmeißt auch den ganzen Laden in der Familie und ja (Pause) Pascha will ich nicht sagen, aber das ist nun mal so, wenn man eine Arbeit hat, wo nicht auf die Uhrzeit geguckt wird, nicht, dass da die Frau dann, Beamte ist sie ja nicht, aber Angestellte, die regelmäßige Arbeitszeit hat, dass da dann doch eine ganze Menge Mehrbelastung [durch den] häuslichen Kram [...] ist“ (13/416).

Michael Berger positioniert sich einerseits in der Familie als der „Pascha“, der sich nicht an der Hausarbeit beteiligt, weist andererseits diese Zuschreibung wieder zurück und argumentiert dann, dass er zugeben muss, doch ein „Pascha“ zu sein. Was hinter dieser Argumentation steckt, ist das Ideal einer gleichberechtigten Verteilung der Hausarbeit, dem Michael Berger nicht entspricht. So fühlt er sich unter Druck, der Interviewerin seine Nicht-Beteiligung zu erklären und zu legitimieren: Ursache ist seine im Vergleich zur Ehefrau längere Arbeitszeit.

Im beruflichen Bereich sieht Michael Berger wie die Männer der ersten Gruppe seine Ehefrau als eine Person, welche die gleichen Werte vertritt wie er: Sie engagiert sich in ihrem Beruf als Sachbearbeiterin in der Kommunalaufsicht, ist durchsetzungsfähig und verantwortungsvoll. Dass die Ehefrau dennoch die ganze Hausarbeit übernimmt, begründet er auch damit, dass es ein gemeinsam geteiltes Engagement ist: *„Ja, was soll ich dazu sagen, das ist eben, das ist eben so ausgekelt (39/1265-1271).* Auch an diesem Zitat wird der Legitimationsdruck deutlich, dem er sich durch die Interviewerin ausgesetzt sieht.

Im Unterschied zu den Männern der ersten Gruppe verortet er seine Ehefrau zugleich in der Familie. In scharfem Kontrast zu Passagen über das berufliche Engagement von Ines Berger stehen Sequenzen, die sich auf den Freizeitbereich und innerfamiliäre Entscheidungen beziehen: *„Da war es auch ganz gut, dass ich [es] endlich nun hinkriegt habe, dass sie auch Hobbys oder ja so ein bisschen was hat.“ (39/1273-1279).* In dieser und weiteren Sequenzen erscheint sie als eine unselbständige Person, die sich in ihrer Freizeit nicht eigenständig beschäftigen kann. Das Bild, das Michael Berger von seiner Ehefrau entwirft, ist in sich widersprüchlich und scheint der Ambivalenz geschuldet zu sein, dass Michael Berger einerseits eine qualifizierte Berufsarbeit und berufliches Engagement der Ehefrau als selbstverständlich ansieht, dass dies aber keine Auswirkungen auf seine Position in der Familie haben soll. In Bezug auf die Familie konstruiert er sich als denjenigen, der die Entscheidungen trifft und für die Erziehung der Töchter verantwortlich ist (vgl. Fallanalyse im 3. Teil). In der lebensgeschichtlichen Erzählung fühlt er sich hinsichtlich der Familienposition von der Interviewerin unter Druck gesetzt, was darauf verweist, dass sie auch aus seiner Perspektive nicht mehr den sozialen und kulturellen Vorstellungen entspricht.

Auch drei weitere Männer in dieser Gruppe begründen die Tatsache, dass die Partnerin fast die gesamte Familienarbeit erledigt, mit ihrem beruflichen Engagement. In zwei Fällen sind es wie bei Michael Berger die längeren Arbeitszeiten im Vergleich zur Partnerin. Im dritten Fall liegt der Grund in der Langzeitarbeitslosigkeit der Partnerin. Durch die Arbeitslosigkeit hat sich die vorher recht gleichberechtigte Verteilung der Hausarbeit und der Kinderbetreuung retraditionalisiert. Während die Berufsarbeit der Partnerin auch für diese Männer selbstverständlich ist, sehen sie die Übernahme der Familienarbeit durch die Partnerin nicht als eine Selbstverständlichkeit an und begründen sie im Interview. Möglicherweise resultiert dies auch daraus, dass in diesen Fällen die Interviewenden weiblich sind und sich die Männer gegenüber Frauen besonders unter Druck fühlen, ihre Nicht-Beteiligung zu legitimieren. Insofern lässt sich feststellen, dass das Ideal einer gleichberechtigten Verteilung der Familienarbeit einen normativen Charakter hat. Nur in einem Fall verortet der befragte Mann seine Ehefrau ausschließlich im Familienbereich, obwohl sie de facto verschiedene Weiterbildungen vom Arbeitsamt besucht und mehrere kurzfristige Beschäftigungsverhältnisse eingeht. Dies geschieht, indem er diese Zeit als Arbeitslosigkeit bewertet.¹⁴

Gleichrangiger Partner, aber als Mann (Andreas Mailänder)

Das Interview mit Andreas Mailänder ist das einzige im Sample, indem detailliert über den Beziehungsalltag und -konflikte mit Frauen gesprochen wird. Es belegt die im vorangegangenen Abschnitt formulierte Annahme, dass eine Divergenz zwischen gesellschaftlichen Normalvorstellungen und der Biographie des befragten Mannes die Voraussetzung dafür bildet, dass über den Familienbereich gesprochen wird. Die Divergenz bezieht sich im Fall Andreas Mailänder auf die Nicht-Verwirklichung einer „normalen“ schulischen und beruflichen Laufbahn. Auch das Scheitern der Ehe und einer zweiten langjährigen Beziehung entspricht nicht sozialen und kulturellen Vorstellungen von einem „normalen“ Familienleben. Nach dem Ende der zweiten Partnerschaft beginnt Andreas Mailänder mit knapp 40 Jahren eine zweijährige Psychotherapie und beschäftigt er sich in den folgenden Jahren mit dem Thema Männlichkeit. Im Folgenden werde ich seine Konstruktion von Identität zusammenfassend darstellen.

In seiner fünfzehnminütigen Eingangserzählung erzählt Andreas Mailänder, der 1957 geboren wird, einen Entwicklungsprozess. In der Schule hat er ein „*ziemliches Problem gehabt*“ (1/25), seine geistigen und zeichnerischen Fähigkeiten bleiben zunächst ungenutzt. Nach der 8. Klasse geht er von der Schule ab und erlernt den Beruf des Maurers. Anschließend arbeitet er in einer Glasschmelze, weil dort „*richtig Geld zu verdienen [war]*“ (2/6). Mit den Eltern gibt es vor allem

wegen des Schulabbruchs „*Riesenseinandersetzungen*“ (1/37). Doch dann setzt ein allmählicher Wandel ein: Andreas Mailänder holt den Abschluss der 10. Klasse nach und beginnt seine künstlerischen Fähigkeiten zu nutzen. Er absolviert die Musikschule, spielt in einer Band und arbeitet ab Mitte der siebziger Jahre als „*Notenschreiber*“¹⁵ (3/25). Durch diese freiberufliche Tätigkeit gewinnt er vor allem persönliche Unabhängigkeit und Freiheit. In einem nächsten Schritt dieses Wandlungsprozesses baut er seine zeichnerischen Fähigkeiten aus und vollzieht ab Mitte der achtziger Jahre einen raschen beruflichen Aufstieg als Grafiker. Mit der Aufnahme in den Verband der Bildenden Künstler (VBK) im Jahre 1989 ist er auch formal als freiberuflicher Grafiker anerkannt. „*Und ja, als ich Mitglied war, habe ich mich scheiden lassen*“ (4/4). Auf die Nennung des ersten Familiendatums reagiert die Interviewerin mit dem Einwurf: „*Das hängt jetzt aber nicht so miteinander zusammen*“ (4/5). Andreas Mailänder erwidert „*Na ja, vielleicht doch*“ (4/6) und argumentiert im Folgenden, dass er zu früh heiratete und erst durch die Mitgliedschaft im Verband an Selbstbewusstsein gewonnen habe und deshalb seine Ehe in Frage stellen konnte. Auf die folgenden beruflichen Schwierigkeiten nach der Wende verweist er nur kurz. Sie sind vor allem finanzieller Arbeit und schränken dadurch die gewonnenen Handlungsspielräume wieder ein.

Die Identität, die Andreas Mailänder in seiner Eingangserzählung rekonstruiert, ist eine berufliche Identität als „*selbständiger oder freischaffender Grafiker*“ (4/34). In dieser Konstruktion verknüpft er seine künstlerischen Fähigkeiten mit seinem Bedürfnis nach Freiheit und Unabhängigkeit. Hinsichtlich der formalen Darstellung richtet sich Andreas Mailänder nach dem sozialen und kulturellen Muster des männlichen Lebenslaufs: Die Erzählung verläuft linear entlang des schulischen und beruflichen Lebensverlaufs und wird mit dem Erzählmuster der Entwicklungsgeschichte verknüpft. In Bezug auf die Konstruktion einer beruflichen Identität unterscheidet sich Andreas Mailänder also nicht von den anderen Interviewten. Ungewöhnlich ist, dass er die berufliche Etablierung als Voraussetzung für die Scheidung postuliert und auf Nachfragen in Bezug auf Konflikte mit den Eltern und in der Ehe in dem folgenden fast dreistündigen Interview offen antwortet. Dabei greift Andreas Mailänder die ihm durch die psychoanalytische Therapie nahe gelegten Erklärungsmuster auf sowie Argumentationen aus dem Männlichkeitsdiskurs. Im Folgenden werde ich analysieren, wie er seine zunächst gescheiterte berufliche Entwicklung und Beziehungen rekonstruiert und bedeutet.

In der psychoanalytisch orientierten Entwicklungstheorie konstituiert sich das Selbst des Erwachsenen einschließlich seiner Probleme aus den Erfahrungen und Erlebnissen in der Kindheit, in der die Mutter die zentrale Rolle spielt.¹⁶ Mit Rekurs auf dieses Muster sieht Andreas Mailänder den fehlenden „*inneren emotionalen Kontakt*“ (41/21) zu den Eltern und das mangelnde Engagement, insbeson-

dere der Mutter, seine vorhandenen Fähigkeiten zu fördern als Ursache dafür, dass er als Kind kein „*selbstbewusstes Gefühl*“ (16/36) entwickeln kann. Schuld am mangelnden Engagement der Mutter sind für ihn deren Vollerwerbstätigkeit (s.o.) und die „*klassische bürgerliche Aufteilung*“ (9/9) in der Familie: „*Mein Vater hat gearbeitet, wenn er zu Hause war, hat er weiter gearbeitet und meine Mutter hat den Haushalt geschmissen und die hat den komplett alleine geschmissen*“ (8/40-9/3). Verstärkt werden seine Entwicklungsdefizite seiner Ansicht nach durch ein Schulsystem, welches auf Disziplinierung und nicht auf Förderung der Kinder setzt. In diesen beiden Phänomenen sieht er seine Schulschwierigkeiten, den frühen Abbruch der Schule und die unstete Berufslaufbahn begründet.

Aus dem fehlenden „*emotionalen Kontakt*“ im Elternhaus folgen auch seine Schwierigkeiten als erwachsener Mann „*sich emotional auszudrücken*“ (40/25). In Bezug auf Sexualität vermittelt ihm seine Mutter ein „*Gefühl*“, dass „*meine Lust oder mein Bedürfnis nach Sex oder so, wäre ein Überfall für die Frauen.*“ (53/15-16), was dazu führt, dass er lange Zeit eine „*ziemliche Scheu in sexuellen Dingen mit Frauen [hatte]*“ (53/12-13). Insgesamt beschreibt Andreas Mailänder seine Erziehung als ausgesprochen defizitär: Er hat kein Selbstbewusstsein, kann nicht über Gefühle sprechen und seine sexuellen Bedürfnisse nicht äußern. Die Ursachen für diese Erziehung sieht er auch in gesellschaftlichen Erziehungsnormen: „*Der Mann wird nicht dazu erzogen, zu seinen Gefühlen zu stehen*“ (40/18-19), die von der Mutter realisiert werden.

Er argumentiert, dass er auf Grund seines mangelnden Selbstbewusstseins und der Sehnsucht nach Anerkennung von den Eltern mit 25 Jahren heiratet. Diese Heirat ist „*der Versuch mich zu rehabilitieren vor meinen Eltern*“ (11/9), „*dann bin ich sauber, dann habe ich ein ordentliches Leben, wo mich jeder achtet und respektiert. Ja, ich denke mal, das ist das, was mich getrieben hat, über mich selber habe ich mir eigentlich gar keine Gedanken gemacht*“ (13/15-17). Der frühzeitige Schulabbruch, die Lehre als Maurer und die Existenz als Notenschreiber, insgesamt eine berufliche Laufbahn, die nicht den Wünschen der Eltern entspricht und sozial kaum anerkannt ist, kann, so seine Argumentation, durch die Gründung einer Familie und damit Übernahme der Position des Ehemannes und Vaters kompensiert werden. Andreas Mailänder verweist darauf, dass es ihm mit der Heirat vor allem um soziale Anerkennung gegangen ist und dass er über seine eigenen Bedürfnisse nicht nachgedacht habe. Diese Evaluation ist für seine weitere Argumentation zentral.

Zwar gewinnt er durch die Heirat die Anerkennung der Eltern, sie hat für ihn aber einen hohen Preis. Aus der Retrospektive deutet er eine Schilddrüsenüberfunktion, die unmittelbar nach der Scheidung verschwindet, als psychosomatische Reaktion. In der Ehe vertritt er den Anspruch einer partnerschaftlichen

Beziehung und grenzt sich ausdrücklich von der hierarchischen Beziehung der Eltern, aber auch von seiner Umwelt ab. Er versteht sich als ein Vorreiter für die Gleichberechtigung, denn in der DDR herrscht, so seine Argumentation, in der Familie trotz der proklamierten Gleichberechtigung eine hierarchische Arbeitsteilung zu Ungunsten der Frauen. Entsprechend seines Anspruchs übernimmt er einen großen Teil der Hausarbeit und hat sich vor allem an der Betreuung seines 1987 geborenen Sohnes beteiligt. Jedoch gefährdet sein Engagement die soziale Anerkennung, die er durch die Ehe gewonnen hat. So reagiert seine Mutter auf seine Aktivitäten „*vollgekackte Windeln [zu] waschen, abends den Brei zu machen [...] regelrecht erschrocken*“ (10/31-34). Auch das soziale Umfeld begegnet dem engagierten Vater eher befremdet: „*In der DDR sind die Männer auch nicht einkaufen gegangen, die sind auch nicht mit dem Kinderwagen rumgerannt, das haben die Frauen gemacht. Wenn ich zum Fleischer gekommen bin, ich bin ja auch so behandelt worden als wüsste ich nicht, wie Fleisch aussieht*“ (50/24-26).

Die Probleme seiner Ehe sieht Andreas Mailänder auch darin begründet, dass seine Frau und er sich vor der Eheschließung kaum gekannt haben und erst im Zusammenleben deutlich wird, dass sich ihre Lebenseinstellungen deutlich unterscheiden. Jedoch richtet er sich zunächst nach den Wünschen seiner Partnerin und versäumt seine eigenen Bedürfnisse zu artikulieren. Gerade diese Orientierung an der Partnerin deutet er nach seiner Therapie und der Beschäftigung mit dem Männlichkeitsdiskurs als eine starke Verunsicherung von Identität und Männlichkeit. Denn, so Andreas Mailänder, dadurch verliert man sein Selbst aus den Augen, zugleich wird die Differenz zwischen Mann und Frau brüchig. Andreas Mailänder nimmt nun aber nicht Abstand von dem Ideal einer partnerschaftlichen Ehe, sondern plädiert für „*eine neue Definition*“ (49/25) für Männer, die klar zwischen Männern und Frauen unterscheidet: „*Eben richtig sauber: Ich bin ein Mann, da ist eine Frau*“ (48/11). In dieser Argumentation nimmt Andreas Mailänder Bezug auf den so genannten Differenzdiskurs.¹⁷ „*Gleichrangig, aber als Mann*“ (50/4), lautet sein Plädoyer. Mann zu sein bedeutet für ihn, sich an den eigenen Bedürfnissen zu orientieren, zu lernen, die eigenen Gefühle zuzulassen und sie ausdrücken zu können sowie sich als Mann wahrzunehmen. Was dies konkret heißt, bleibt offen, wichtig ist die eindeutige Verortung als Mann.

In Bezug auf seine Vaterschaft konstruiert sich Andreas Mailänder als „*Freund*“ und „*Ratgeber*“ (12/28) des mittlerweile zwölf Jahre alten Sohnes. Er argumentiert, dass er auf Grund der Scheidung bei der der Sohn der Mutter zugesprochen wird, nicht mehr dabei sein kann, „*wenn er krank ist, wenn er Probleme hat, die alltäglichen Kleinigkeiten, die ja eigentlich die Bindung ausmachen, also eine richtig intensive*“ (12/19-23). Deshalb versteht er sich als Freund und Ratgeber des Sohnes, der seit der Scheidung alle 14 Tage das Wochenende bei ihm verbringt. Im

Mittelpunkt des Verhältnisses zum Sohn stehen für ihn, neben der emotionalen Bindung die Fähigkeiten des Sohnes zu stärken und ihm Selbstsicherheit zu vermitteln. Es geht also um eine nicht-defizitäre männliche Erziehung.

Hinsichtlich der geschiedenen Frau und der langjährigen Freundin greift Andreas Mailänder ebenfalls auf psychologische Erklärungsmuster zurück. Ausführlich erläutert er die Lebensgeschichten der Partnerinnen und stellt dar, warum die Beziehungen gescheitert sind. Das Misslingen folgt jeweils aus nicht zu vereinbarenden Vorstellungen über das Zusammenleben und den Lebenssinn. Die Einstellungen der Partnerinnen wiederum sind für ihn die Folge von elterlicher Erziehung und spezifischen Kindheitserlebnissen. Zugleich sieht er das Misslingen der Partnerschaften in seiner Unfähigkeit begründet, auf Grund seines mangelnden Selbstbewusstseins nicht seine Interessen gegenüber den Partnerinnen vertreten zu können und damit verbunden, sich nicht trennen zu können.

Insgesamt resultiert die breite Thematisierung von Beziehungen und Familie im Interview einerseits daraus, dass Andreas Mailänder durch die zweijährige Therapie in der Lage ist, über intime Beziehungen zu erzählen. Andererseits kann er mit Rückgriff auf den Männlichkeitsdiskurs, sich in seiner Erzählung als Mann rekonstruieren: Er stellt sich als Vorreiter einer neuen Männlichkeit dar und kann vor diesem Hintergrund auch über Ängste und Verunsicherungen sprechen. Zugleich zeigt auch dieses Interview, dass die Rekonstruktion einer geschlechtsgebundenen Identität vorrangig über die Berufsarbeit erfolgt. Nur im Bereich der Berufsarbeit sind für ihn persönliche Entwicklung, soziale Anerkennung und ein stabiles Selbstbewusstsein zu gewinnen. Der Versuch, die fehlende elterliche Bestätigung und die mangelnde Selbstüberzeugung durch eine Heirat und damit durch die Position des Ehemannes und Vaters zu kompensieren, erweist sich für ihn als Fehlschlag. Eine gleichberechtigte Partnerschaft und eine kameradschaftliche Vaterschaft können nur vor dem Hintergrund einer beständigen beruflichen Identität gelingen. Im familiären Bereich ist eine evidente Differenz gegenüber der Frau und eine klare Definition als Mann notwendig, damit die Position als Partner und Elternteil nicht zu einer Verunsicherung von Identität und Männlichkeit führt.

Zusammenfassung und Diskussion

Geschlecht wird in den Erzählungen vor allem darüber rekonstruiert, dass sich die befragten Männer in Erzählfragmenten als (Ehe-)Partner und damit heterosexuelle Männer positionieren. In Bezug auf die Partnerinnen sehen sie deren Berufstätigkeit als eine „normale“ Gegebenheit, die nicht in Frage gestellt wird. Darüber hinaus wird der Anspruch auf eine gleichberechtigte Teilung der Familienarbeit

formuliert. Beide Aspekte lassen sich als „Selbstverständlichkeiten“ (Dietzsch & Dölling 1996, 11) verstehen. Darunter sind Wertemuster und Handlungsorientierungen zu verstehen, die individuelles Resultat des Aufwachsens unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen sind. Es handelt sich dabei nicht nur um Vorstellungen über ideale Lebensbedingungen, diese Handlungsorientierungen regeln auch die Alltagspraxis (ebd., 11). Die Selbstverständlichkeit einer gleichberechtigten Partnerschaft resultiert demnach aus dem Aufwachsen in der DDR, die sozialen und kulturellen Bedingungen habe ich im dritten Kapitel dargestellt. Festzustellen ist, dass die befragten Männer trotz der gesellschaftlichen Transformationen an diesen Wertemustern und Handlungsorientierungen festhalten. Auch die Männer, die sich im Alltag kaum an der Familienarbeit beteiligen, formulieren dies nicht als einen Anspruch, im Gegenteil, sie legitimieren ihre Nicht-Beteiligung und verweisen damit darauf, dass auch für sie eine gleichberechtigte Verteilung eigentlich selbstverständlich ist. Nur zwei Männer verstehen sich als Familienoberhaupt (Michael Berger) bzw. als Familienoberhaupt und -ernährer (Andreas Marx).

In Bezug auf den Beziehungsalltag, die emotionale Seite der Partnerschaft sowie mögliche Konflikte und Probleme findet eine Dethematisierung statt. Vergleicht man das Interview mit Andreas Mailänder mit den anderen Interviews, so lassen sich mehrere Gründe dafür finden: So wird erstens über intime Beziehungen möglicherweise deshalb so wenig gesprochen, weil die befragten Männer es nicht gelernt haben, über diesen Lebensaspekt zu reden.¹⁸ Im Fall von Andreas Mailänder schafft die Therapie einen Rahmen zu lernen, über Gefühle zu sprechen, gleichzeitig bietet sie auch Erzähl- und Identitätsmuster an, die er im Interview performativ einsetzt und mit dem Männlichkeitsdiskurs verknüpft. Der Männlichkeitsdiskurs stellt Deutungs- und Erzählmuster zur Verfügung, über Probleme von Männern allgemein und von sich selbst im Besonderen sprechen zu können und diese als Ausdruck einer „neuen Männlichkeit“ in die Identitätskonstruktion positiv zu integrieren.

Das Interview mit Andreas Mailänder macht zweitens deutlich, dass eine gleichberechtigte Partnerschaft verbunden mit einem hohen Engagement in der Hausarbeit und Kinderbetreuung zu einer Verunsicherung von Identität und Männlichkeit führen kann, weil dadurch die Grenzen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit verschwimmen.¹⁹ Darüber hinaus werden auch die emotionale Abhängigkeit und die Gebundenheit an die Partnerin deutlich, die nicht dem gesellschaftlichen Ideal einer unabhängigen Männlichkeit entsprechen. Möglicherweise erzählen die anderen befragten Männer deshalb nicht über diesen Bereich. So entgehen sie der Gefahr über Verunsicherungen, Ängste und Abhängigkeiten sprechen zu müssen, die nicht dem Ideal eines unabhängigen Ich entsprechen.²⁰ Insbesondere ist mir das bei einigen Interviews mit alleinlebenden Männern auf-

gefallen. Zwar wird auf die gescheiterte Partnerschaft verwiesen und auf diese Art und Weise heterosexuelle Männlichkeit rekonstruiert, jedoch wird vermieden, mehr darüber zu erzählen.

Drittens könnte der Rahmen des Interviews eine weitere Ursache für die Dethematisierung sein. Es ist, wie im Fall Andreas Mailänder geschehen, eher ungewöhnlich, einer fast fremden Person gegenüber intime Details aus dem Leben zu erzählen. Im Fall von Andreas Mailänder mag das gemeinsame Interesse am Männlichkeitsdiskurs ein Motiv gewesen sein. Obwohl einige Fälle, wie bspw. das Interview mit Bernd Schneider, darauf verweisen, dass die persönliche Bekanntschaft zwischen Interviewenden und Interviewten dazu beigetragen haben kann, dass ausführlicher als in anderen Fällen über die Probleme in der Kindheit und in der Beziehung gesprochen worden ist, zeigt der Fallvergleich, dass dieser Zusammenhang nicht zwingend ist. Vielmehr deuten die Interviews, in denen eine Bekanntschaft zwischen den Interviewpartnern bestand und trotzdem nur über die schulische und berufliche Entwicklung gesprochen wird, darauf hin, dass die Interviewpartner das Interview als eine halböffentliche Situation gedeutet haben, in der private und intime Dinge nichts zu suchen haben. Darüber hinaus gilt der Familienbereich in der westlichen Demokratie weit stärker als in der DDR als weiblicher Bereich (Dölling 2000a; Stolt 2000), Beruf und Familie sind anders als in der DDR zwei klar voneinander getrennte Sphären. Viertes kann demnach die weibliche Konnotation des Familienbereichs zur Dethematisierung beigetragen haben.

8.3 Die Bedeutung der eigenen Vaterschaft

Von den befragten 24 Männern sind zum Interviewzeitpunkt 19 Väter, vier davon leben nach einer Scheidung bzw. Trennung nicht mit ihren Kindern zusammen. Wie bereits zu Beginn des Kapitels festgestellt, spricht der größte Teil der befragten Männer kaum über die eigene Vaterschaft. Im Folgenden wird gefragt: Wie kommt es, dass ein Teil der befragten Männer „vergisst“, über die eigenen Kinder zu sprechen? Und, worüber erzählen die befragten Väter, wenn sie auf ihre Kinder von den Interviewenden angesprochen werden? Welche Bedeutung hat die Vaterschaft für die Konstruktion von Identität und Geschlecht? Im einem ersten Schritt wende ich mich den Interviews zu, in denen nicht oder nur wenig über die Vaterschaft gesprochen wird, in einem zweiten Schritt untersuche ich zwei Interviews, in denen die Vaterschaft ausführlich thematisiert wird.

Das Vergessen der eigenen Vaterschaft in der Lebensgeschichte

Fünf der befragten Väter nehmen in ihren Eingangserzählungen keinerlei Bezug auf ihre Vaterschaft. Knapp drei Viertel der befragten Männer stellen sich in der Eingangserzählung nur insofern als Väter dar als das sie an der entsprechenden Stelle des Lebensverlaufs oder zu einem späteren Zeitpunkt auf die Geburt ihrer Kinder verweisen. Formal erfolgt dies meist in einer Hintergrundkonstruktion. Wie ist dieses Phänomen zu deuten? Zeichnet sich die Konstruktion von Männlichkeit in den Erzählungen gerade durch das nur kurze Erwähnen der Vaterschaft aus? Kann man vom erzählten Leben auf die Bedeutung der Vaterschaft im gelebten Leben zurück schließen?

Dieter Schulz gehört zu den Vätern, die ihre Kinder in der Eingangserzählung überhaupt nicht erwähnen. Erst auf Nachfrage erzählt er über seine Kinder. Er beschreibt detailliert die jeweilige schulische und berufliche Entwicklung seiner drei Kinder und stellt dar, wie beide Eltern die Kinder unterstützen bspw. hinsichtlich der Berufswahl und Bewerbungen. Dabei geht er ähnlich wie in seiner eigenen Identitätskonstruktion davon aus, dass die Biographie der Kinder durch die Eltern geprägt wird. So stellt er bspw. in Bezug auf die Klassensprechertätigkeit seines Sohnes Christian fest: *„Irgendwie so färbt das doch ab, dieses Offene und Probleme benennen“* (36/18-19). Er vertritt eine Auffassung von Erziehung, die *„nicht durch Disziplinierung“* (38/13) erreicht wird, sondern *„Erziehung muss den Menschen innerlich berühren, man muss vom Herzen zum Kopf durchdringen, dann prägt sich das auch ein“* (39/16-17). Dabei geht es ihm vor allem darum, dass man sich für die Belange der anderen interessiert, sich um sie kümmert und sich für eine gemeinsame Sache engagiert. Insgesamt stellt sich Dieter Schulz als Erzieher der Kinder dar, der ihnen bestimmte soziale Werte vermittelt und sie in ihrer schulischen und beruflichen Entwicklung unterstützt, anders ausgedrückt, die Verantwortung für die Entwicklung der Kinder übernimmt.

Wolfgang Bühring, der in seiner Eingangserzählung feststellt, dass er vergessen hat, über seine Familie zu sprechen (s.o.), erinnert sich selbst im Laufe der Erzählung immer wieder an dieses Phänomen: *„Ich [habe] ein ganz normales Eheleben. Was ist da groß zu erzählen? Familie – also ganz normal eigentlich“* (6/3-4). Zu einem späteren Zeitpunkt in seiner Erzählung heißt es: *„Und habe da auch meinen Elektromeister gemacht. Habe den auch bestanden. (Pause) War immer noch verheiratet. Darf man nicht vergessen. Wenn das einer hört, der erzählt da bloß von seiner Arbeit und denkt gar nicht an seine Familie“* (7/23-25). Diese Markierungen verweisen auf die hohe Bedeutsamkeit der Familie. Dass es über die Familie so wenig zu erzählen gibt, hat für ihn folgenden Grund: *„Was sich immer verändert hat, war eigentlich die Arbeit und die ganzen Aufgaben während der*

Arbeit, aber in der Familie ging es eigentlich immer schön so weiter wie bisher“ (8/2-5). Aus Bührings Perspektive findet Bewegung und Veränderung sowie eine persönliche Entwicklung, dies wird auch an anderen Stellen der Lebensgeschichte deutlich, nur im Bereich der Berufsarbeit statt, der Familienbereich bleibt über die Jahre konstant.

Nun kann man sich leicht vorstellen, dass in einer Familie mit drei Kindern eine Menge passiert und es liegt die Vermutung nahe, dass sich Wolfgang Bühring nur auf seine Berufsarbeit konzentriert und deshalb nichts über seine Familie zu erzählen weiß. Aber diese Annahme erweist sich als falsch: Während des Interviews wird Bühring dreimal von seinen Kindern angerufen und klärt mit ihnen private Angelegenheiten. Im Nachfrageteil erzählt er der Interviewerin, von der er weiß, dass sie seinen Sohn kennt, denn über diesen Kontakt kam das Interview zustande, über den Freundeskreis seines Sohnes Daniel: *„Da kenne ich auch eine ganze Menge Jungs. Mit denen trinke ich öfter mal ein Bier, die sind ganz in Ordnung. Die kommen ja auch fast alle zum Fußball“* (12/3-4). Es kann also keine Rede davon sein, dass sich Wolfgang Bühring nicht um die Belange seiner Kinder kümmert. Anhand dieses Interviews kann die Annahme formuliert werden, dass Männer deshalb so wenig über Vaterschaft und Familie erzählen, weil sie mit diesem Bereich keine persönliche Entwicklung verknüpfen. Aktivität, Herausforderung, Bewegung, Weiterbildung und individuelle Entfaltung werden ausschließlich mit dem Erwerbsbereich verknüpft. Dem entspricht, dass ein großer Teil der Haus- und Familienarbeit eintönig ist und permanent wiederholt werden muss.

Auch in anderen Fällen zeigt die Auswertung der Interviewsituation, dass Männer, die nicht über ihre Vaterschaft sprechen, im Alltag in die Kinderbetreuung integriert sind. Zunächst einmal kann aus den Interviews geschlossen werden, dass die befragten Männer zwischen ihrer Ausbildungs- und Berufsgeschichte, die den größten Teil ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung einnimmt, und ihrer Familiengeschichte trennen. Die Vaterschaft scheint für die lebensgeschichtliche Konstruktion einer geschlechtsgebundenen Identität keine wichtige Rolle zu spielen.

Wenn die Männer auf ihre Vaterschaft angesprochen werden, erzählen sie ganz ähnlich wie Dieter Schulz vor allem über ihr Engagement für die schulische und berufliche Entwicklung der Kinder. Peter Maffax bspw. erwähnt seine Tochter, die bei der Mutter lebt, in seiner Eingangserzählung nur sehr kurz in Bezug auf seine eigene Berufswahl und sein Studium. Auf die explizite Nachfrage nach der Tochter antwortet er: *„Die ist jetzt auf dem Gymnasium. Und lebt bei der Mutter, und wir haben herzlichen und offenen Kontakt. Und die will Schauspielerin werden“* (35/1038-1039). Aus der danach folgenden Passage wird deutlich, dass Peter Maffax an der beruflichen Entwicklung seiner Tochter teil hat und sie in dieser Hinsicht berät.

Befragt nach der familialen Arbeitsteilung erzählt er:

„Meine Frau hat im Schichtsystem gearbeitet, Kinderheim, und ich war Student, als meine Tochter geboren wurde und da hat sich das einfach so ergeben, dass ich sehr, sehr viel – kommt auch auf die Einstellung an, ich habe mir das Kind ja auch sehr gewünscht –, dass ich sehr viel an der Erziehung beteiligt war. Ich hatte aber auch Zeit dafür. Alles, rum gefahren mit ihr, und meine Frau war eben immer irgendwie am Wochenende weg. Da hatte die immer Dienst, Sonnabend, Sonntag. Da habe ich eben für meine Tochter Essen gemacht“ (35/1071-1079).

Peter Maffax hat demnach in den ersten Lebensjahren seiner Tochter einen hohen Anteil der Fürsorge- und Pflegearbeiten übernommen. Diese Arbeiten subsumiert er unter dem Begriff „Erziehung“. Auffällig ist, dass er sehr distanziert über seine Tochter spricht: „die“. Diese Darstellung steht in einem eigenartigen Widerspruch zur Betonung, dass er sich ein Kind gewünscht hat und dass er ein sehr herzliches Verhältnis zur Tochter hat.

Ähnlich wie bei Peter Maffax verhält es sich in weiteren Fällen: Erst auf Nachfrage wird deutlich, dass die Männer umfangreiche Fürsorge- und Pflegearbeiten für ihre Kinder übernommen haben. Im Gegensatz zu Andreas Mailänder thematisieren sie die Reaktionen des sozialen Umfeldes nicht. Auf Nachfragen betont bspw. Dirk Michelsen, der einen Teil des „Babyjahres“ übernommen hat, damit seine Frau ihr Studium abschließen konnte, dass er mit den Reaktionen keine Probleme hatte. Ich will an dieser Stelle nicht behaupten, dass die befragten Männer ihr Engagement ähnlich wie Andreas Mailänder als Verunsicherung erfahren haben. Andere Untersuchungen zu diesem Thema (Notz 1991) legen aber die Annahme nahe, dass junge Väter bestimmte Aspekte der Betreuungsarbeit als irritierend erfahren. Möglicherweise erzählen die entsprechenden Interviewpartner aus diesem Grund nur so kurz und knapp über ihr Engagement in der Kinderbetreuung.

Ihre vorrangige Aufgabe sehen die befragten Männer in der Erziehung der Kinder sowie ihrer schulischen und beruflichen Entwicklung. Für diesen Bereich fühlen sich die Männer als Väter verantwortlich. Aus der Abwesenheit von Vaterschaft in den Erzählungen kann also nicht auf die Abwesenheit der Väter im alltäglichen Familienleben geschlossen werden.²¹

Erzählte Vaterschaft

Die Frage, warum die befragten Männer dennoch so wenig über ihre Vaterschaft erzählen, ist bisher noch nicht hinreichend beantwortet worden. Ich werde ihr in einem nächsten Schritt anhand zweier Fälle nachgehen, in denen im Interview ausführlich über die eigene Vaterschaft erzählt wird. Hein Holm beginnt erst auf Nachfrage der Interviewerin, über diesen Lebensbereich zu erzählen. Im Folgenden gehe ich zunächst auf die Dynamik des Interviews ein, denn im letzten Drit-

tel des Interviews entwirft Hein Holm eine Identität, die seiner Konstruktion in den ersten beiden Dritteln teilweise konträr gegenübersteht. Um die Erzählung seiner Lebensgeschichte gebeten, beginnt Hein Holm zunächst mit einem Kindheitserlebnis, dass der Auslöser für sein Stottern ist. Diese Geschichte kann als Hinweis an die Interviewerin gelesen werden, dass möglicherweise im Interview sprachliche Probleme auftreten können. Anschließend berichtet er über seine schulische und berufliche Laufbahn. Dabei stellt er sich als jemand dar, der zielbewusst seinen Weg zu gehen weiß. Eine Allergie macht es notwendig, dass er sich beruflich neu orientieren und seine „Lebenslinie“ (1/26) anders bestimmen muss. Nach der Lehre zum Heizungsinstallateur holt er deshalb das Abitur in einem einjährigen Studium an der Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF)²² nach und absolviert anschließend ein Studium zum Ingenieur für Gebäudetechnik.

Die Berufslaufbahn bildet von seinem Standpunkt aus die „Lebenslinie“. Dem entspricht, dass er nach diesem kurzen Bericht auf die Bitte der Interviewerin, etwas genauer zu erzählen, sich erneut seiner schulischen und beruflichen Entwicklung zuwendet. Dabei verweist er mehrmals, wie bereits im ersten Teil dargestellt, auf die fehlende Unterstützung der Eltern. Insgesamt stellt sich Hein Holm als jemand dar, dem sein Beruf sehr wichtig ist und dem Arbeit Spaß macht. Er rekonstruiert eine berufliche Identität, die ihre Kohärenz aus dem schon in der Jugend entstandenem Interesse an der Baubranche und der entsprechenden Technik im Heizungs- und Sanitärbereich gewinnt.

Mit der Nachfrage nach einem normalen Arbeitsalltag wendet sich das Interview. Hein Holm erzählt nun eingehend über seine aktuelle Familiensituation. Sie ist davon gekennzeichnet, dass der acht Monate alte Sohn seit zwei Monaten in die Krippe geht und der Anspruch des Paares „gemeinsame Eltern [zu] sein“ (35/1) erhebliche Auswirkungen auf Holms Arbeitsalltag und die Freizeitgestaltung des Paares hat. Die Betreuung des Sohnes wird durch ein wöchentlich wechselndes „Früh- und Spätschichtsystem“ organisiert: Wer „Frühschicht“ (25/17) hat, beginnt seine Arbeitszeit zeitiger, um den Sohn pünktlich aus der Krippe abzuholen, bei „Spätschicht“ (25/19) beginnt die Arbeitszeit entsprechend später, um ihn morgens in die Krippe zu bringen.

Hein Holm sieht sich zum Zeitpunkt des Interviews damit konfrontiert, dass sein Anspruch, „dass der Sohn wirklich aufwächst mit zwei Eltern und nicht nur mit einer Vertrauensperson und der Vater zum Beispiel ackert nur“ (26/7-9), Vereinbarkeitsprobleme zwischen Beruf und Familie mit sich bringt. Was er bspw. unterschätzt hat, „ein Kind wird ja krank“ (35/11). Das ausgeklügelte Schichtsystem löst ein solches Problem der Betreuung nicht. So erlebt er seine Vaterschaft vor allem als Beschränkung des arbeitszeitlichen Engagements: „Dann ist meistens schon wieder so durchrechnen, wann muss ich wieder los, weil abends

will ich eigentlich meinen kleinen Sohn sehen“ (26/6-8) und als Einschränkung der sehr breiten Freizeitinteressen, die er umfassend darstellt.

Unter diesen Umständen verkehrt sich die Bewertung der Berufsarbeit als Bereich der Selbstverwirklichung und des Spaßes stellenweise in das Gegenteil: Sie erscheint nun als notwendiger „*Broterwerb*“ (26/19) und als „*Tretmühle*“ (27/9). Die Familie hingegen „*bedeutet für mich mein Leben, also dafür arbeite ich und lebe ich*“ (36/7-8). Befragt nach seinen Zukunftsplänen wird klarer, was er meint, wenn er seine Familie als „*jetzt zur Zeit Sinn meines Lebens*“ (36/10) bezeichnet: Nachdem beide Partner sich beruflich etabliert haben, befinden sie sich nun nach zehnjähriger Partnerschaft im Prozess der Familiengründung. Ein Grundstück ist bereits gekauft, der Hausbau in Planung und ein zweites Kind erwünscht. Hein Holm konzentriert sich in der gegenwärtigen Lebensphase auf die Familie.

Befragt danach, wie er sich in zehn Jahren sieht, antwortet er: „*ein guter Vater*“ (39/30). Was versteht Hein Holm nun genau darunter? Ein guter Vater ist aus seinem Blickwinkel einer, der für das Kind da ist, an seinem Wachstumsprozess Anteil hat, es beschützt (vgl. 34/4), sich für die moralische und politische Erziehung verantwortlich sieht (vgl. 40/14 f). Hein Holm hat also konkrete Vorstellungen von Vaterschaft. Warum aber erzählt er im ersten Teil des Interviews so gar nichts über diesen Lebensbereich?

Zum einen ist Hein Holm zu Beginn des Interviews sehr unsicher, was aus seinem Sprachfehler resultieren kann, den er gleich zu Beginn seiner Erzählung erwähnt. Mehrere Male fragt er nach, ob das, was er erzählt, genügt. Er versucht also, in hohem Maße den Erwartungen der Interviewerin zu entsprechen. Da er im ersten Teil nur über Schule, Ausbildung und Erwerbsarbeit spricht, liegt die Annahme nahe, dass er davon ausgeht, dass dies von ihm als Mann erwartet wird. Zum anderen ist Hein Holm erst wenige Monate Vater und in der aktuellen Lebenssituation mit dem Problem der Vereinbarung von Beruf und Familie konfrontiert. Möglicherweise befindet er sich noch in einem Prozess, die Vaterschaft in seine Identitätskonstruktion zu integrieren. Im Interview entwirft er einerseits eine berufliche Identität, andererseits spricht er der Berufsarbeit die hohe Bedeutung in seinem Leben ab und evaluiert, dass die Familie das Wichtigste in seinem Leben ist.

Nimmt man auf das ganze Interview Bezug, so steht die Konstruktion des „Baumannes“ unvermittelt neben der des „guten Vaters“. Zum Zeitpunkt des Interviews gelingt es Hein Holm nicht, beide Aspekte in einer kohärenten Identität zu vereinen. Eventuell liegt dies auch daran, dass er durch die hohe Beteiligung an der Betreuung des Sohnes typisch weiblichen Vereinbarkeitsproblemen gegenübersteht und diese nicht in sein Selbstbild integrieren kann. Ein anwesender Vater zu sein, bedeutet von seinem Standpunkt, für das Kind eine Vertrauensperson zu sein und sich um die Erziehung zu kümmern, es zu beschützen. Im

Alltag ist er nun damit konfrontiert, dass für das „Alltägliche“ der Kinderbetreuung ein immens hoher Zeitaufwand notwendig ist und persönliche Freizeitinteressen nicht mehr zu verwirklichen sind.

Im Gegensatz zu Hein Holm gelingt es Michael Berger, Beruf und Familie in einer kohärenten Identitätskonstruktion zu vereinen: Im sechsten Kapitel habe ich dargestellt, dass Michael Berger sich im Interview als engagierter Lehrer darstellt, der heute Autos verkauft. Seine berufliche Identität ist trotz des Berufswechsels immer noch mit dem Lehrerberuf verknüpft. Zugleich beschreibt er sich als verantwortungsvollen Vater zweier Töchter. Im Folgenden gehe ich der Frage nach, wie Michael Berger die Vereinbarung der beiden Bereiche in der Erzählung gelingt, welche Aspekte jeweils thematisiert und wie sie formal vermittelt werden.

Die dreiviertelstündige Eingangserzählung gliedert sich in sieben Suprasegmente: „Kindheit, Schule und Berufswahl“, „Studium“, „Lehrer-Sein“, „Susus Werdegang“, „Wende und berufliche Neuorientierung“, „Autoverkäufer“ und „Aktuelle Lebenssituation“. Bereits die Aufzählung der Suprasegmente macht deutlich, dass Michael Berger seine Lebensgeschichte entlang seiner Ausbildungs- und Berufsgeschichte erzählt. Die wichtigsten Ereignisse dieses Werdeganges werden zu einer Erzählkette verknüpft, die eine Erzähllinie konstituiert. Die Suprasegmente sind formal in einer bestimmten Art und Weise aufgebaut: Michael Berger erzählt, wie er schwierige Umstände erfolgreich bewältigt. Diese erfolgreiche Bewältigung wird dramatisch dargestellt, indem der negative Ausgangszustand sehr plastisch geschildert und durch die erfolgreiche Überwindung in der Bedeutung noch gesteigert wird. Jedes Suprasegment stellt in sich eine progressive Ich-Erzählung dar.

In den ersten drei Suprasegmenten seiner lebensgeschichtlichen Erzählung thematisiert er die Ereignisse, die dem „normalen“ Werdegang eines Mannes dieser Geburtsjahrgänge entsprechen: Im Mittelpunkt stehen die Berufswahl, das sich anschließende Studium und die ersten Berufserfahrungen als Lehrer für Staatsbürgerkunde und Geschichte. Die familiären Ereignisse werden in Form von Hintergrundkonstruktionen in die Erzähllinie der Ausbildungs- und Berufsgeschichte eingebaut: Michael Berger lernt seine spätere Ehefrau bereits in der Schule kennen, mit Anfang zwanzig heirateten beide, in seinem letzten Studienjahr wird die erste Tochter geboren.

Im vierten Suprasegment erzählt er über den Werdegang seiner 1984 geborenen zweiten Tochter, die im ersten Lebensjahr auf Grund einer Behandlung mit Antibiotika eine schwere Gehirnschädigung erleidet. Was in diesem Fall kollidiert sind die Vorstellungen von der „normalen“ Entwicklung eines Kindes und die Behinderung der Tochter, für die auch ein sehr viel höherer Aufwand an Betreuung und Fürsorge notwendig ist, der wiederum eine Einschränkung des beruflichen Engagements von Michael Berger erforderlich macht.

Die Berufsgeschichte tritt in diesem Suprasegment sowohl inhaltlich als auch formal in den Hintergrund, im Vordergrund stehen die Ereignisse, die sich auf die Tochter beziehen. Diese werden in einer Erzählkette zu einer progressiven Entwicklungsgeschichte verknüpft. Ausgangspunkt der Erzählkette ist die Information über die Hirnschädigung der Tochter. Dramatisch schildert Michael Berger, wie ihm seine Frau nach einem Arztbesuch die Behinderung der Tochter eröffnet: *„Wurde ich dann aus dem Unterricht raus geholt in Magdeburg. [...] Und da sagte mir meine Frau, dass sie ihr gesagt haben, dass Susi sehr schwer krank ist [...] schwerstgeschädigt. Ja und dann guckte man dann so in Kinderwagen rein so, sieht so sein eigen Fleisch und Blut, wenn man so will und trotzdem war es plötzlich nicht mehr die eigene Tochter“* (6/190-198).

Michael Berger stellt in seiner Erzählung neben der Entwicklung der Tochter auch den Prozess dar, wie er die Entfremdung von seiner Tochter nach der Eröffnung der Krankheit überwindet. Zunächst erzählt er in einem geschlossenen Segment über den Erkenntnisprozess des Ehepaares, in welcher Hinsicht die Tochter geschädigt ist und was dies für ihre Entwicklung bedeutet. Er beschreibt, dass sich das Ehepaar gegen die Prognosen der Ärzte sperrt und sich auf die Förderung der Fähigkeiten der Tochter konzentriert. Michael Berger erzählt, dass er sich von Anfang an für die Entwicklung der Tochter engagiert. Das Segment endet mit der Darstellung des Entscheidungsprozess: *„Ja, wir haben lange mit uns gerungen, wie gehen wir damit um. [...] haben wir uns gesagt, okay, woran es nicht scheitert, ist, dass wir uns vorwerfen, wir haben nicht alles probiert. Ja und dann haben wir das Kind vor uns hingestellt und wer eben zur Seite zuckte, da haben sich dann eben die Wege getrennt“* (7/210-215). Dies belegt er mit einer Geschichte über die eigenen Eltern: *„Das ging soweit, dass ich meinen Vati im Garten besucht habe und nicht rein gegangen bin zu meiner Mutter, weil ich das nicht hören wollte, Spätentwickler und so weiter“* (7/215-217). Da man gerade von den eigenen Eltern noch am ehesten Verständnis für die Situation erwartet, werden durch diese tragische Geschichte die Auswirkungen der Entscheidung für die Tochter auf das soziale Umfeld besonders plastisch dargestellt.

In einem weiteren Segment erzählt Michael Berger nun, wie das Ehepaar um die Tochter kämpft und sich *„ohne Gnade“* (7/222) gegenüber der Tochter und sich selbst für die Entwicklung der kognitiven und motorischen Fähigkeiten einsetzt: Es wird geturnt, entsprechendes Spielzeug gekauft und auf Spielplätze gegangen. An dieser Stelle der Erzählung stellt Michael Berger fest: *„Na jetzt mache ich eine Susi-Geschichte daraus, ich werde es mal ein bisschen kürzer machen“* (7/224-225). Er trennt demnach die Geschichte seiner Tochter von seiner eigenen Lebensgeschichte. Er sieht sie als eigenständige Lebensgeschichte der Tochter, die nur bedingt etwas mit der eigenen Geschichte zu tun hat. Da es im Interview um

seine Lebensgeschichte gehen soll, kündigt er an, die Lebensgeschichte seiner Tochter im Folgenden abzukürzen.

Nach dieser Ankündigung stellt er die Turnübungen dar. Diese Beschreibung einer verdichteten Situation ist zentral für seine Rekonstruktion von Vaterschaft.

„[Sie] liegt auf dem Bauch auf einer Matte [...] ein Knie unterm Bauch, andere Knie unterm Bauch, dass die Fersen praktisch unter dem Hintern liegen, aufrichten, dass sie auf den Fersen sitzt, mit dem Daumen in Hintern rein, dass sie im Kniestand ist und weiter drücken, dann fällt sie hin mit dem Gesicht auf die Matte, heult und das wiederholt sich, damit das liebe Kind auch mal irgendwann lernt, dass die Hände dazu da sind, sich weg zu fangen, zu schützen“ (7/225-233).

Die Beschreibung der Turnübung belegt, dass das Paar „ohne Gnade“ „alles probierte“, um der Tochter neue Fähigkeiten beizubringen und die Entwicklung voranzutreiben. Die martialische Turnübung, so legt die Art der Darstellung nahe, bedarf einer ziemlichen Härte des Ausführenden gegen sich selbst. Es wirkt brutal, ein hilfloses Kind immer wieder auf das Gesicht fallen zu lassen, bis sich irgendwann Erfolge einstellen. Dieser implizite Verweis auf Härte korrespondiert mit anderen Sequenzen im Interview, in denen sich Michael Berger als jemanden beschreibt, der hart im Nehmen ist. Mit der Erzählung über die Turnübung stellt er sich als harter, aber kompetenter und verantwortungsvoller Vater dar.

Nach der Beschreibung der Übung erzählt Michael Berger über weitere Aktivitäten zur Unterstützung von Susis Entwicklung. Er versucht noch einmal, die Geschichte der Tochter abzukürzen, was ihm wiederum nicht gelingt. Das nächste Ereignis in der Erzählkette ist eine 1988 stattfindende Untersuchung, bei der sich herausstellt, *„dass sie de facto gehörlos ist“ (7/237-8/239)*. Daraufhin wird die Tochter zur Förderung ihrer Entwicklung wochentags in einem Internat für hörgeschädigte Kinder untergebracht. Die ärztlichen Voraussagen: *„Man war skeptisch, weil Susi konnte nichts, wusste nichts und [war] konzentrationsschwach“ (8/239-240)* kontrastiert Michael Berger im Folgenden mit dem positiven Werdegang der Tochter, der für ihn vor allem aus der Sturheit der Tochter resultiert.

„Ja, Susi Berger hat von mir die Sturheit geerbt, das war ihr großes Glück“ (8/244-45). Mit dieser Evaluation verortet Michael Berger die Tochter, nachdem sie sich auf Grund seines Engagements positiv entwickelt hat, erneut als leibliche Tochter. Er betont so seinen hohen Anteil an der Entwicklung seiner Tochter: Er hat nicht nur mit ihr geturnt etc., er hat ihr auch eine zentrale Eigenschaft „vererbt“. Mit dem positiven Resümee *„Ist ein feines Mädchen geworden“ (248)* beendet er die Lebensgeschichte der Tochter und stellt abschließend dar, welchen Einfluss die Krankheit der Tochter auf seine Berufsarbeit hat. Sie führt zu zeitlichen Einschränkungen durch die umfangreichen Betreuungsaufgaben, insbesondere hinsichtlich seines Engagements als Übungsleiter für Sportschießen. Aber es verän-

dert sich auch seine Einstellung zu den Schülern und Schülerinnen, die er im ersten Teil der Erzählung, insbesondere gegenüber leistungsschwachen Schülerinnen, als „zynisch“ bezeichnet hat.

In den folgenden Suprasegmenten wendet sich Michael Berger wieder seiner Berufsgeschichte zu. Die Berufsgeschichte ist aber mit dem Engagement für die Tochter stark verwoben, so dass die weitere Geschichte der Tochter erzählt werden muss. Dies geschieht formal in einer rezessiven Erzähllinie. Zentral ist die Abschlussarbeit, die er im Rahmen seiner Umschulung zum Sozialpädagogen schreibt. Sie beinhaltet eine Analyse des Beratungsangebotes für Eltern hörgeschädigter Kinder. In diesem Kontext erzählt er:

„Susi war auch sehr viel infektkrank und habe da öfter gesagt, wo wir noch nicht wussten, wie sie sich entwickelt [...] und noch dazu in so einem Scheißstaat wie jetzt die BRD auf sozialer Stelle ist, hatte ich mir gewünscht, Mädchen schlaf ein [...] Ja und habe dann dort gelesen, ist eigentlich eine völlig normale Reaktion von Eltern dieser Todeswunsch für das Kind.“ (9/281-288).

Erst in dieser Rückblende wird deutlich, welche emotionalen Konflikte Michael Berger in den ersten Jahren der Krankheit zu bewältigen hat. Die Zukunft des Kindes ist – wie die eigene als Staatsbürgerkundelehrer – für ihn durch die politische Wende 1989 ungewiss. Diese Passage verweist darauf, dass er die Geschichte seiner Tochter und seiner verantwortungsvollen Vaterschaft im vierten Suprasegment glatter erzählt, als sie wohl zunächst verlaufen ist. Ob er sich sofort nach der Krankheitsdiagnose als verantwortungsvoller Vater versteht, wie er dies im Interview darstellt, kann anhand der erzählten Lebensgeschichte nicht rekonstruiert werden. Möglicherweise führt der Verlust des Lehrerberufes dazu, dass die Erziehung seiner Töchter für seine Identitätskonstruktion an Bedeutung gewinnt. Festzustellen ist, dass er in seiner Lebensgeschichte sowohl eine berufliche als auch eine Identität als Vater rekonstruiert. Aus der Retrospektive stellt er die erfolgreiche Entwicklung der Tochter und seinen persönlichen Anteil daran in den Mittelpunkt der Erzählung. Der auf Erfolg fokussierende Darstellungsmodus, der für die beruflichen Suprasegmente eingesetzt wird, wird auch bei der Familiengeschichte angewendet und gleichermaßen in den folgenden Suprasegmenten beibehalten. So erzählt er im letzten Suprasegment u.a. die Entwicklungsgeschichte seiner erstgeborenen Tochter Heike. Auch in dieser Geschichte stehen seine Aktivitäten bspw. bei den Bewerbungen für eine Ausbildung sowie der Erfolg seiner Bemühungen im Vordergrund.

Insgesamt rekonstruiert sich Michael Berger im Interview inhaltlich als ein verantwortungsvoller Vater seiner Töchter, der seine Aufgabe in der schulischen und beruflichen Entfaltung seiner beiden Töchter sieht. Für diese Entwicklung engagiert er sich und ist hart gegen sich selbst und seine Töchter. Seine emotio-

nale Beziehung zu den Töchtern scheint nur in der für die jüngere Tochter verwendeten Bezeichnung „*meine Schnalle*“ (8/18) auf. Die Erfolge der Töchter versteht er als sein persönliches Werk. In diesem Zusammenhang betont er mehrmals, dass die Töchter seine Verhaltenseigenschaften „geerbt“ haben und verweist damit auf seine biologische Vaterschaft. In seiner Vaterkonstruktion werden demnach soziale und biologische Vaterschaft verknüpft. Die Erziehungsarbeit von Ines Berger wird in seiner Darstellung nur am Rande erwähnt, ihre alltägliche Fürsorgearbeit verschwindet in der Eingangserzählung völlig. Wie ich bereits im vorangegangenen Abschnitt gezeigt habe, entwirft Michael Berger sich als denjenigen, der die Entscheidungen in der Familie trifft und versteht sich ausdrücklich als Familienoberhaupt.

Zusammenfassung und Diskussion

Anhand der Fallanalyse Bernd Schneider habe ich die Annahme formuliert, dass über die Familie nur dann ausführlicher erzählt wird, wenn die Konstellation in der Familie nicht gesellschaftlichen Normalvorstellungen entspricht. Diese Annahme hat sich im Fallvergleich bestätigt: Es wird immer dann über den Familienbereich bzw. spezifische Aspekte erzählt, wenn es eine Differenz zu gesellschaftlich typischen Konstellationen gibt, die zu Problemen für den befragten Mann führen. Die im vorangegangenen Abschnitt dargestellten Fälle zeigen, dass die eigene Vaterschaft im Interview zu einem Thema wird, wenn die Integration in die Familienarbeit so umfangreich ist, dass sie sich auf die Berufsarbeit auswirkt.²³ Beide Männer müssen ein zeitliches Arrangement zwischen Berufsarbeit und Familie finden, das ähnlich wie bei Frauen unter den gegenwärtigen strukturellen Bedingungen schwierig zu realisieren ist. In den individuellen Lebensläufen von verheirateten Männern mit Kindern ist die Familie somit nicht nur eine Supportinstitution (Krüger 1995), sie fordert auch von den Vätern ein zeitliche und aktive Beteiligung, die sich mit den Anforderungen der Berufsarbeit schlecht arrangieren lassen. Darauf verweisen auch andere Interviews, in denen die Interviewpartner über eine recht umfangreiche Beteiligung an der Betreuung der Kinder berichten.

Zugleich zeigt der Fallvergleich, dass nicht alle Männer, die bspw. eine Scheidung der Eltern oder eine Scheidung bzw. Trennung von einer Partnerin erleben, detailliert darüber erzählen. Insofern kann festgestellt werden, dass eine Divergenz zwischen gesellschaftlichen Normalvorstellungen und der Realität in der Familie die Voraussetzung dafür ist, dass über diesen Bereich erzählt wird. Die Divergenz führt jedoch nicht automatisch zu einer Thematisierung, sie kann auch verschwiegen werden. Was letztendlich zum Erzählen führt, kann anhand der vorliegenden Erzählungen nicht geklärt werden. Auffällig ist jedoch, dass diejeni-

gen Männer, die Probleme und Konflikte thematisierten, die Überwindung und Lösung derselben darstellen, die Bilanz dieser Lebensgeschichten ist letztendlich positiv. Die Kollisionen zwischen Normalvorstellungen und Realität ist bearbeitet und in die Identitätskonstruktion integriert. Möglicherweise ist Verarbeitung und Bedeutung problematischer Aspekte der Biographie eine Voraussetzung, um darüber im Rahmen eines Interviews zu erzählen.

In Bezug auf die eigene Vaterschaft lässt sich zusammenfassen, dass die befragten Männer vorrangig über die Erziehung und Verantwortung für die Entwicklung ihrer Kinder erzählen. Alles in allem beziehen sich die befragten Männer ebenso wie in Zusammenhang mit den eigenen Vätern auf Aspekte des dargestellten patriarchalen Konstruktes von Vaterschaft. Auffällig an den Darstellungen ist, dass kaum über das Alltagsleben sowie die Beziehungen und Gefühle zu den Kindern gesprochen wird. Die emotionale Verbindung zu den Söhnen und Töchtern bleiben merkwürdig im Dunkeln.

Um die Frage zu beantworten, warum dies so ist, werde ich im Folgenden eine begriffliche Differenzierung vornehmen: Das Alltagsleben mit Kindern, die Aufgaben der Kinderbetreuung (Fürsorge, Versorgung, Pflege, Spielen) sowie emotionale Bindungen werde ich mit dem Begriff „Väterlichkeit“ bezeichnen. Unter „Vaterschaft“ hingegen verstehe ich sozial und rechtlich geregelte Verantwortlichkeiten sowie die Weitergabe von Besitz, kultureller Bildung, Standesbewusstsein und verinnerlichter Familientradition (Mühlberg 2000). Während Vaterschaft in der modernen Gesellschaft mit Männlichkeit verknüpft ist, gilt dies für Väterlichkeit nicht.²⁴ Denn Fürsorge, Versorgung im Sinne von Nahrungszubereitung etc., Pflege sowie emotionale Bindungen sind in modernen Gesellschaften Aufgabe von Müttern, sie sind mit Mütterlichkeit und damit mit Weiblichkeit konnotiert. Das moderne Vaterkonstrukt ist demnach auf Vaterschaft reduziert. Das bedeutet nicht, dass Väterlichkeit völlig verschwunden wäre, jedoch gerät sie in Gefahr, nicht als männlich angesehen zu werden. Diese Tendenz gilt auch für die DDR: Auch wenn in den Medien ab Mitte der siebziger Jahre Bilder von zärtlichen Vätern auftauchen (Dölling 1991b), gehört Väterlichkeit nicht zu den Leitbildern von Männlichkeit, die, wie ich im dritten Kapitel gezeigt habe, über Berufsarbeit definiert wird.

Folgt man dieser Argumentation, so wird klar, warum die befragten Männer in Bezug auf ihre eigene väterliche Position nur über die Gesichtspunkte sprechen, die zur Vaterschaft gehören, während Aspekte von Väterlichkeit nicht oder nur am Rande thematisiert werden. Möglicherweise fällt es den befragten Männern auch schwer, über die Gefühle zu ihren Kindern zu sprechen, weil diese kulturell als weiblich gelten. Es ist aber auch denkbar, dass die befragten Männer nicht in der Lage sind, ihre Emotionen darzustellen (s.o.).

Ich habe gezeigt, dass aus der Abwesenheit von Väterlichkeit und Vaterschaft in den Erzählungen nicht auf die Abwesenheit der Väter im gelebten Leben geschlossen werden kann. Jedoch muss insgesamt auch der Umkehrschluss vermieden werden, dass alle befragten Väter per se anwesende Väter sind. Aber auch eine Untersuchung zum Generationsvergleich zwischen Ost und West zeigt, dass im Vergleich zu Westdeutschland heutige Jugendliche und junge Erwachsene in Ostdeutschland ihre Väter als zugeneigter, weniger streng, liebevoller und aufmerksamer wahrnehmen (Mühlberg 2000). Diese Untersuchung belegt, dass zwischen Vätern und Kindern enge emotionale Bindungen bestehen.

Väterlichkeit, so meine abschließendes Resümee, wird deshalb nicht in den Lebensgeschichten thematisiert, weil sie sich unter den gesellschaftlichen Bedingungen der Gegenwart nicht eignet, Männlichkeit zu rekonstruieren. Auch hinsichtlich der eigenen Väter werden nur Aspekte von Vaterschaft angesprochen, mittels derer die Väter in den Erzählungen als männlich dargestellt werden.

8.4 Resümee: Die schwierige Relation von Männlichkeit und Familie

Insgesamt bestätigt und erhärtet die Analyse der Familienfragmente die Ergebnisse des sechsten Kapitels: Identität und Geschlecht wird vorrangig im Bereich der Ausbildungs- und Berufslaufbahn entworfen. Aktivität, Herausforderung, Bewegung, Weiterbildung und individuelle Entfaltung, die als normative Werte moderner Identitätskonstruktionen verstanden werden können, werden aus der Perspektive der befragten Männer fast ausschließlich mit dem Erwerbsbereich verknüpft. Die vergeschlechtlichten Positionierungen als Sohn, Bruder, heterosexueller (Ehe-)Partner und Vater ergänzen die beruflichen Identitätskonstruktionen.

Die Analyse hat des Weiteren gezeigt, dass die eigene Lebensgeschichte inhaltlich und formal von der Familiengeschichte getrennt wird. Sie wird in den Erzählungen inhaltlich die Berufsgeschichte nachgeordnet und formal in rezessive Erzählketten bzw. -linien oder in Hintergrundkonstruktionen separiert. Mit Bezug auf eine Untersuchung von Bettina Dausien (1996) kann dieses Phänomen als ein Konstruktionsmodus von männlichen Lebensgeschichten identifiziert werden. Während es für die Lebensgeschichten von Frauen typisch ist, dass sie Familie und Beruf miteinander verbinden und beide Bereiche in der Erzählung eine annähernd hohe Bedeutung haben, hat in Lebensgeschichten von Männern die Berufarbeit Vorrang. Die Familie wird, wenn sie thematisiert wird, als ein von der Arbeit getrennter Bereich dargestellt. Dies ist nicht nur als Ausdruck der unterschiedlichen Lebensrealitäten von Frauen und Männern zu verstehen, sondern als vergeschlechtlichte Grammatik, mittels derer Weiblichkeit bzw. Männlichkeit

„gemacht“ wird. Indem die Männer ihre Arbeit in den Vordergrund der Erzählung stellen und die Familie sowohl inhaltlich als auch formal in den Hintergrund rücken, rekonstruieren sie eine geschlechtsgebundene männliche Biographie, die in modernen Gesellschaften normativ an Erwerbsarbeit geknüpft ist.

Auch wenn ausführliche Analysen bisher fehlen²⁵, lässt sich die Annahme formulieren, dass die strukturelle und kulturell-symbolische Bindung von Männlichkeit an Erwerbsarbeit damit einhergeht, dass es keine etablierten sozialen und kulturellen Erzählmuster gibt, die Männer explizit und positiv im Bereich der Familie verorten.²⁶ So wird in den meisten aktuellen Autobiographien,²⁷ aber auch in vielen der in der Presse erscheinenden Porträts von erfolgreichen und prominenten Männern der Familienbereich oft gar nicht oder nur am Rande erwähnt. Erst allmählich setzt sich eine andere Thematisierung des Zusammenhangs von Männern – Männlichkeit – Familie durch, die den Zusammenhang von Männlichkeit und Vaterschaft fokussiert: So wird in den Medien zunehmend von Vätern berichtet, die um ihre Kinder kämpfen.²⁸ Auch die aktuelle Diskussion über Vaterschaft und Väterlichkeit in der Männerforschung, die vor allem die Perspektive des Verlustes in den Mittelpunkt stellt,²⁹ aber auch der Diskurs über die „neuen“ bzw. „Medienväter“ (Stein-Hilbers 1991, 43) sowie die populärwissenschaftliche Literatur in diesem Bereich lassen sich aus meinem Blickwinkel auch als Verweise auf diese Leerstelle im Konstrukt moderner Männlichkeit lesen.

Insgesamt zeigt sich, dass die in modernen Gesellschaften erfolgende strukturelle Zuweisung der Männer zum Erwerbsbereich und der Frauen zum Familienbereich mit dem kulturellen Repertoire an Erzähl- und Identitätsmustern korrespondiert, was als eine Ursache für die Dethematisierung des Familienbereichs verstanden werden kann. Zugleich verweisen die Interviews darauf, dass es auf der individuellen Ebene durchaus Verschiebungen gibt: Ein großer Teil der Männer engagiert sich bei der Kinderbetreuung und im Haushalt, woraus Probleme bei der Vereinbarung von Beruf und Familie resultieren. Insofern lässt sich eine Ungleichzeitigkeit (Krüger 2001) zwischen der strukturellen Verortung von Männern im Erwerbssystem und der individuellen Beteiligung an der Familienarbeit feststellen. Dass die Familie in den meisten Interviews dennoch nur am Rande erwähnt wird, folgt aus dem performativen Einsatz des hegemonialen Erzähl- und Identitätsmusters, welches Männlichkeit vorrangig mit Erwerbsarbeit verknüpft. Darüber hinaus habe ich gezeigt, dass eine Thematisierung von intimen Beziehungen und Väterlichkeit sich gegenwärtig nicht eignet, um in einem lebensgeschichtlichen Interview Männlichkeit zu rekonstruieren. Zum einen wird durch die Erzählungen über intime Partnerschaft die Konstruktion eines unabhängigen und individuellen Ich problematisch, zum anderen sind emotionale und fürsorgliche Beziehung zu Kindern immer noch mit Mütterlichkeit und Weib-

lichkeit konnotiert. In den Erzählungen, welche der schulischen und beruflichen Entwicklung in den Mittelpunkt stellen, reproduzieren die befragten Männer zugleich die moderne Einschränkung von Männlichkeit auf Beruf und lebenslange vollzeitliche Erwerbsarbeit, die teilweise nicht ihrer Lebenswirklichkeit entspricht.

9. Prozesse des Doing Gender in der Interviewinteraktion

Im folgenden Kapitel der Untersuchung wende ich mich der dritten Schlüsselkategorie der biographischen Konstruktion von Männlichkeit zu: der Interaktion zwischen den Interviewpartnern. Wie bereits in den ersten Kapiteln der Arbeit dargelegt, gehe ich davon aus, dass die lebensgeschichtliche Erzählung von dem befragten Mann in Interaktion mit dem bzw. der Interviewenden *rekonstruiert* wird. Interaktion verstehe ich in Anlehnung an entsprechende theoretische Ansätze als einen formenden Prozess eigener Art, der Zwänge impliziert, in welche die Akteure und Akteurinnen involviert sind (Gildemeister 2001). Die Interviewinteraktion ist durch drei Regelwerke vorstrukturiert: Die Regeln des narrativen Interviews, Prinzipien des Erzählens und Regeln im Umgang der Geschlechter miteinander.

Die Interviewsituation ist hinsichtlich der Geschlechterkonstruktion nicht voraussetzungslos: Hier treffen Individuen aufeinander, die jeweils einen geschlechtlich markierten Körper haben, denn Geschlecht wird einverleibt und verkörpert. Diese Geschlechtsverkörperungen mittels Körperhaltung, Gestik, Stimme, Intonation, Kleidung etc. muss in den ersten Minuten einer Interaktion vom jeweils anderen Interaktionspartner identifiziert und bestätigt werden. Die Verkörperungs- bzw. Darstellungsprozesse laufen in der Interaktion immer mit, sie werden nicht unterbrochen und in der Regel nicht thematisiert. Sie erfolgen routinisiert und sind meist nicht bewusst. Helga Kelle bezeichnet sie als „primäre“ Geschlechtsdarstellungen, von denen „sekundäre“ Darstellungen differenziert werden können (Kelle 2001, 50). In diesen sekundären Darstellungen wird auf Geschlecht Bezug genommen oder anders ausgedrückt: Das Geschlecht wird aktualisiert.

Im folgenden Kapitel gehe ich der Frage nach: Wie rekonstruieren die befragten Männer Männlichkeit durch die Interaktion mit dem bzw. der Interviewenden? Ich untersuche, wie diese Interaktionsprozesse die Konstruktion der Lebensgeschichte als Ganzes mitproduzieren. In diesem Kontext gehe ich dem Phänomen nach, dass die befragten Männer in der Interaktion mit männlichen Interviewenden generell sehr ausführliche Lebensgeschichten erzählen, während sie bei den weiblichen Interviewenden – wenn auch in sich variierend – insgesamt weit kürzere Eingangserzählungen darbieten. Ich werde zeigen, dass diese Besonderheit mit der Konstruktion von Männlichkeit zusammenhängt.

Im ersten Abschnitt stelle ich dar, mittels welcher Modi Männlichkeit in Relation zu männlichen Interviewenden rekonstruiert wird und wie die Interviewer in diese Prozesse des Doing Gender integriert sind. Im zweiten Abschnitt des

Kapitels wende ich mich den Interviews der Interviewerinnen zu und werde zeigen, dass das Geschlecht der Interviewerinnen keine Ressource für die Konstruktion von Männlichkeit ist. Im dritten Teil diskutiere ich mögliche Ursachen für die differierende Bedeutung der männlichen und weiblichen Interviewenden.

9.1 Gemeinschafts- und Differenzkonstruktionen „unter Männern“

Die Fallanalyse Sven Frodthin hat gezeigt, dass er durch eine ex- und implizite Bezugnahme auf das Geschlecht des Interviewers Männlichkeit konstruiert. Ich habe dargelegt, dass der Interviewer auf das Ansprechen seiner Geschlechtszugehörigkeit reagiert und beide Interviewpartner eine männliche Gemeinschaft konstituieren. Zugleich stellt Sven Frodthin auch Differenzen zwischen sich und dem Interviewer her und konstruiert über diese Unterschiede Dominanz. Der Vergleich dieses Ergebnisses mit den fünf anderen Interviews, die von einem männlichen Interviewenden geführt worden sind, bestätigt dies: Auch in diesen Interviews wird Männlichkeit durch Prozesse der Gemeinschafts- und Differenzkonstruktion hergestellt. Darüber hinaus zeigt sich, dass die Konstruktion von Gemeinschaft als auch von Differenz nicht nur mit Bezug auf Geschlecht, sondern auch auf andere soziale Kategorien erfolgt. Im Vergleich der Interviews wird deutlich, dass gerade diese Prozesse zu einer stärkeren Detaillierung der Erzählung führen. Dies werde ich im Folgenden an ausgewählten Beispielen darstellen.

Dabei betrachte ich nur die Ausschnitte des Doing Gender, die mir durch die Transkripte und die Protokolle der Interviewsituation zugänglich sind: Stimme, Gestik, Kleidung, Frisur etc. fallen aus der Untersuchung heraus. Mein Augenmerk richtet sich in diesem Kapitel auf die sprachliche und parasprachliche Interaktion zwischen den Interviewpartnern. Dementsprechend konzentriere ich mich in der Darstellung des empirischen Materials auf einzelne Sequenzen, die ausführlich interpretiert werden.

Anhand des Interviews mit Andreas Marx werde ich das komplexe soziale Geflecht aufzeigen, in dem die Konstruktion von Gemeinschaft und Differenz erfolgt. Das Interview mit Marx hat an zwei Terminen in der Wohnung des Interviewten stattgefunden, in der er gemeinsam mit seiner Ehefrau, der 13-jährigen Tochter und dem 10-jährigen Sohn lebt. Es dauert insgesamt über vier Stunden, das Transkript umfasst 65 Seiten. Andreas Marx ist zum Zeitpunkt des Interviews 36 Jahre alt, er arbeitet als Drucker und qualifiziert sich gerade zum Lehrausbilder weiter. Er ist hörgeschädigt, was auf die Interviewführung keine Auswirkungen hat, aber für die soziale Positionierung von Andreas Marx bedeutsam ist. Der Interviewer studiert zum Interviewzeitpunkt im 6. Fachsemester Soziologie, er ist

Anfang 20. Das Interview kommt durch die Vermittlung seiner Mutter zustande. Beide Interviewpartner kennen sich vor dem Interview nicht persönlich. Beide haben sich, wie aus dem Transkript zu rekonstruieren ist, im Vorfeld des Interviews Vorstellungen über diese Situation gebildet und gehen mit jeweils bestimmten Erwartungen in das Interview.

Andreas Marx positioniert sich gleich zu Beginn des Interviews gegenüber dem Interviewer: *„Ich bin ja vielleicht noch näher am Lebensgeschehen dran als Du“* (1/12). Mit dieser Feststellung verortet Andreas Marx sich sowie den Interviewer und versucht auf diese Art und Weise die Interviewsituation näher zu bestimmen. In Bezug auf den Interviewer versteht sich Andreas Marx als „näher dran am Lebensgeschehen“ oder anders formuliert, am „wirklichen Leben“. Auch wenn das „vielleicht“ diese Positionierung einschränkt und als Verweis auf seine Unsicherheit zu Beginn des Interviews gelesen werden kann, stellt er sich als Experten für das Leben dar und definiert damit auch die Rolle, die er sich im Interview zuschreibt: Er erzählt dem studentischen Interviewer, wie es im „wirklichen Leben“ so aussieht. Implizit nimmt er das Stereotyp vom lebensfremden Akademiker auf und wertet so auch die Hochschulbildung des Interviewers etwas ab, die ihn möglicherweise befangen macht. Mit der Konstruktion als „Experte für das wirkliche Leben“ stellt er zugleich eine Differenz zwischen sich und dem Interviewer her.

In der nun folgenden lebensgeschichtlichen Erzählung knüpft Andreas Marx seine Expertenstatus an seine Berufstätigkeit. Detailliert erzählt er über seine Berufswahl, die Ausbildung zum Drucker und die rituelle Aufnahme in die Gemeinschaft der Drucker am Ende seiner Lehre. Ausführlich stellt er den weiteren Verlauf seiner Berufslaufbahn dar, der nach der Wende 1989 mit mehreren Betriebswechseln verbunden ist. Zentrale Themen sind die Arbeit an den Druckmaschinen und die Beziehungen zu Vorgesetzten und Kollegen.

Im weiteren Verlauf des Interviews baut Andreas Marx die Differenz zwischen sich und dem Interviewer aus und setzt sie für die Konstruktion von Männlichkeit ein. In der folgenden Interaktion ist auch der Sohn von Andreas Marx beteiligt, der sich im Nebenraum aufhält und auf dessen Bitte in das Zimmer kommt. Andreas Marx stellt ihn vor: *„Das ist der Peter“* und zum Sohn gewandt *„Der [Name des Interviewers] hat dir was mitgebracht, hat gefragt, ob du gerne Flugzeuge zusammenbaust“*. Die Antwort des Sohnes ist nicht eindeutig als ja oder nein zu erkennen. Andreas Marx fährt fort: *„Können wir ja mal versuchen, zeigst Papa dir mal, kann er ruhig mal hier lassen, der Bruder, der baut immer gerne Flugzeuge zusammen“*. Peter bedankt sich und der Interviewer wendet ein: *„Na, jetzt nicht mehr so“*. Andreas Marx bestätigt den Einwand mit *„ja“*, macht eine Pause und lacht *„oder hat, ja, können wir ja mal machen“* (32/25-32).

Der Interviewer hat zum Interview verschiedene Geschenke mitgebracht: Die Ehefrau hat Blumen bekommen, der Sohn ein Modellflugzeug, ob er auch für die Tochter ein Mitbringsel hat, ist aus dem Interviewtranskript nicht zu erkennen. Das Mitbringen von Geschenken zu einem Interview ist eher ungewöhnlich. Es lässt sich dahingehend interpretieren, dass auch der Interviewer in Bezug auf die für ihn neue Situation unsicher ist und auf Regeln einer anderen Interaktionsform, den Besuch, zurückgreift. In diesem Kontext aktualisiert er Geschlecht: Für den Sohn hat er ein typisches Spielzeug für Jungen mitgebracht. Mit der Auskunft, die wohl bei der Übergabe des Geschenks erfolgt sein muss, dass er selbst Flugzeuge baut, rekonstruiert er sich in der Interaktion als einen typischen Jungen.

Andreas Marx spricht gegenüber seinem Sohn von sich in der dritten Person als „Papa“ und markiert so seine Position als Vater, die männlich vergeschlechtlicht ist. Er betont damit sowohl seine Geschlechtszugehörigkeit als auch seine Familienposition. Den Interviewer bezeichnet er als „Bruder“. Neben einer Verwandtschaftsbeziehung, die in diesem Fall nicht vorliegt, wird die Bezeichnung „Bruder“ auch für einen Gefährten, Kameraden oder engen Freund benutzt. Möglich ist auch eine ironische Lesart im Sinne von der Schlingel oder Bengel. Unabhängig von der Lesart stellt Andreas Marx durch das direkte Ansprechen als „Bruder“ einen engen Bezug zwischen sich und dem Interviewer her, dem er in der Interviewsituation das erste Mal begegnet. Beide Interviewpartner werden durch die Bezeichnungen „Papa“ und „Bruder“ als männlich markiert. An dieser Stelle des Interviews wird eine männliche Gemeinschaft von Flugzeugbauern hergestellt, in die auch der Sohn integriert ist. Die Gemeinschaft ist zugleich hierarchisch: Indem Andreas Marx dem Sohn erzählt, dass der Interviewer „immer gerne“ Modellflugzeuge bastelt, spricht er ihn als spielenden Jungen an, was mit der Lesart des Schlingels bzw. Bengels korrespondiert. Er hingegen ist der Vater, der mit seinem Sohn das Flugzeug zusammenbauen will und stellt sich so auch als ein verantwortungsvoll und fürsorglich dar. Der Interviewer weist diese Zuweisung und damit auch den Anspruch auf Dominanz zurück. Andreas Marx lacht darauf und verbessert sich. Damit erkennt er an, dass der Interviewer mittlerweile erwachsen ist.

Bevor der Sohn das Zimmer verlässt und das Interview fortgesetzt werden kann, will er noch wissen, was beide eigentlich machen. In diesem Kontext erfolgt eine (erneute) Konstruktion von Differenz.

„Der Papa, der erzählt aus seinem Leben. Reicht dir das?“. Der Sohn: „Und warum?“. „Weil der Onkel das wissen will, möchte und der schreibt vielleicht ein Buch drüber. (Pause) (lachen). Nein der studiert das Peter [...] Das bleibt alles anonym und, der will eben wissen, warum Papa so ein einfacher Bürger ist und warum er sich so verhält und nicht anders [...] und warum er zwei Kinder hat“ (33/1-10).

Der Interviewer wird nun als „Onkel“ angesprochen und damit als ein erwachsener Mann. In diesem Kontext positioniert sich Andreas Marx als „einfacher Bürger“, welcher, bezieht man den Beginn des Interviews ein, weiß, wie das Leben läuft. Andreas Marx entwirft sich wiederum als einen „Experten für das Leben“, hier als der „einfache Bürger“. Als ein solcher Experte wird er im Interview befragt. Indem er dem Sohn von den Regeln des Interviews erzählt und auch auf das mögliche Buch verweist – welches hier nun tatsächlich vorliegt –, verstärkt er seinen Expertenstatus.

Zusammenfassen lässt sich an dieser Stelle: Andreas Marx rekonstruiert im Interview eine männliche Gemeinschaft zwischen sich und dem Interviewer. Zugleich stellt er eine Differenz zwischen beiden her, diese verläuft vorrangig entlang des beruflichen Status, der mit einem sozialen Status verknüpft wird: Andreas Marx ist Drucker und in dieser Position als Facharbeiter aus seiner Perspektive Experte für das Leben einfacher Bürger. Die Bezeichnung „einfacher Bürger“ schließt an kulturelle und soziale Vorstellungen über die soziale Struktur einer Gesellschaft an. Einfache Bürger rangieren innerhalb der hierarchischen Sozialstruktur im unteren Teil. Andreas Marx wertet diese Einfachheit positiv, denn sie ist lebensnah. Der Interviewer hingegen ist Student und gehört damit einer anderen sozialen Welt an. Des Weiteren versteht sich Andreas Marx als verheirateter Familienvater und verstärkt mittels dieser Position seine Expertenkonstruktion. Auch in dieser Hinsicht ist er „näher am Lebensgeschehen dran“ als der Interviewer, der noch keine Familie hat.

Diese Herstellung von Gemeinschaft und Differenz ist als ein Prozess zu verstehen, der sich durch das ganze Interview zieht. Gemeinschaft und Differenz werden fortlaufend rekonstruiert und können in diesem Prozess, wie das Beispiel vom „Bruder“ und „Onkel“ zeigt, auch verändert werden. Der Expertenstatus, den Andreas Marx in der Erzählung aktiv herstellt, bestimmt die Interaktionsstruktur dieses Interviews. Auffällig ist, dass Andreas Marx seine Ausbildung zum und sein Berufsleben als Drucker häufig in Form von pointierten Geschichte darstellt. Auf diese formale Charakteristik gehe ich in dem folgenden Beispiel ein.

Die Rekonstruktion von Männlichkeit mittels des Herstellens einer Gemeinschaft unter Männern erfolgt vor allem in Bereichen, die in der modernen Kultur der Zweigeschlechtlichkeit als männlich gelten: sexuelle Eroberungen, übermäßiger Alkoholgenuß, aktionsreiche und abenteuerliche Flug- und Fahraktionen. Die männliche Konnotation wird – wie in dem Beispiel mit dem Modellflugzeug – durch die Art und Weise der Darstellung und die Einbeziehung des Interviewers aktualisiert. In diesen Geschichten werden die männlichen Interviewpartner explizit oder implizit als Männer angesprochen. Die befragten Männer rekurren auf gemeinsame männliche Erfahrungen bzw. unterstellen diese.

Das folgende Beispiel veranschaulicht, wie die inhaltliche und die interaktive Ebene in Bezug auf die Konstruktion von Männlichkeit miteinander verknüpft sind. Das Interview mit Frank Zabro, einem 43-jähriger selbständiger Bauunternehmer, findet im Büro des Interviewpartners statt. Der Kontakt kommt durch die Mutter des Interviewers zustande, beide Interviewpartner kennen sich vor dem Interview, das knapp drei Stunden dauert, nicht. Das Transkript umfasst gut 50 Seiten. Frank Zabro erzählt dem Interviewer an dieser Stelle der lebensgeschichtlichen Erzählung, wie er seine zukünftige Ehefrau kennen lernt. Zum damaligen Zeitpunkt absolviert er in Leipzig bei der Interflug eine Ausbildung zum Piloten. Weil die zukünftigen Piloten in der Freizeit *„immer irgendwohin hingehen [wollen]“* (5/163), die Freizeitmöglichkeiten aber beschränkt sind, übernimmt Frank Zabro die Organisation der Freizeit. Er unterbreitet der Chefin des dortigen Studentenklubs das Angebot: *„Ihr könnt Euch mal ein Flugzeug angucken und wir kommen dann sozusagen umsonst in euren La Studentenclub“*. An dieser Stelle lacht der Interviewer, Frank Zabro fährt fort, *„so nach der Melodie haben wir das eingefädelt“* (6/172-175). Wiederum lacht der Interviewer und Frank Zabro lacht nun mit.

Mit der Benennung „la Studentenclub“ wird der Besuch des Studentenclubs sexuell konnotiert. Aus dem Studentenclub wird ein südländisches Vergnügungsort, in dem Mann sich vergnügen und möglicherweise sexuelle Kontakte anbahnen kann. Die „Chefin des Studentenclubs“ ist die Vertreterin der anderen Frauen, um die männlichen Mitglieder des Clubs bzw. andere männliche Besucher geht es an dieser Stelle nicht. Die implizite sexuelle Aufladung wird durch das Lachen des Interviewers bestätigt. Im nächsten Satz wird das Sexuelle der Kontaktaufnahme ausgebaut. Beide Interviewpartner lachen nun gemeinsam und versichern sich so, dass sie wissen, worum es geht.

Im Folgenden erzählt Frank Zabro über den Erfolg seiner Bemühungen: Nicht nur, dass die Piloten tatsächlich in den Club kommen, bereits am ersten Abend, der *„bis um drei [geht]“*, lernt er die Chefin näher kennen. Indem er sie als *„meine Frau“* bezeichnet, verweist er auf die spätere Heirat. In der Folgezeit *„sind wir natürlich pausenlos eingeritten in das Ding“*, was der Interviewer mit einem „Hm“ bestätigt. Auch wenn das „Ding“, in das hier „eingeritten“ wird, der Studentenclub ist, liegt doch auch eine andere sexuelle Bedeutung unter diesem Bericht, was vom Interviewenden wiederum, wenn auch zurückhaltend, bestätigt wird. Anschließend erzählt Frank Zabro, dass die nächtlichen Vergnügungen dazu führen, dass sein Kumpel und er *„dann früh um drei auf den Flugplatz getorkelt [sind]“* (6/182-189). Der Interviewer quittiert diese Abenteuergeschichte mit einem Lachen, in das Frank Zabro einstimmt. Durch das Lachen des Interviewers wird Frank Zabro motiviert, weitere Storys zu erzählen – so etwa Abenteuer über das Fliegen.

Insgesamt wird in der Geschichte über das Kennen lernen der Ehefrau zwischen Frank Zabro und dem Interviewer eine Gemeinschaft hergestellt. Dabei werden auch spezifische formale Konstruktionsmodi performativ eingesetzt. Die Ereignisse werden als Abenteuergeschichten bzw. als kurze pointierte Storys erzählt. Frank Zabro setzt ein weiteres formales Mittel ein, um die männliche Gemeinschaft herzustellen. In seiner Lebensgeschichte, die den beruflichen Werdegang fokussiert, erzählt Frank Zabro über seine männlichen Kumpel und Vorgesetzten sowie über männliche Bekannte, die seine Karriere beeinflusst haben. Viele dieser Ereignisträger werden recht ausführlich in die Erzählung eingeführt. Es entsteht der Eindruck, dass Frank Zabro in eine große Gemeinschaft von Männern integriert ist. In diese Gemeinschaft wird der Interviewende aufgenommen, indem Frank Zabro in seiner Erzählung ein rhetorisches Du benutzt. Häufig spricht er von sich in der zweiten Person. Dieses „Du“ kann auch als ein indirektes Ansprechen des Interviewers gelesen werden, den er eigentlich siezt, es bezieht den Interviewer in die Lebensgeschichte ein. Schaut man sich genau an, wann dieses formale Mittel eingesetzt wird, so zeigt sich, dass es häufig an Stellen geschieht, in denen es um Arbeit, Geld und Abenteuer geht.

Das Phänomen, dass Lebensgeschichten gegenüber männlichen Interviewern detaillierter und länger ausfallen, gründet sich auf zwei interaktive Modi: Zum einen tragen die parasprachlichen Zustimmung des Interviewers, insbesondere das Lachen dazu bei, dass die Erzählung in Gang gehalten wird und weitere (Abenteuer-)Storys erzählt werden. Eine detaillierte und zeitlich ausgeweitete Erzählung stellt sich also hier über die Konstruktion einer als gemeinsam vorausgesetzten Männlichkeit her.

Neben der Konstruktion von Gemeinsamkeit ist es aber auch die Differenzkonstruktion gegenüber dem Interviewer, die ebenfalls den Effekt der stärkeren Detaillierung und zeitlichen Streckung der Erzählung hat. Gemeinsam ist diesen Differenzkonstruktionen, dass alle befragten Männer die Interviewenden als Studenten positionieren. Damit ordnen sie diese hinsichtlich ihres Berufsstatus‘ sich selbst strukturell unter, denn alle befragten Männer stehen zum Interviewzeitpunkt bereits mehr als 15 bis 20 Jahre im Berufsleben. Dass Differenzen vor allem am Beruf festgemacht werden, bestätigt noch einmal die in der vorliegenden Untersuchung bereits vielfach herausgearbeitete Bedeutung des Berufes für die Konstruktion von Männlichkeit. Die in diese beruflichen Positionierungen eingeschriebene Hierarchie zwischen den Interviewpartnern wird von einigen als Ressource genutzt, um gegenüber dem Interviewer Dominanz herzustellen.

Anhand des folgenden Beispiels werde ich zeigen, in welcher Weise vor allem der Prozess der Differenzherstellung zur Detaillierung der Erzählung beiträgt. In dem hier ausgewählten Fall stimmt die beruflichen Ausgangsposition zunächst

überein: Robert Kepler, Jahrgang 1960, ist ebenso wie der Interviewer, der über 15 Jahre jünger ist, Student der Soziologie. Beide Interviewpartner befinden sich zum Interviewzeitpunkt im Hauptstudium, studieren jedoch an unterschiedlichen Universitäten. Sie kennen sich aus diesem universitären Zusammenhang flüchtig. Dem Studium der Soziologie geht jedoch bei Robert Kepler bereits eine Karriere als Berufsmusiker in einem Sinfonieorchester voraus, in dem er eine Solistenposition innehatte. 1993 verlässt Robert Kepler das Orchester aus gesundheitlichen Gründen und studiert Sozialarbeit und Sozialpädagogik an einer Fachhochschule. Nach dem Studienabschluss 1997 beginnt er ein Hochschulstudium der Soziologie. Auf Grund seines Fachhochschulstudiums wird er sofort in das fünfte Fachsemester immatrikuliert. Robert Kepler arbeitet neben dem Studium als Sozialarbeiter in der Familientherapie. Er ist, dies sei an dieser Stelle nur angemerkt, verheiratet und Vater dreier Kinder. Seine Ehefrau ist Orchestermusikerin. Das Interview findet in der Wohnung von Robert Kepler statt, es dauert knapp vier Stunden, das Transkript umfasst 81 Seiten.

Bei dem folgenden Ausschnitt der Erzählung, in dem Robert Kepler seinen beruflichen Bruch erklärt, bezieht er sich zunächst auf den gemeinsamen beruflichen Hintergrund mit dem Interviewer: *„Es ist so, dass ich mich eigentlich erfreue an dem Gedanken, keinen festen Lebensplan zu haben. Ich finde das total toll. [...] Und jetzt lerne ich gerade in der Soziologie [...] dass [man] nicht weiß, ob sich die Berufe mal irgendwann [ganz] auflösen. Also ich bin voll im Trend, merke ich (lachend), mit meiner entstandardisierten Lebensführung“* (34/13-24). An dieser Stelle lacht auch der Interviewer. Beide Interaktionspartner teilen als Studenten der Soziologie das Wissen über den Diskurs der Individualisierung, den Robert Kepler in dieser Sequenz ironisch auf sich selbst anwendet. Mit dem Lachen zeigt der Interviewer, dass er das Wissen teilt und erkennt zugleich den Scherz an.

Robert Kepler spricht sehr ausführlich über sein Studium und seine Tätigkeit als Familientherapeut. Das Suprasegment „Soziologiestudent und Sozialarbeiter in der Familienhilfe“ nimmt mit einem Umfang von 20 Seiten mehr als ein Drittel der Eingangserzählung ein. In diesem Suprasegment wird wiederholt sowohl Gemeinschaft als auch Differenz gegenüber dem Interviewer rekonstruiert. So stellt Robert Kepler bspw. dar, dass er sich im Studium mit Systemtheorie beschäftigt, während er sich in seiner Tätigkeit als Sozialarbeiter mit *„systemischer Familientherapie“* (42/16) auseinandersetzt. Sowohl hinsichtlich seiner Anwendung der Systemtheorie auf das System Familie im Rahmen des Studiums unterscheidet er sich aus seiner Perspektive von anderen: *„Diese Betrachtungsweise ist nicht unbedingt üblich“* (40/30). Aber auch der Ansatz einer systemischen Familientherapie ist von seinem Standpunkt aus im Rahmen der Familienhilfe eine Ausnahme.

Insgesamt positioniert er sich als „*ein ausgesprochener Systemiker*“ (40/26). In diese Abgrenzung gegenüber den Anderen wird auch der Interviewer einbezogen – sowohl als Verbündeter wie auch als selbst Ausgeschlossener.

Im Kontext der Erzählung über den systemischen Ansatz in der Familienhilfe berichtet Robert Kepler, dass sein Arbeitgeber Weiterbildungsmaßnahmen für

„Sozialarbeiterinnen aus den Bezirksämtern [durchführt], so dass die auch langsam verclickert kriegen, dass in dieser eindimensionalen Ursache-Wirkungs-Sichtweise in der Familienhilfe nicht viel zu holen ist. [...] Das wissen Sozialarbeiter eigentlich, [...] dass es nie eine Ursache für eine Wirkung geben kann, aber dass es so konsequent und so großflächig und so bewusst gemacht wird, das kommt durch diese Ausbildung, also nicht zu verwechseln mit der Systemtheorie. Systemisch“ (42/22-28).

An dieser Stelle lacht der Interviewer, worauf Robert Kepler in seiner Argumentation fort fährt. In dieser Sequenz erfolgt eine mehrdimensionale Konstruktion von Differenz: Einerseits unterscheidet Robert Kepler zwischen den Sozialarbeiterinnen und den Sozialarbeitern. An dieser Stelle aktualisiert er die Geschlechterdifferenz und stellt die Sozialarbeiter als überlegen dar. Die Sozialarbeiter unterscheiden sich noch einmal hinsichtlich des Grades, indem sie einen systemischen Ansatz vertreten. In dieser hierarchischen Differenzierung der Sozialarbeiter verortet sich Robert Kepler als „*aussgesprochener Systemiker*“ an der Spitze. Die Pointe geht in dieser Sequenz auf Kosten der als naiv dargestellten Sozialarbeiterinnen.¹ Mit seinem Lachen macht der Interviewer einerseits (wiederum) deutlich, dass er das Wissen des Interviewten teilt, ihm ist der Unterschied zwischen den Ansätzen klar, andererseits beteiligt er sich an dem Lachen über die Sozialarbeiterinnen. Das Lachen stellt somit eine berufliche und männliche Gemeinschaft zwischen den Interviewpartnern her.

Die ausführliche Darstellung der theoretischen Ansätze lese ich aber gleichzeitig als eine Demonstration von fachlicher Kompetenz gegenüber dem Interviewer und damit auch als eine Abgrenzung durch die Spezialistenposition als „*systemischer Familientherapeut*“, die der Interviewer nicht hat. Die Detailliertheit der Darstellung kann dahingehend interpretiert werden, dass Robert Kepler den Interviewer einerseits als seines gleichen anerkennt, dem er deshalb in aller Breite seinen theoretischen Hintergrund darlegt. Gleichzeitig beansprucht er gegenüber dem Interviewer Dominanz.

Die Situation des Interviewers ist hier durchaus ambivalent. Die Struktur des narrativen Interviews bringt es mit sich, dass er sein Wissen und seine Spezialisierung nicht demonstrieren kann, denn es ist seine Aufgabe, den Interviewten zum Erzählen zu motivieren und seine eigene Meinung zurückzuhalten. Der Interviewer darf seine eigene Fachlichkeit und Kompetenz nicht darstellen und kann somit nicht mit dem Interviewten in einem „*männlichen Spiel*“ um wissenschaft-

liche Kompetenz konkurrieren, wie ich es im zweiten Kapitel beschrieben habe. Er befindet sich in dem der Interviewstruktur eingeschriebenen „Dilemma der Selbstpräsentation“ (Hermanns 2000, 361). Bei den Bezugnahmen des Interviewten auf sein Geschlecht stehen dem Interviewer zwei Verhaltensweisen zur Verfügung: Eine verhaltene Zustimmung oder ein aktives Einstimmen, denn eine Ablehnung könnte die Fortführung des Interviews gefährden, was nicht in seinem Sinne ist. Die Ablehnung enthält darüber hinaus ein Potential, das das Geschlecht des Interviewenden in Frage stellen könnte. Auch er muss ja entsprechend der Prämissen des Doing Gender im Interview Männlichkeit herstellen. Insofern stellen diese direkten Bezugnahmen auf Geschlecht auch für ihn eine Ressource dar, Männlichkeit zu rekonstruieren. Indem der Interviewende an entsprechenden Stellen nonverbal mit bspw. einem „hm“ zustimmt und/oder lacht, bestätigt er die Anspielungen der Interviewten. Auf diese Art und Weise stellen beide eine männliche Gemeinschaft her, beide Interviewpartner erkennen sich gegenseitig als Männer an und stellen Männlichkeit her.

Die Analyse der Interaktion in den Interviews der männlichen Interviewer zeigt insgesamt, dass die befragten Männer Geschlecht auch durch die Bezugnahme auf das Geschlecht des Interviewers rekonstruieren. Darüber hinaus konstituiert der vergeschlechtlichte Interaktionsprozess die Lebensgeschichte auf eine spezifische Weise mit. Einerseits wird durch die Herstellung einer männlichen Gemeinschaft im Rahmen von pointierten Storys und Abenteuergeschichten das Erzählen weiterer solcher Geschichten motiviert und die lebensgeschichtliche Erzählung teilweise in dem Erzählgenre der Abenteuergeschichte rekonstruiert und in der Länge ausgedehnt. Andererseits erfolgt im Zuge der Differenzherstellung gegenüber dem männlichen Interviewenden eine ausgesprochen detaillierte Darstellung der eigenen Position(en). Auch wenn andere Gründe dazu beigetragen haben können, wie etwa die individuelle Fähigkeit Geschichten zu erzählen, und die Anzahl der vorliegenden Fälle eher gering ist, so lassen die Analyseergebnisse doch den Schluss zu, dass das Phänomen der höheren Detailliertheit der Eingangserzählungen vor allem ein Resultat der biographischen Konstruktion von Männlichkeit ist.

9.2 Die ambigue Rolle der Interviewerinnen

Im fünften Kapitel habe ich gezeigt, dass Dieter Schulz seine soziale Geschlechtszugehörigkeit in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung mittels inhaltlicher und formaler Aspekte rekonstruiert, jedoch nicht mittels direkter Bezugnahmen auf das Geschlecht der Interviewerin. Die Interviewerin wird vorrangig in ihrer Berufsposition als Wissenschaftler(in) angesprochen. Dominanzansprüche werden von

Dieter Schulz nicht formuliert. In den wenigen Konfliktfällen in der Interaktion bemüht sich Dieter Schulz um Kooperation und nimmt sich gegenüber der Interviewerin zurück.

Vergleicht man dieses Ergebnis mit den 17 anderen Fällen, so lässt sich feststellen, dass auch die anderen befragten Männer ihre Interviewerin nicht direkt als Frau, sondern in ihrer Position als Interviewer(in) und Soziologiestudent(in) – in meinem Fall als Soziologe(in) – ansprechen. Auch implizite Bezüge auf das Geschlecht der Interviewerin finden sich im Vergleich zu den männlichen Interviewern nur sehr wenige. Diese Bezüge erfolgen vor allem im Nachfrageteil, wenn es um die Verteilung der Hausarbeit geht. Ich werde dies am Interview mit Peter Töpfer veranschaulichen, auf das ich bereits in der Einleitung zum vierten Kapitel eingegangen bin.

Peter Töpfer ist zum Interviewzeitpunkt 33 Jahre alt und arbeitet als Nachrichteningenieur. Die Interviewerin ist wie die anderen Studierenden Anfang 20 und studiert im 5. Semester Soziologie. Die Eingangserzählung in diesem Interview ist nur wenige Minuten lang, danach strukturiert sich das Interview nach den Fragen der Interviewerin. Insgesamt dauert das Interview, welches in der Wohnung des Interviewten stattgefunden hat, zwei Stunden.

Die Interviewerin fragt an dieser Stelle: *„Und dann interessiert mich noch, wie ihr die Arbeiten so im Haus verteilt, habt ihr da irgendwie, irgendwas abgesprochen oder ergibt sich das einfach so, wer da was macht?“* Peter Töpfer antwortet: *„Also abgesprochen ist nur eine Sache, das ist, dass ich nicht bügele“*. An dieser Stelle lacht die Interviewerin und ist erstaunt: *„Oh mhm“*. Peter Töpfer beginnt nun zu argumentieren: *„Ich weiß nicht, man könnte das natürlich auch Verweigerung nennen, aber ich sage mal einfach, ich kann es nicht, finde es auch blöd, ich habe es mal in der Armeezeit probiert“*. Die Interviewerin reagiert mit einem *„Mhm“*. Peter Töpfer fährt fort: *„Nein, das ist schon so, dass Hanna mehr macht“*. Wieder bestätigt die Interviewerin mit einem *„Hm“* und Peter Töpfer fährt fort, *„im Haushalt einfach (Pause). Grund ist sicherlich, dass ich einfach erstens durch die Fahrzeit, aber auch durch den Beruf als solches länger arbeite“*. Nach dem *„Mhm“* der Gesprächspartnerin baut Peter Töpfer seine Argumentation aus und beendet sie mit der Einschätzung: *„Die Verteilung ist nicht gleich, aber wir versuchen es, so hinzukriegen“* (43/1338-1365).

Auffallend ist, dass Peter Töpfer sich sofort dafür verteidigt, dass er sich nicht egalitär an der Hausarbeit beteiligt. Er formuliert den Anspruch einer gleichberechtigten Teilung und argumentiert, warum er diesen Anspruch nicht umsetzen kann. Diese Verteidigungshaltung resultiert aus einer bestimmten Interpretation der Reaktion der Interviewerin. Ihre Reaktion kann sowohl als ein Erstaunen als auch als ein Vorwurf verstanden werden. Peter Töpfer interpretiert es als Anschul-

digung und sieht sich unter Druck gesetzt. Die Interviewerin repräsentiert in dieser Interaktion durch ihr Geschlecht das normative Ideal einer gleichberechtigten Verteilung der Familienarbeit. Dieses Ideal wird in der DDR bzw. Ostdeutschland von beiden Geschlechtern geteilt, jedoch stärker von den Frauen eingefordert, denn im Alltag sind sie in höherem Maße als die (Ehe-)Partner für die Reproduktionsarbeit zuständig. Während die gleichberechtigte Teilung der Familienarbeit für Frauen eine Entlastung ist, führt sie bei Männern zu einer Belastung und muss deshalb oft von den Frauen immer wieder angemahnt werden. Diese Interpretation erhärtet sich, wenn man die anderen Fälle einbezieht: Während Interviewpartner, die sich entsprechend ihrer Aussage kaum an der Hausarbeit beteiligen, sich gegenüber einem männlichen Interviewer nicht rechtfertigen, verteidigen sie sich gegenüber einer Interviewerin sofort.

Die Analyse zeigt, dass eine implizite Bezugnahme auf das Geschlecht der Interviewerin im Kontext von Haus- und Familienarbeit und weitergehend im Familienbereich erfolgt. Um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, komme ich an dieser Stelle noch einmal auf das Interview mit Wolfgang Bühring zurück, der sich in seiner Lebensgeschichte immer wieder daran erinnern muss, seine Familie nicht zu vergessen. Der 45jährige Brauereimeister und Betriebsratsvorsitzende wird von einer Soziologiestudentin interviewt, die im 8. Semester studiert. Das Interview dauert eine knappe Stunde.

Wolfgang Bühring fügt in die Erzählung seiner Berufsgeschichte ein: *„Vorher habe ich noch meine Frau kennen gelernt. Jep, habe ich ja ganz vergessen, ich habe ja auch mal geheiratet“*. An dieser Stelle lachen beide Interviewpartner. Die Interviewerin interveniert: *„Na, wenn es geht, noch ein bisschen genauer!“* Daraufhin erzählt Wolfgang Bühring, wann er seine Frau kennen gelernt hat, wann geheiratet und der erste Sohn geboren wurde. Er schließt seinen Bericht mit der folgenden Bewertung ab: *„Ja, an die Familie denkt man vielleicht doch zum Schluss. Man denkt immer nur an das Schöne (lacht)“*. Die Interviewerin reagiert mit einem erstaunten *„Oh“* und stimmt in das Lachen ein. Wolfgang Bühring nimmt seine Bewertung, die ein Scherz ist² und deshalb eigentlich im Raum stehen bleiben könnte, explizit zurück: *„Ach Quatsch, nein“* und zählt wie zur Bestätigung, dass die Familie wichtig ist, die Geburtsdaten seiner drei Kinder auf.

In der folgenden Erzählung, die sich wieder um die Berufsgeschichte dreht, erinnert sich Wolfgang Bühring mehrmals selbst daran, auch etwas über seine Familie zu erzählen. Dieses Erinnern folgt aus der Interaktion: Zum einen hat die Interviewerin mit ihrer Intervention deutlich gemacht, dass sie sich für die Familiengeschichte von Wolfgang Bühring interessiert. Zum anderen hat Wolfgang Bühring ihre Reaktion auf seinen Scherz als einen Vorwurf verstanden und bemüht sich nun, selbst an die Familie zu denken. Seine Interpretation hängt mit der

Geschlechtszugehörigkeit der Interviewerin zusammen: Wie im ersten Fall repräsentiert sie in diesem Kontext implizit den Anspruch von Frauen, dass Männer sich für ihre Familie interessieren und engagieren sollen. Die Interaktion zeigt auch, dass Wolfgang Bühring sich an den Interessen der Interviewerin orientiert und sich bemüht, ihren Erwartungen zu entsprechen.

Insgesamt wird auf die Frauen vorrangig in ihrer Position als Interviewerin Bezug genommen. Die Aktualisierung der Geschlechterdifferenz erfolgt indirekt im Kontext des Familienthemas. Dort nehmen die befragten Männer ihre Interviewerin vorrangig als Frau wahr und schreiben ihr bestimmte Sichtweisen zu. Belege für ein dominantes Verhalten gegenüber den Interviewerinnen lassen sich nur sehr wenige finden, im Gegenteil: Die Interviewpartner verhalten sich ausgesprochen kooperativ.

Die strukturelle Position der Interviewerin kann in der Interviewsituation auf Grund ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht und ihrer professionellen Rolle als Interviewer(in) als eine ambigüne Position bezeichnet werden. Entsprechend der symbolischen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit befindet sich die Interviewerin qua Geschlechtszugehörigkeit gegenüber ihrem männlichen Interviewpartner in einer hierarchischen Konstellation. Verstärkt werden kann diese Hierarchie noch durch die Kategorien Alter und Beruf: Die jeweiligen Interviewpartner sind meist über 10 Jahre älter und beruflich etabliert. Dieser strukturell angelegten Hierarchie wirkt aber der Status als Interviewerin entgegen. In dieser Position sind die Interviewerinnen Initiator(innen) des Geschehens und Vertreter(innen) einer öffentlichen Institution. Im Rahmen der Position als Forscher(in) sind sie ihrem Gegenüber überlegen, wobei die Überlegenheit durch die Spezifik des narrativen Interviews abgeschwächt wird, in dem der bzw. die Interviewende die Erzählung nur initiieren, sich aber in der Interaktion zurückhalten und den Interviewpartner vor allem bestätigen soll.

In der Interaktion werden die Interviewerinnen als Professionelle bzw. Expertin wahrgenommen, ihre Geschlechtszugehörigkeit wird im Vergleich zu den männlichen Interviewern nur sehr selten aktualisiert. Dies geschieht im Gegensatz zu den männlichen Interviewern nicht als Aktion, sondern als Reaktion: Die befragten Männer nehmen nicht von sich aus Bezug auf das Geschlecht der Interviewerin, um Männlichkeit zu konstruieren, sondern fühlen sich in den beschriebenen Situationen von den Interviewerinnen unter Legitimationsdruck gesetzt und aktualisieren in diesem Kontext die Geschlechterdifferenz.

Abschließend komme ich auf das Phänomen der unterschiedlichen Länge zurück. Dadurch, dass es in den Interviews der Interviewerinnen keine Gemeinschafts- und Differenzkonstruktionen wie bei den männlichen Interviewern gibt, werden auch nicht die Prozesse in Gang gesetzt, die zu einer höheren Detaillierung

und damit Verlängerung der Erzählung führen. Die Besonderheit, dass die lebensgeschichtlichen Erzählungen in diesen Interviews kürzer sind als in denen der männlichen Interviewenden, kann somit auch als ein Resultat der biographischen Konstruktion von Männlichkeit verstanden werden. Jedoch möchte ich nochmals betonen, dass weitere Gründe in der spezifischen Interaktionsstruktur des jeweiligen Interviews liegen, die Besonderheit nicht *nur* ein Effekt der Konstruktion von Geschlecht ist.

9.3 Resümee: Die Konstruktion von Männlichkeit als eine „Männersache“

Abschließend gehe ich der Frage nach, wie die Unterschiede in der Aktualisierung des Geschlechts in der Konstellation mit männlichen und weiblichen Interviewenden zu erklären sind. Im zweiten Kapitel habe ich im Anschluss an Robert Connell dargestellt, dass die soziale Produktion von Männlichkeit in einer doppelten Relation erfolgt: gegenüber Weiblichkeit bzw. Frauen und anderen Männlichkeiten bzw. Männern. Connell geht davon aus, dass die Relation zu Frauen und Weiblichkeit durch den Anspruch auf Dominanz gekennzeichnet ist, während die Beziehungen zu Männlichkeiten und Männern durch Hegemonie, Dominanz, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung bestimmt sind. Pierre Bourdieu argumentiert, dass die soziale Produktion von Männlichkeit in „männlichen Spielen“ um Macht und Ehre erfolgt. Voraussetzung für die Teilnahme an den Spielen ist das Prinzip der gleichen Ehre. Der zentrale Modus der Männlichkeitskonstruktion ist die Herstellung von Dominanz gegenüber anderen Männern, Bourdieu nennt ihn die *libido dominandi*. Frauen stellen zwar für Männer eine unersetzliche Quelle der Anerkennung dar, diese zählt sozial jedoch weniger als die der Männer.

Die Konstruktion von Männlichkeit erfolgt in der Interaktion nur in Bezug auf die männlichen Interviewer. Die befragten Männer stellen ein komplexes Beziehungsgeflecht zwischen sich und den Interviewern her. Die Prozesse der Gemeinschaftsherstellung lese ich als eine gegenseitige Anerkennung und Bestätigung von Männlichkeit. Diese gegenseitige Anerkennung kann überdies als Ursache und Motiv interpretiert werden, dem anderen Mann gegenüber seine Lebensgeschichte besonders detailliert darzustellen.

Umgekehrt lässt sich der Schluss ziehen, dass den Interviewerinnen gegenüber weniger erzählt wird, weil ihre Anerkennung in den sozialen Spielen um Macht und Herrschaft weniger wert ist, denn im Rahmen der modernen symbolischen Geschlechterordnung gelten sie nicht als gleich, sondern als das unterlegene Geschlecht. Die Praktik, weniger zu erzählen, kann somit auch als Dominanz

gegenüber und Abwertung der Interviewerinnen gelesen werden. Im Interview findet jedoch parallel ein gegenläufiger Prozess statt: In ihrer Position als Forscherin bzw. Expertin werden die Interviewerinnen anerkannt. Das Phänomen, dass gegenüber den Interviewerinnen verbal kaum Dominanz hergestellt wird und die Interaktion durch Kooperationsbereitschaft charakterisiert ist, kann unterschiedlich interpretiert werden. Beides kann aus der Anerkennung des männlich konnotierten Expertenstatus' der Interviewerin folgen. Möglicherweise steht es aber auch in Zusammenhang mit dem von den befragten Männern in den Interviews formulierten Anspruch auf Gleichberechtigung der Geschlechter. Aus dieser Perspektive lassen sich fehlende Dominanzansprüche und Kooperationsbereitschaft als Versuch lesen, Gleichberechtigung in der Praxis umzusetzen. Im folgenden und abschließenden Kapitel werde ich diskutieren, ob die gegenläufigen Prozesse in der Interaktion mit den Interviewerinnen als Ausdruck von Veränderungen im Geschlechterverhältnis zu verstehen sind.

10. Schlussbetrachtungen

Zum Abschluss der Untersuchung gilt es nun ihre Erzählgestalt zu schließen, denn nicht nur alltagsweltliche, sondern auch wissenschaftliche Darstellungen folgen den beschriebenen Regeln des Erzählens (u.a. Middell 2000; Bude 1995). Wissenschaftliche Erzählungen haben darüber hinaus fachspezifische Grundsätze, die ihre Narrativität verbergen und Wissenschaftlichkeit bzw. Objektivität erzeugen.¹ Gerade qualitative empirische Studien stehen unter besonderen Zwängen, den Eindruck von Objektivität zu erzeugen und die Bedeutung der „subjektseitigen Einflüsse für die wissenschaftliche Erkenntnisarbeit“ (Breuer et al. 2002, 2. Absatz) zum Verschwinden zu bringen.

Beide Aspekte – die Narrativität der Darstellung und die Bedeutung des oder der Forschenden – sind in den vergangenen Jahren zunehmend kritisch diskutiert worden. Der Titel meiner Untersuchung „Männlichkeit erzählen“ nimmt diese Debatten auf: Vordergründig meint er, wie die befragten Männer Männlichkeit erzählen, mittels welcher Modi sie ihre Geschlechtszugehörigkeit in den Erzählungen *rekonstruieren*. Diese Praktiken habe ich anhand der vorliegenden Interviewtexte *rekonstruiert*. Dabei handelt es sich um „Rekonstruktionen zweiten Grades“ (Dausien & Kelle 2001, 4): Ich habe die alltagsweltlichen Konstruktionen der Interviewpartner mit Mitteln der qualitativen Forschung untersucht und theoretisch reformuliert. Anschließend habe ich diese Konstruktionen zweiten Grades zu einer „soziologischen Erzählung“ (Bude 1995, 409) geformt. Hintergründig verweist der Titel darauf, dass ich, die Forscherin und Autorin, Ihnen, den Lesern und Leserinnen, erzähle, wie die befragten Männer Männlichkeit erzählen.

Diese Erzählung ist nun mit diesem Kapitel an ihrem Ende angekommen. Die Erzählgestalt zu schließen, birgt aber noch einmal besonders die Gefahr der „narrativen Glättung“ (Polkinghorne 1998, 25) und damit einer Komplexitätsreduzierung. Ich werde deshalb im Folgenden nicht alle Ergebnisse der Untersuchung noch einmal zusammenfassen, sondern anhand meiner drei Forschungskomplexe die für mich wichtigen Befunde darlegen und diskutieren, welche weiteren Fragen sich aus diesen Resultaten für mich stellen. Dabei habe ich die Komplexe in eine neue Reihenfolge gesetzt: Im ersten Abschnitt wende ich mich dem Komplex „Die biographische Rekonstruktion von Identität und Geschlecht“ zu, fasse die Konstruktionsmodi zusammen und arbeite die Relationen zwischen ihnen heraus. Im zweiten Abschnitt gehe ich auf den Komplex „Männlichkeitskonstruktionen in der DDR und Ostdeutschland“ ein. Im Mittelpunkt dieses Teils steht die Frage, wie die „merkwürdige Absenz“ (Trüeb 1994, 79) von Frauen in den Lebensgeschichten zu bewerten ist.

Anschließend wende ich mich dem Komplex „Die dialogische Struktur des narrativen Interviews“ zu. Zum Abschluss der Untersuchung ziehe ich ein Resümee hinsichtlich meiner Anwendung einer dialogischen Perspektive auf das narrative Interview und plädiere dafür, diese Perspektive konsequent bei der Erhebung und Auswertung der Daten zu berücksichtigen.

10.1 Die biographische Rekonstruktion von Identität und Geschlecht

Die im Folgenden darzustellenden Kategorien und Subkategorien der biographischen Konstruktion von Männlichkeit verstehe ich als *Modi* bzw. „*Praktiken*“ (Connell 1999, 102) der Männlichkeitskonstruktion. Sie werden in den einzelnen Lebensgeschichten performativ eingesetzt. Das bedeutet, der Interviewpartner wendet sie in seiner Erzählung eigenlogisch für die Konstruktion von Biographie und Geschlecht an. Diese Perspektive schließt Unterschiede in der Anwendung der Modi ausdrücklich ein.

Auf der inhaltlichen Ebene lassen sich vier Modi differenzieren: die Fokussierung von Berufsarbeit; die Rekonstruktion der Armeezeit; die Dethematisierung von Familienbeziehungen und die Bezugnahme auf andere Männer. Diese Modi stehen in einer hierarchischen Relation. Die Fokussierung von Berufsarbeit ist *die* zentrale Praktik der biographischen Konstruktion von Männlichkeit und Identität. In den Erzählungen werden geschlechtsgebundene berufliche Identitäten rekonstruiert und zugleich „berufliche Ideale“ entworfen, die aus der normativen Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit folgen und diese in den Erzählungen zugleich reproduziert. Dabei ist der Zusammenhang zwischen der Erwerbsbiographie und der beruflichen Identität nicht linear. Im Gegenteil, die aktuelle Erwerbstätigkeit und die Identitätskonstruktion können erheblich differieren. In diesen Fällen knüpfen die Interviewpartner Verbindungen zwischen verschiedenen Lebensphasen, Qualifikationen, Interessen etc. und „verwurzeln“ ihre gegenwärtige berufliche Identität in der Vergangenheit. Auf diese Art und Weise werden Brüche und Diskontinuitäten in die Erwerbsbiographien integriert und als sinnvoll gedeutet. Biographisch fundiert wird die berufliche Identitätskonstruktion durch die Konstruktion einer „beruflichen und/oder politischen Genealogie mit dem Vater“.

Die beruflichen Identitätskonstruktionen werden mit sozialen und teilweise auch mit regionalen Identitäten verbunden, die von mir nicht einem systematischen Vergleich unterzogen worden sind, da der Schwerpunkt meiner Untersuchung auf den Geschlechterkonstruktionen liegt. Diese Lücke zu schließen, bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten. Gerade in Bezug auf die DDR und Ostdeutschland sehe ich in dieser Hinsicht einen Forschungsbedarf. Empirische Stu-

dien, die untersuchen, wie sich Individuen selbst sozial verorten, auf welche kulturellen und sozialen Diskurse sie Bezug nehmen und wie sie diese performativ für die Konstruktion von Identität einsetzen, gibt es kaum.²

Die Bedeutung der sozialen Positionierung für die Identitätskonstruktionen ist in den untersuchten Lebensgeschichten sehr unterschiedlich. Dies gilt auch für die regionale Zugehörigkeit. Aber unabhängig von der sozialen und regionalen Verortung, d.h. über alle sozialen Unterschiede hinweg, rekonstruieren bis auf eine Ausnahme alle befragten Männer berufliche Identitäten.

In die berufliche Identitätskonstruktion wird die Armeezeit „eingebaut“. Ich habe gezeigt, dass der Wehrdienst in einer bestimmten Logik erzählt wird, die als „bewältigte Lebensphase“ bezeichnet werden kann und die moderne Verknüpfung von Männlichkeit und Militär reproduziert. Dabei werden besonders die Aspekte hervorgehoben, mittels derer im Rahmen der Erzählung eine kohärente Identität hergestellt werden kann. Dies sind künstlerische oder sportliche Interessen und Fähigkeiten, bei einem kleineren Teil der Männer auch berufliche Kenntnisse, die in der NVA eingesetzt und erweitert werden. Auf diese Art und Weise kann auch der Bruch oder die Diskontinuität in der beruflichen Laufbahn, die durch die Einberufung zum Wehrdienst entsteht, in die Lebensgeschichte integriert und die Armeezeit zumindest teilweise als sinnvolle Zeit bewertet werden.

In den Erzählungen über den Wehrdienst werden die „Erlebnisse männlicher Gemeinschaft“ herausgehoben. Militärische Männlichkeitsideale spielen in den Lebensgeschichten der befragten Männer explizit keine Rolle, der Wehrdienst wird als eine nicht zu umgehende Pflicht dargestellt. Dennoch zeigt sich, dass die Absolvierung des Wehrdienstes eine biographische Ressource für die Konstruktion von Männlichkeit konstituiert. Dieser Aspekt ist in weiterführenden Untersuchungen genauer zu analysieren. Wie verhält sich dies bei Männern, die in den Baueinheiten der NVA gedient haben? Welche Bedeutung hatten bspw. militärische Männlichkeitskonzepte für Männer älterer Geburtsjahrgänge, insbesondere für Männer der Staats- und Parteiführung. Weitergehend ist zu untersuchen, welche Bedeutung das Militär für das Geschlechterverhältnis in der DDR hatte.

In den lebensgeschichtlichen Erzählungen erfolgt eine Dethematisierung intimer Beziehungen bzw. Partnerschaften, der eigenen Vaterschaft und sozialer Familienbeziehungen. Ich habe vielfältige Gründe für dieses Phänomen diskutiert. Eine der zentralen Ursachen liegt aber in der normativen Verknüpfung von Weiblichkeit und Familie. Dementsprechend gibt es kaum anerkannten Erzähl- und Identitätsmuster, die Männlichkeit und Familie miteinander verbinden. Die Geschlechtszugehörigkeit wird im familialen Zusammenhang durch die Nennung von „vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Familienpositionen“ hergestellt. In Beziehung zur Herkunftsfamilie wird außerdem eine beruflich und/

oder politische Genealogie zwischen Vater, Sohn und teilweise auch Bruder bzw. Brüdern konstruiert. Im Hinblick auf die eigene Familie wird heterosexuelle Männlichkeit hergestellt, indem auf die Familienpositionen (Ehe-)Partner und Vater kurz hingewiesen wird.

Der vierte Modus, der Bezug auf andere Männer, liegt quer zu den drei bisherigen: In allen drei Bereichen Beruf, Wehrdienst und Familie sind die Ereignissträger in den Erzählungen männlich, Frauen kommen in den Geschichten nur am Rande vor. Der Erzähler stellt zwischen sich und den anderen männlichen Akteuren der Lebensgeschichte „männliche Gemeinschaften“ her. Über diese Gemeinschaften wird im Kontext von Berufsarbeit und Wehrdienst erzählt. Zugleich werden zwischen dem Biographieträger und den männlichen Ereignissträgern „Differenzen“ produziert. Die Differenzkonstruktionen erfolgen oft mit Rekurs auf die Geschlechterdifferenz: Die anderen Männer werden durch die Zuschreibung weiblich konnotierter Charakteristika feminisiert und untergeordnet. Die eigene Position hingegen wird als die überlegene dargestellt und damit „Dominanz“ erzeugt.

Auf der formalen bzw. grammatikalischen Ebene erfolgt die Konstruktion von Männlichkeit mittels vier verschiedener Modi: die lineare Erzählung entlang des kulturellen und sozialen Musters eines männlichen Erwerbslebenslaufs; die Konstruktion eines unabhängigen und aktiven Ich; die Separierung und Unterordnung des Familienbereichs und das Einsetzen spezifischer Erzählmuster.

Eine erste Gruppe von befragten Männern *erzählt* detailliert eine Lebensgeschichte, während die Männer der zweiten Gruppe kurz ihren Lebensablauf *berichten*. Beide Gruppen strukturieren ihre Erzählung bzw. ihren Bericht entlang des kulturellen und sozialen Musters eines männlichen Erwerbslebenslaufs und damit relativ geradlinig. Die Selbstpräsentation des „erzählten Ich“ (Sill 2000, 126) erfolgt in Form eines unabhängigen und aktiven Ich. Die Subjektposition des Ich-Erzählers kann, so habe ich gezeigt, als eine männlich kodierte Subjektposition verstanden werden. Verstärkt wird sie, indem dieses Ich als von Anderen unabhängig und aktiv handelnd dargestellt wird, was modernen Männlichkeitsvorstellungen entspricht. Insbesondere in den Erzählungen der ersten Gruppe wird dieses Ich immer wieder von Anderen, und zwar männlichen Anderen, abgegrenzt.

Die Familiengeschichte wird in den Erzählungen von der Berufsgeschichte separiert und dieser untergeordnet. Dies geschieht in Hintergrundkonstruktionen, rezessiven Erzähllinien oder einem geschlossenen Suprasegment. Die Fokussierung der Berufsarbeit und die Dethematisierung der Familienbeziehungen auf der inhaltlichen Ebene korrespondiert folglich mit der formalen Konstruktion der Lebensgeschichte.

Die Interviewpartner der ersten Gruppe setzen darüber hinaus spezifische Erzählmuster performativ ein. So wird in den ausführlichen Lebensgeschichten meist

auf das Erzählmuster der Entwicklungsgeschichte zurückgegriffen, welches in einem Teil der Erzählungen mit weiteren Erzählmustern wie der Bekenntnis- und der Abenteuergeschichte verknüpft wird. In dieser Hinsicht sind auch soziale, wie etwa proletarische Erzähltraditionen von Bedeutung. Das Modell der Entwicklungsgeschichte korrespondiert in hohem Maße mit modernen, normativen Vorstellungen von Individualität: Das Individuum soll sich im Laufe des Lebens entwickeln, es soll nicht stagnieren, sondern sich vorwärts bewegen und seine Biographie selbst in die Hand nehmen. Historisch ist dieses Erzählmuster, so habe ich gezeigt, als ein männliches Erzählmuster zu verstehen. Darüber hinaus werden vor allem männlichen Interviewenden gegenüber die Erzählmuster der Abenteuergeschichte bzw. kurzer pointierter Storys eingesetzt. Diese Muster eignen sich in besonderem Maße Männlichkeit herzustellen.

Bei der Analyse des kulturellen und sozialen Formenrepertoires für die Konstruktion von Männlichkeit bin ich immer wieder auf zwei Probleme gestoßen: Zum einen müssen literaturwissenschaftliche, linguistische, volkskundliche und medienwissenschaftliche Analysen erst für die Untersuchung von Lebensgeschichten nutzbar gemacht werden, was einer eigenständigen „Übersetzungsarbeit“ bedarf. Zum anderen lassen sich nur wenige Arbeiten finden, die Männlichkeit in den Mittelpunkt der Untersuchung stellen. Auch in dieser Beziehung sind weitere Forschungen notwendig.

Und schließlich lassen sich auf der interaktive Ebene zwei Praktiken unterscheiden: Gegenüber männlichen Interviewenden werden Gemeinschaft(en) und Differenz(en) hergestellt; die Geschlechtszugehörigkeit der weiblichen Interviewenden wird hingegen kaum aktualisiert. In der Interaktion zwischen den männlichen Interviewpartnern wird Männlichkeit durch Prozesse der Gemeinschafts- und Differenzkonstruktionen zwischen den Interviewpartnern „gemacht“ und oft mit einem Anspruch auf Dominanz verknüpft, was zu einer höheren Detailliertheit der lebensgeschichtlichen Erzählungen führt. Formal erfolgt dies in Abenteuergeschichten und Storys. Die interaktive und formale Ebene der Männlichkeitskonstruktion sind in dieser Hinsicht eng miteinander verknüpft.

In den Interviews der Interviewerinnen hingegen rekonstruieren die befragten Männer ihre Geschlechtszugehörigkeit vor allem auf der inhaltlichen und der formalen Ebene. Die Interviewpartner beziehen sich nur im Kontext des Familienthemas insbesondere der Haus- und Familienarbeit implizit auf das Geschlecht der Interviewerin, explizite geschlechtliche Markierungen wie bei den männlichen Interviewenden finden sich kaum.

Es lässt sich schlussfolgern, dass die Geschlechtszugehörigkeit der männlichen Interviewenden als eine Ressource für die Konstruktion von Männlichkeit fungiert, während dies bei den Interviewerinnen nicht der Fall ist. Vergleicht man die

Modi der Männlichkeitskonstruktion auf der interaktiven mit der inhaltlichen Ebene, so fällt eine zentrale Übereinstimmung auf: Für die Konstruktion von Männlichkeit ist die Herstellung von Gemeinschaften und Differenzen zwischen Männern ausschlaggebend, auf Frauen hingegen wird kaum Bezug genommen. Ist die Konstruktion von Männlichkeit demnach, wie Michael Meuser vermutet, eine „Sache zwischen Männern“ (Meuser 1999a, 57)? Wie verhält es sich mit der zweiten Dominanzstruktur der Männlichkeitskonstruktion, der Unterordnung von und Dominanz gegenüber Weiblichkeit bzw. Frauen?

10.2 Männlichkeitskonstruktionen in der DDR und in Ostdeutschland

Die Analyse der Lebensgeschichten hat gezeigt, dass drei Aspekte für die Konstruktion von Männlichkeit zentral sind: die absolute Priorität des Berufs, die Armeezeit und die Dethematisierung von Frauen. In diesem Abschnitt werde ich der Frage nachgehen, wie die Abwesenheit von Frauen zu interpretieren ist. Ist das Fehlen von Frauen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen als ein Dominanzverhalten gegenüber Frauen zu verstehen? Wird über Kolleginnen, (Ehe-)Partnerinnen, Mütter, Freundinnen etc. so wenig erzählt, weil soziale Anerkennung nur von anderen Männern erworben werden kann? Oder ist die Abwesenheit Ausdruck von Transformationen im Geschlechterverhältnis?

Die Dethematisierung von Frauen erfolgt in allen drei inhaltlichen Bereichen. In Bezug auf die Berufsarbeit wird fast ausschließlich über männliche Kollegen und Vorgesetzte erzählt. Dabei werden berufliche Ideale konstruiert und mittels derer Gemeinschaft(en) und Differenz(en) zwischen den Männern hergestellt. Frauen scheinen diese beruflichen Ideale nicht vertreten zu können. Wurde jedoch nachgefragt, so zeigt sich, dass Kolleginnen nicht aus den Gemeinschaften ausgeschlossen werden. Das berufliche Ideal kann aus der Perspektive der Interviewten ausdrücklich von Frauen und Männern vertreten und realisiert werden. Generell werden den Kolleginnen nur vereinzelt weibliche Charakteristika zugeschrieben, dies erfolgt gegenüber männlichen Interviewenden. Die Differenz(en) zwischen den Männern werden jedoch mit Bezug auf die Geschlechterdifferenz konstruiert: Den anderen Männern werden weiblich konnotierte Eigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrieben, auf diese Art und Weise werden sie dominiert und untergeordnet.

Wie sind diese widersprüchlichen Phänomene zu erklären? Die Integration der Frauen in das Erwerbssystem hat zu einem Abflachen von Geschlechterhierarchien geführt. Verstärkt worden ist dieser Transformationsprozess im Geschlechterverhältnis durch den in der DDR vertretenen Anspruch auf Gleichberechtigung

der Frau. Die Gleichberechtigung der Geschlechter war nicht nur in der Verfassung der DDR juristisch verankert, sondern ist auch von Männern und Frauen vertreten worden. In der DDR hatte sich im Laufe ihrer Geschichte zunehmend die Auffassung durchgesetzt, dass Männer und Frauen gleichberechtigt sind. Als Indikator galt die hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen. Dass Frauen in der DDR in verschiedenen Dimensionen benachteiligt gewesen sind und es sich bei der Vorstellung der erreichten Gleichberechtigung um einen gemeinsam geteilten „Mythos“ (Winkler 2001, 92) handelt(e), spielt für meine Argumentation nur eine sekundäre Rolle, wichtig ist die geteilte Auffassung. So vertreten die befragten Männer die Ansicht, dass Berufsarbeit sowohl im Leben von Männern als auch von Frauen sehr wichtig ist. Der größte Teil der befragten Männer schätzt die Berufsarbeit der (Ehe-)Partnerin in Bezug auf die eigene als gleichwertig ein. Darüber hinaus wird ein, wenn auch kaum realisierter, Anspruch auf eine gleiche Teilung der Familienarbeit formuliert. Auch nach der Wende 1989 wird an der Idee, dass Männer und Frauen gleichberechtigt sind und dementsprechend gleiche Rechte haben, festgehalten.³

Das Auftreten der Interviewpartner gegenüber den Interviewerinnen lässt sich demnach als ein Indikator für die Veränderungen interpretieren. Ich habe gezeigt, dass die Interviewerinnen vordergründig in ihrer professionellen Rolle wahrgenommen werden. Die Geschlechterdifferenz wird in der Interaktion nur selten aktualisiert, dies erfolgt als Reaktion im Familienthema, wenn sich die Männer mit vermeintlichen Forderungen nach Gleichberechtigung der Geschlechter konfrontiert sehen. Die Interviewpartner gehen in diesem Kontext davon aus, dass die Interviewerin das normative Ideal einer gleichberechtigten Partnerschaft vertritt und fühlen sich unter Legitimationsdruck gesetzt. Diese Reaktionen verweisen möglicherweise auf Konflikte in den Beziehungen, die jedoch im Interview dethematisiert werden.

Vorsichtig lässt sich der Schluss ziehen, dass die Erwerbsintegration der Frauen und der selbstverständlich geteilte Anspruch auf Gleichberechtigung der Geschlechter dazu führen, dass die Dominanzstruktur gegenüber Frauen kaum aktualisiert wird. Im gesamten Interviewmaterial lassen sich nur wenige Belege dafür finden, dass die befragten Männer Frauen unterordnen und dominieren. Dies gilt auch im Hinblick auf die Interviewerinnen. Jedoch wird diese Tendenz durch folgende Prozesse unterlaufen.

In den Erzählungen wird Männlichkeit zwar nicht durch Dominanz gegenüber Frauen, aber mittels Dominanz gegenüber Weiblichkeit konstruiert, denn die Hierarchien zwischen den Männern werden mit Rekurs auf die Geschlechterdifferenz hergestellt. Die symbolische Geschlechterordnung mit ihrer Hegemonie von Männlichkeit bleibt also in Kraft und wird unter der Hand reproduziert.

Dies gilt auch für einen weiteren Aspekt: Die befragten Männer *rekonstruieren* ihre Lebensgeschichte als eine „Männergeschichte“, welche die weibliche Hälfte der Gesellschaft weitgehend ausspart. Dieser Modus korrespondiert mit der gesellschaftlichen Geschichtsschreibung.⁴ Auf diese Art und Weise wird der Anteil von Frauen an der Geschichte verschwiegen und männliche Hegemonie gewahrt. In dieser Lesart reproduzieren die „kleinen“ (Lebens-)Geschichten der befragten Männer die „’großen’ Geschichten“ (Trüb 1994, 88) der Gesellschaft und damit männliche Hegemonie.

Die Dethematisierung von Frauen sehe ich als Folge und Ausdruck des Geschlechterverhältnisses der DDR und Ostdeutschlands, welches ich als ein Spannungsverhältnis zwischen männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter charakterisiert habe. Wird in den Erzählungen auf der einen Seite ein Anspruch auf Gleichberechtigung formuliert, so wird auf der anderen Seite, ob gewollt oder nicht gewollt, männliche Hegemonie reproduziert.

Meine Untersuchung hat gezeigt, dass Männlichkeit in einer doppelten Dominanzstruktur konstruiert wird, jedoch nicht durch die Dominanz gegenüber Frauen. Die Relation zwischen Männern ist dabei ausgesprochen komplex: So werden Gemeinschaften und Differenzen über die Zuschreibung von Männlichkeiten in Form von beruflichen Idealen hergestellt. Sowohl in den Prozessen der Gemeinschafts- als auch Differenzherstellung kann Dominanz eingesetzt werden, sie muss jedoch nicht aktualisiert werden. Die Herstellung von Dominanz erfolgt über Weiblichkeitszuschreibungen.

In Hinsicht auf die Ausgangsfrage nach der Relation der beiden Dominanzstrukturen zeigt sich, dass zwischen Männlichkeit und Männern sowie Weiblichkeit und Frauen analytisch klar differenziert werden muss. Dies ist in vielen vorliegenden Untersuchungen bisher nicht der Fall. Mit Bezug auf eine solche analytische Trennung lässt sich das Phänomen der „Männerzentriertheit“ (Trüb 1994, 88) der lebensgeschichtlichen Erzählungen als Ausdruck von Ungleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis interpretieren. Zum einen ist die asymmetrische symbolische Geschlechterordnung weiterhin in Kraft und wird in den Erzählungen reproduziert. Zum anderen sind die Alltagsbeziehungen zu Frauen durch einen Anspruch auf Gleichberechtigung bestimmt. Die mit diesem Anspruch verbundenen Ungleichzeitigkeiten in der Lebensrealität der befragten Männer, wie etwa ihr Engagement in der Kinderbetreuung, werden auf Grund der normativen Verknüpfung von Weiblichkeit und Familie kaum thematisiert. Damit wird aber auch der Entwurf alternativer Identitätskonzepte jenseits der Erwerbsarbeit blockiert.

10.3 Die dialogische Struktur des narrativen Interviews

Damit komme ich abschließend noch einmal auf die Methode zurück. Es gibt eine bemerkenswerte Lücke in der sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur zur qualitativen Forschung. Auf der einen Seite nehmen Publikationen zu, die sich mit der Bedeutung des bzw. der Forschenden für die Datenproduktion und Auswertung sowie für den Erkenntnisprozess insgesamt auseinandersetzen.⁵ Auf der anderen Seite wird in praktischen Darstellungen zur Durchführung und Auswertung narrativer Interviews weiterhin der „soziologische Narrativismus“ (Bude 1995, 412) vertreten.⁶ Ausgehend von den von Fritz Schütze formulierten Prämissen, die ich im vierten Kapitel dargelegt und kritisiert habe, wird die Auffassung vertreten, dass der bzw. die Interviewende, hält er oder sie sich nur strikt genug zurück, die Erzählung in keinerlei Weise beeinflusst. Dementsprechend werden rigide Regeln für die Interviewführung formuliert, die nahe legen, dass bei präziser Anwendung der Regeln, ein narratives Interview mit einer langen autobiographischen Stegreiferzählung entsteht. Kommt eine solche Stegreiferzählung nicht zustande, liegt es am Interviewenden, der sich falsch verhalten hat. So wird bspw. im Handbuch von Thomas Heinze ein nicht gelungenes narratives Interview abgedruckt, um das Verhalten der Interviewerin als „unstatthaft“ zu brandmarken, weil sie bspw. „wieder einmal das Schweigen nicht aushält“ (Heinze 2001, 194).

Die Vorstellung, dass die Haupterzählung „autonom“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 140) ist, geht jedoch von unzutreffenden Vorstellungen über das Erzählen aus. Zum einen haben die Fallanalysen gezeigt, dass jedes Interview eine spezifische Interaktionsstruktur aufweist, die das, was in der Haupterzählung erzählt wird, mitbestimmt oder präziser formuliert: mitproduziert. Die Interaktion wird sowohl von den impliziten gegenseitigen Erwartungen der Interviewpartner strukturiert als auch von der konkreten Person des bzw. der Interviewenden. Ich habe gezeigt, welche Rolle die sozialen Zugehörigkeiten, insbesondere das Geschlecht in der Interaktion spielen. Auch ein miteinander geteiltes oder als gemeinsam unterstelltes Interesse kann zu einer bestimmten Fokussierung der Erzählung führen.

Zum anderen werden von den Interviewten Muster von Erzählungen und Identitäten aus dem kulturellen und sozialen Repertoire der jeweiligen Gesellschaft performativ eingesetzt. Die Annahme, dass eine sehr offen formulierte Erzählaufforderung, so bspw. das Argument von Gabriele Rosenthal und Wolfgang Fischer-Rosenthal (1997; 2000), dazu führt, dass der Interviewte seine Erzählung nach seinen eigenen Relevanzen strukturiert, hat sich in einem Teil der hier vorliegenden Interviews als nicht richtig erwiesen. Gerade die sehr vage Erzählaufforderung hat bei einigen der Interviewten zunächst zu einer Verunsicherung

darüber geführt, was erzählt werden soll. Ist die Erzählaufforderung nicht präzisiert worden, so hat der Interviewpartner seine Lebensgeschichte nach dem kulturellen und sozialen Muster eines männlichen Lebens entlang des Ausbildungs- und Berufsverlaufs erzählt. Dass alle Interviewpartner ihre Erzählung auf diese Art und Weise strukturieren, ist möglicherweise auch ein Effekt der offenen Erzählaufforderung.

Eventuell haben auch die Vorabsprachen zu dieser Fokussierung beigetragen: Den Interviewpartner ist gesagt worden, dass wir uns für Biographien ostdeutscher Männer interessieren, für ihre Erfahrungen, die sie in ihrem Leben und insbesondere in der Zeit seit der Wende im Jahr 1989 gemacht haben. Die Mitteilung, dass wir nur *Männer* befragen, kann dazu geführt haben, dass die Interviewten sich vor allem als Männer und nicht als Vater, (Ehe-)Partner, Mitglied einer Freizeitgemeinschaft, Sportler etc. angesprochen gefühlt haben und deshalb das über ihr Leben erzählt haben, was sie glaubten, das von ihnen als Männer kulturell und sozial erwartet wird – die Zentrierung des Lebens auf und die Identifikation mit dem Beruf.

Gibt man die Vorstellung auf, dass der bzw. die Interviewende keinen Einfluss darauf hat, was erzählt wird, lässt sich auch die Interviewmethode weniger rigide handhaben. So können genauere Fragestellungen zu Beginn des Interviews dazu beitragen, Unsicherheiten abzubauen und den Interviewpartner zum Erzählen zu motivieren. Problemzentrierte statt ausschließlich „erzählgenerierende Nachfragen“ (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 144) eignen sich gegebenenfalls besser, Widersprüche und Konflikte zu thematisieren.

Unabhängig davon, wie viel der oder die Interviewende selbst im Interview fragt, Erklärungen abgibt etc., ist davon auszugehen, dass die lebensgeschichtliche Erzählung ein Dialog ist. Üblich ist es jedoch diesen Dialog als Monolog zu analysieren und zu interpretieren, was zu einer „Verzerrung“ der Daten führt. Der Vorwurf „eines verzerrenden Einfluss[es]“ (Welzer 1995, 187) wird jedoch üblicherweise dem Verhalten der oder des Interviewenden zugeschrieben. Stattdessen ist davon auszugehen, dass die Erzählungen interaktiv erzeugt werden und demnach die Interaktion in die Analyse einbezogen werden muss.

Das Interview als Dialog zu interpretieren bedeutet einerseits die Interaktion zwischen den Interviewpartnern in die Interpretation einzubeziehen und in der Fallanalyse die jeweilige Interaktionsstruktur zu rekonstruieren. Andererseits muss auch der Rahmen des Interviews in diese Rekonstruktion einbezogen werden. Dazu gehören die Vorabinformationen zum Forschungsprojekt, die persönlichen Beziehungen zwischen beiden Interviewpartnern, der Ort des Interviews etc. In den einzelnen Fallanalysen hat sich gezeigt, dass die im Rahmen dieser Untersuchung geführten Protokolle zur Interviewsituation häufig zu wenige Informationen ent-

halten. In dieser Hinsicht gibt die soziologische Ethnographie (Hirschauer & Amann 1997) Anregungen, wie diese Lücke zu schließen ist. In der Phase der Datenerhebung, aber auch der Auswertung könnten Feldnotizen, aber auch Forschungstagebücher geführt werden.⁷ Durch die Analyse dieser Daten könnte die Rolle des bzw. der Forschenden für die Datenerhebung und -auswertung sehr viel genauer reflektiert werden. Darüber hinaus lässt sich mittels dieses Instruments auch der subjektseitige Einfluss für die Erkenntnisarbeit bestimmen. Es ist an der Zeit, dass die Erkenntnisse über die Konstitutionsbedingungen von narrativ-biographischen Daten in die Methodenliteratur integriert werden und Schlussfolgerungen für die Erhebung *und* Auswertung daraus gezogen werden.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Ähnlich wie die „Frauenfrage“ wurde auch die „Männerfrage“ in der DDR weniger in der Wissenschaft als in der Literatur verhandelt. So erschienen in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre mehrere halbdokumentarische Publikationen nach dem Vorbild von Maxi Wanders „Guten Morgen, du Schöne“ (1980), die diese Fragen thematisierten. Die beiden Bücher von Christine Müller (1985) und Christine Lambrecht (1986) erreichten eine hohe Popularität und wurden in den Medien wiederholt diskutiert. 1989 erschienen des Weiteren Protokolle schwuler Männer von Jürgen Lemke (1989) und Geschichten ausländischer Männer von Christiane Barckhausen (1989).
- 2 Erst in den letzten Jahre sind einige wenige qualitative Untersuchungen zum Gegenstand ostdeutsche Männer und Männlichkeit erschienen (Brandes 2002; Bereswill i.E.).
- 3 Zu weiteren westdeutschen Klischees von Männer-/Männlichkeitsforschern über DDR-Männer vgl. auch Rohnstock 1995.
- 4 Die Ergebnisse des Lehrforschungsprojektes sind in den Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung Heft 1/2, 2000 veröffentlicht: Ahammer et al. 2000; Ripp 2000; Salzwedel & Scholz 2000; Scholz 2000a und Waburg 2000.

1. *Die narrativ-biographische Konstruktion von Selbst, Geschlecht und sozialer Welt*

- 1 Zu den Regeln der Anonymisierung Kapitel 4 und zur Zitierweise der Interviews Kapitel 6.
- 2 Ich schließe vorrangig an eine sozialkonstruktivistisch orientierte soziologische Biographieforschung an wie sie von Wolfram Fischer-Rosenthal (1992; 1996; 2000) und Gabriele Rosenthal (1995), Peter Alheit (1990) und Bettina Dausien (1996; 1998) vertreten wird. Gleichzeitig orientiere ich mich an Analysen aus dem Bereich der narrativen Psychologie und der Sozialpsychologie, die sich ebenfalls in einer sozialkonstruktivistischen Tradition verorten u.a. von Jens Brockmeier (1999), Jerome Bruner (1999), Wolfgang Kraus (2000), Wolfgang Keupp et al. (2002). Darüber hinaus haben auch Untersuchungen aus dem Bereich der Oral History mein Verständnis von der narrativen Konstruktion von Biographie und Welt geprägt wie etwa die von Ulrike Jureit (1999) oder Karoline Tschuggnall und Christian Geulen (2000). Im Hinblick auf die soziale Konstruktion von Geschlecht beziehe ich mich vor allem auf die Arbeiten von Carol Hagemann-White (1984), Regine Gildemeister und Angelika Gildemeister (1992) sowie Bettina Dausien, letztere verbindet die sozialkonstruktivistische Geschlechterforschung mit der Biographieforschung.
- 3 Vgl. dazu die grundlegende Arbeit von Berger und Luckmann „Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie“ (1994), die sich vor allem an der Wissenssoziologie von Karl Mannheim und Max Scheller sowie der Phänomenologie von Alfred Schütz orientiert (vgl. dazu auch Treibel 2000).

- 4 Vgl. dazu bspw. die Untersuchungen von Hermanns, Tkocz & Winkler 1984; Giegel, Frank; & Billerbeck 1988; Vordernach 1994; Schütze 1995.
- 5 Zur Rolle der Beichte für die Herausbildung einer „Besinnung auf sich Selbst“ und einer „Empfindung für die eigene Subjektivität“ sowie die Verknüpfung mit der Gesamtbiographie vgl. ausführlich Hahn 2000, 197 ff.
- 6 Wagner geht in „Soziologie der Moderne“ von verschiedenen Phasen der Moderne aus, in denen das genannte Identitätskonzept jeweils unterschiedlich weit verbreitet ist. In der aktuellen Phase, der „liberalen Moderne“, erreicht es die bisher größte Durchsetzung (Wagner 1995). Zur Geschichte der Biographisierung vgl. auch den Überblicksartikel von Alheit & Dausien 1990; zur Entstehung kultureller Muster der Selbstthematisierung, insbesondere der Beichte die Arbeiten von Hahn 1987; 2000 und zu neueren Prozessen bspw. die Sammelbände von Kohli & Robert 1984 und Brose & Hildenbrand 1988b sowie Kraus 2000 und Keupp et al 2002.
- 7 Zu diesem Aspekt vgl. ausführlich Beck 1986 und Wagner 1995.
- 8 Vgl. zu diesem Aspekt auch die Arbeiten von Alois Hahn 1987; 1988, 1995; 2000.
- 9 Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht aus einer ethnomethodologischen und interaktionistischen Perspektive vgl. auch den klassischen Aufsatz von Gildemeister & Wetterer 1992 sowie Meuser 1998; Treibel 2000; Gildemeister 2001.
- 10 Problematisch für diese Praxis der Zuordnung ist, dass bspw. das Chromosomengeschlecht und die äußeren Geschlechtsorgane nicht übereinstimmen können (vgl. u.a. Hagemann-White 1984). Kommt es zu Divergenzen zwischen den unterschiedlichen Zuordnungskriterien wird in der Regel mittels Medikamenten oder Operationen eine „Korrektur“ vorgenommen.
- 11 Zum Aspekt der Verkörperung von Geschlecht vgl. auch Bourdieu 1997a. Zu Institutionalisierungsprozessen von Interaktionen vgl. grundlegend Berger & Luckmann 1994.
- 12 Zur Kritik des Konzeptes der geschlechtsspezifischen Identität vgl. Dausien 1999.
- 13 Theoretisch beziehe ich mich bei meinem Verständnis von Diskursen vor allem auf die im Anschluss an Michel Foucaults „Die Ordnung des Diskurses“ (1991) formulierten Ansätze von Jürgen Link (1984; 1986) und Siegfried Jäger (1993).
- 14 Jureit bezieht sich in dieser Hinsicht auf Foucault 1991.
- 15 Vgl. dazu die Einleitung in Müller-Funk 2002.
- 16 Vgl. neben Kraus 2000 auch Gergen 1998 und Straub 1998.
- 17 Zu einer ausführlichen Diskussion des Problems der Kohärenz in reflexiv modernen Gesellschaften vgl. Kraus 2000 und Keupp et al. 2002.
- 18 Zur Entwicklung der modernen literarischen Autobiographie vgl. Holdenried 2000. Michaela Holdenried stellt dar, dass die klassische bürgerliche Autobiographie in der Literatur längst nicht mehr als der Kanon gilt und sich weiterentwickelt hat. In der Alltagswelt hingegen sind Elemente dieser klassischen Form immer noch weit verbreitet.
- 19 Zum Konzept der Wendepunkte vgl. auch Bruner 1999.
- 20 Vgl. zu diesem Aspekt ausführlich Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997; Koller 1993 und Nassehi 1994.

- 21 Vgl. bspw. die Untersuchung von Lebensgeschichten Hamburger Arbeiter von Albrecht Lehmann (1983). Bestimmte politische Ereignisse wie der „Altonaer Blutsonntag“ (ebd., 101) wurden in immer gleicher Weise als ein persönliches Erlebnis erzählt. Nach Lehmann hatte sich das Ereignis zu einer „politischen Sage verfestigt.
- 22 Zur Bedeutung der Medien für die Prozesse der Identitätskonstitution vgl. ausführlich Thompson 1995 und Abercrombie & Longhurst 1998.
- 23 Zur Bedeutung der Alltagspsychologie vgl. Bruner 1999; speziell zur psychoanalytischen Narration vgl. Müller-Funk 2002; zu literarischen Identitätsmustern vgl. Gergen 1998.
- 24 Vgl. dazu die historischen Arbeiten u.a. von Hausen 1977; Laqueur 1992; Honegger 1996. Speziell zu Konzepten des männlichen sozialen Geschlechts vgl. Mehlmann 1998.
- 25 Vgl. dazu die Analysen in Holdenried 2000.
- 26 Die Schreibweise Rekonstruktion, die in dieser Untersuchung verwendet wird, zielt darauf, diesen Aspekt präsent zu halten.

2. *Die soziale Produktion von Männlichkeit*

- 1 Vgl. dazu Michael Meusers (1998) Analyse ausgewählter Publikationen der „Männerverständigungsliteratur“.
- 2 Vgl. dazu die Patriarchatkonzepte von Ute Gerhard, Regina Becker-Schmidt und Ursula Beer (Wolde 1995).
- 3 Vgl. bspw. Connell 1996 und die ausführliche Darstellung in Armbruster 1993.
- 4 In einem neueren Aufsatz akzentuiert Connell ausdrücklich, dass es ihm bei dem Konzept hegemoniale Männlichkeit nicht um Typen von Männlichkeiten gehe, sondern um Relationen unter den verschiedenen Männlichkeiten innerhalb einer Gesellschaft (Connell 2000).
- 5 Vgl. zur Bedeutung des Körpers und zum Begriff der „körperreflexiven Praxis“ Connell 1999, 81 ff.
- 6 Zum Vergleich beider Ansätze und zum jeweiligen Praxisbegriff vgl. auch Armbruster 1993; Meuser 1998; 2000 und Rudlof 2002.
- 7 Verknennung, so Bourdieu, ist der „Tatbestand, eine Gewalt anzuerkennen, die genau in dem Maße ausgeübt wird, indem man sie als Gewalt erkennt; den Tatbestand also, jenes Ensemble der grundlegenden, vor-reflexiven Voraussetzungen zu akzeptieren, die die sozialen Akteure schon dadurch mitmachen, dass sie die Welt als etwas Selbstverständliches hinnehmen, das heißt, so wie sie ist, und sie natürlich finden, weil sie kognitive Strukturen auf sie anwenden, die aus eben diesen Strukturen der Welt hervorgegangen sind“ (Bourdieu & Wacquant 1996, 204).
- 8 Die Frage, ob Differenz und Hierarchie gleich ursprünglich sind, wie Gildemeister und Wetterer dies annehmen, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Einige neuere Studien zeigen, dass Differenzierungsprozesse nicht unbedingt mit Hierarchisierungen einhergehen (Neusel & Wetterer 1999). Vgl. zu diesem Aspekt auch die Argumentation von Gudrun-Axeli Knapp (1999).

- 9 Vgl. zu den Regeln dieses männlichen Spiels ausführlich Engler 1999 und Krais 1999. Ein weiteres sehr schönes Beispiel für das männliche Spiel in der Wissenschaft ist ein Interview mit dem Soziologen Alois Hahn (2001) mit dem Titel „Wissenschaft als Passion“. In den Erzählungen über seine wissenschaftliche Arbeit zeigt Alois Hahn implizit, dass sie eine „Sache zwischen Männern“ ist. Ausführlich erzählt er, wer ihn gefördert hat, wessen Theorien ihn angeregt haben und mit wem er gemeinsam geforscht hat. Frauen kommen in dieser Darstellung nicht vor.
- 10 Vgl. zu dem Aspekt, das Männliche als das Allgemein-Menschliche zu setzen, auch Bourdieu 1997a, 160 ff.

3. Zwischen männlicher Hegemonie und Gleichberechtigung der Geschlechter

- 1 Dölling bezieht sich insbesondere auf die Analyse moderner Gesellschaften von Peter Wagner (Wagner 1995). In dem Diskussionspapier verknüpft sie Wagners Analyse sozialistischer Gesellschaften mit der Analyse des Geschlechterverhältnisses. Ich beziehe mich im Folgenden nur auf ihre Aussagen zum Geschlechterverhältnis.
- 2 Dölling schließt hier an die von Beer und Chalupsky entwickelte Begrifflichkeit an. Beer und Chalupsky gehen davon aus, dass moderne Gesellschaften nicht nur eine spezifische „Wirtschaftsweise“, sondern auch eine „Bevölkerungsweise“ (Beer & Chalupsky 1993, 195) entwickeln. Unter Bevölkerungsweise versteht Beer, die Art und Weise, wie eine Gesellschaft ihre Reproduktion regelt.
- 3 Zur gesetzlichen Verankerung der Gleichstellung in der DDR vgl. die Darstellungen von u.a. Gerhard 1994 und Sørensen & Trappe 1995.
- 4 Zur sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in der DDR vgl. auch Schäffen 2000.
- 5 Vgl. dazu ausführlicher Salzwedel & Scholz 2000.
- 6 Vgl. dazu bspw. die Untersuchung von Susanne Stolt (2000).
- 7 Einen Überblick über die aktuellen Regelungen der Sozial- und Familienpolitik bietet der Sammelband „Soziologie des Wohlfahrtsstaats. Gesellschaftliche Grundlagen, historische Zusammenhänge und aktuelle Entwicklungstendenzen“ (Allmendinger 2000).
- 8 In dieser Hinsicht schließe ich an Karl Mannheims Konzept der Generation an. Die gleiche zeitliche Lagerung im sozialen Raum schafft nach Mannheim einen charakteristischen Erfahrungszusammenhang, der einen Generationszusammenhang konstituiert. Durch die Erlebnis- und Erfahrungsaufschichtung in der historischen Zeit bilden sich bei den Generationsangehörigen „eine spezifische Art des Erlebens und Denkens, eine spezifische Art des Eingreifens in den historischen Prozeß“ (Mannheim 1964, 528) heraus. Für die DDR wird allgemein davon ausgegangen, dass es eine Aufbau-generation gibt (vgl. Mühlberg 1999; Mushaven 1998; Zwahr 1994), inwieweit sich aber im Anschluss an die Jahrgänge von 1920-1930 bzw. 1940 überhaupt neue Generationen ausmachen lassen, ist bisher noch nicht schlüssig. Zwar fasst bspw. alle nach 1940 Geborenen als eine einzige Generation zusammen und bezeichnet sie als „Kinder der Republik“ (Zwahr 1994, 451). Im Gegensatz dazu differenziert Mushaven diese Geburtenjahrgänge in verschiedene Generationen aus: die „Hineingeborene

- Generation“ umfasst die Jahrgänge von 1941-1956, die „blockierte Generation“, die von 1956 bis 1970 und die „Wende-II Generation“, die von 1971-1980 (Mushaven 1998, 2). Auf Grund der Offenheit der Frage, ob es nach der „Aufbaugeneration“ spezifische Generationen in der DDR gab, verwende ich keinen der Generationsbegriffe, sondern spreche von Geburtsjahrgängen.
- 9 Die folgenden Zahlen sind als Mittelwerte zu verstehen, die ich anhand verschiedener Quellen zusammengestellt habe: Winkler 1990; Huinink et al. 1995; Huinink & Wagner 1995; Mayer & Diewald 1996.
 - 10 Vgl. zur geschlechtsspezifischen Sozialisation in der Schule die Beiträge von Grimm 1991, Hempel 1995 und Fuhrmann 1995, die auf verschiedene Untersuchungen verweisen. Zur Frauenanteil unter Lehrern und zur Situation von Lehrerinnen in der DDR vgl. Fuhrmann 1995.
 - 11 In den Angebotskatalogen für Lehrstellen, die von den Berufsberatungszentren (BBZ) jährlich herausgegeben werden, sind die für Mädchen empfohlenen Berufe mit einem rosa Symbol gekennzeichnet, die für Jungen mit einem blauen (Nickel 1993).
 - 12 Ein Dienst ohne Waffe muss in den Baueinheiten der NVA geleistet werden. Das Erziehungsziel ist dem der sozialistischen Soldatenpersönlichkeit identisch (Koch, o.J.; Koch & Eschler 1994).
 - 13 Vgl. zu diesem Aspekt Kunz 1997; Heyne 1991; Seubert 1997 und Gieseke 1997.
 - 14 Generell ist das Verhältnis zwischen der Bevölkerung und dem Militär eher gespannt. Bereits die Wiederbewaffnung der DDR stößt in weiten Teilen der Bevölkerung auf Ablehnung (Kunz 1997; Gieseke 1997). Die Skepsis gegenüber der NVA ist aber keineswegs mit pazifistischen Einstellungen verknüpft.
 - 15 Nach Studien des Zentralinstitutes für Jugendforschung sind 1986 75 Prozent der Jugendlichen von der Notwendigkeit des Wehrdienstes überzeugt, 1988 nur noch 50 Prozent.
 - 16 Ein Überblick über alle zurzeit vorliegenden Untersuchungen und Erlebnisberichte findet sich bei Ripp 2001, 42 ff.
 - 17 Erst in den vergangenen Jahren setzt sich die Frauen- und Geschlechterforschung zunehmend mit der Bedeutung und Funktion der Institution Militär für moderne Geschlechterverhältnisse auseinander. Mittlerweile liegen fundierte historische Untersuchungen vor, verwiesen sei an dieser Stelle auf die Arbeiten von Ute Frevert (1996; 1997a; 1997b; 2000); Kathrin Däniker (1999) und Karen Hagemann (1996). Ein aktueller Überblick zum Stand der historischen Forschung ist nachzulesen bei Karen Hagemann (2001). Im Gegensatz zu den historischen Untersuchungen sind Analysen zur Bedeutung und Funktion des Militärs für das Geschlechterverhältnis ab 1945 sehr rar. Einen Überblick über vorliegende Untersuchungen und Thesen zur Abstinenz der deutschen Frauen- und Geschlechterforschung gegenüber diesem Thema sind nachzulesen bei Ruth Seifert (1999; 2001). Aus dieser Forschungslage resultiert, dass der Bereich Militär in theoretisch fundierten Konzeptionalisierungen des Geschlechterverhältnisses fehlt. Das gilt bisher auch für Konzepte des Geschlechterverhältnisses in der DDR.
 - 18 Zwar können Frauen in der NVA im Gegensatz zur Bundeswehr Dienst an der Waffe leisten. Von diesem Recht machen aber nur wenige Frauen Gebrauch. In den achtzi-

ger Jahren dienen ca. 2000 Frauen in der NVA als Soldat (Bundesministerium für Verteidigung, 2000).

- 19 Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf die Daten der Lebensverlaufsstudie des Max-Planck-Institutes für Bildungsforschung, welche die derzeit umfassendste Datensammlung und -analyse von Lebensverläufen von DDR-Bürgern und -Bürgerinnen ist. In dieser Studie wurden u. a. die Bildungs- und Berufsverläufe von vier Kohorten untersucht: die Geburtenjahrgänge von 1929 bis 1931; von 1931 bis 1941; von 1951 bis 1953 sowie von 1959 bis 1961 (Huinink et al. 1995).
- 20 Vgl. bspw. die Untersuchungen in dem Sammelband von Gunilla-Friederike Budde (1997).
- 21 Zur Funktion von Ehe und Familie in der DDR vgl. insbesondere die Arbeiten von Jürgen Dorbritz (1992; 1993).
- 22 Wie Kurz-Scherf diagnostiziert auch Böhnisch (2000) eine Differenzierung der Gesellschaft in ein „Zentrum“ mit qualifizierten Erwerbsarbeitsplätzen und eine „Peripherie“ mit fragilen Arbeits- und Lebensverhältnissen. Beide Bereiche sind gegeneinander relativ abgeschottet.

4. Lebensgeschichten erheben und untersuchen

- 1 Ich beziehe mich im Folgenden auf Schütze 1977; 1984; Bohnsack 1993; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997 und Fuchs-Heinritz 2000.
- 2 Vgl. das Zitat in der Einleitung.
- 3 Schütze entwickelt diese Basisregeln des Erzählens gemeinsam mit Kallmeyer, sie orientierten sich dabei sehr stark an der Konversationsanalyse.
- 4 Zur Geschichte der Biographieforschung vgl. u.a. Fuchs-Heinritz 2000; Lamnek 1995 und Kohli 1981.
- 5 Die folgenden Zitate stammen, soweit nicht anders angegeben, aus Schütze 1984, 217-238.
- 6 Keupp et al. haben auf Grund ihrer Befragungen von Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland ein Modell der alltäglichen Identitätsarbeit entworfen (vgl. Keupp et al. 2002).
- 7 Vgl. zu diesem Aspekt auch Osterland, der von einer „Mythologisierung“ (Osterland 1980, 279) des Selbst spricht.
- 8 Diese Regeln des Erzählens nennt Schütze „Zugzwänge des Erzählens“.
- 9 Bourdieu setzt sich in seinem Aufsatz „Die biographische Illusion“ mit der soziologischen Erhebung und Interpretation von Lebensgeschichten auseinander. Seine Kritik zielt auf einen in der soziologischen Diskussion zu wenig diskutierten Aspekt, dass nämlich der bzw. die Befragte in der Interviewsituation auf offizielle Modelle der Selbstpräsentation zurückgreift, denen die Prämisse, dass ein Leben kohärent und sinnhaft zu sein habe, eingeschrieben ist. Die Soziologie selbst, so Bourdieus Argumentation, setzt den Modus in Gang, dass das befragte Individuum eine entsprechende sinnhafte und kohärente Lebensgeschichte entwirft, die angesichts der vielfältigen Erfahrungen von Brüchen und Veränderungen, die ein Individuum in seinem Leben macht, eine Illusion sein muss (Bourdieu 1990).

- 10 Vgl. zu dem Aspekt der narrativen Erfahrungskonstitution u.a. Bruner 1999; Brockmeier 1999 und Straub 1998. Zu den Differenzen in den Auffassungen vgl. den Überblick von Polkinghorne 1998. Zur Analogie zwischen Erfahrung und Erzählung in Schützes Arbeiten vgl. auch die Argumentationen in Dausien 1996 und Jureit 1999.
- 11 Ich benutze im Folgenden nur noch die männliche Form, weil in dieser Untersuchung ausschließlich Männer befragt wurden.
- 12 Vgl. zu diesem Aspekt vor allem die Analysen von Harald Welzer (1995; 2000), sowie Jean-Claude Kaufmanns (1999) Ausführungen zur Rolle des bzw. der Interviewenden. Generell gilt, dass die Forschenden das Ergebnis ihrer Forschung in hohem Maß mitkonstituieren. Vgl. dazu in Bezug auf Gruppendiskussion Forster 2001 und in Bezug auf schriftliche Befragungen Stacey 1994.
- 13 Von den 27 Interviews habe ich neun selbst geführt.
- 14 Im Rahmen des Lehrforschungsprojektes sind von Studierenden acht Fallanalysen nach der Narrationsanalyse von Fischer-Rosenthal und Rosenthal erarbeitet worden, die ich entsprechend meines methodischen Ansatzes überarbeitet habe. Ich werde diese Methode an dieser Stelle nur kurz skizzieren. Zum Wechsel der Methode vgl. meine Argumentation in der Einleitung. Zentrale Prämisse der Narrationsanalyse ist die Annahme, dass in lebensgeschichtlichen Erzählungen die „erlebte“ und die „erzählte“ Lebensgeschichte (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997) separiert werden können. Beide Autoren schließen einerseits an Schützes Annahme an, dass Erzählungen diejenigen sprachlichen Texte sind, die dem faktischen Handeln am nächsten stehen und es in beträchtlichem Maß rekonstruieren (ebd., 140). Andererseits wird die Konzeption der kognitiven Figuren durch ein gestaltphänomenologisch orientiertes Konzept, die „thematischen Feldanalyse“ (ebd., 147), ersetzt. Die Analyse richtet sich damit nicht auf die Rekonstruktion der kognitiven Figuren, sondern der „thematischen Felder“ (vgl. dazu ausführlich Rosenthal 1995). Sie vollzieht sich nach folgenden Schritten: Als erstes erfolgt die Analyse der biographischen Daten. Im zweiten Schritt, der Text- und thematische Feldanalyse, wird die sequenzielle Gestalt des Textes, die erzählte Lebensgeschichte, untersucht. Als drittes wird die Fallgeschichte im Sinne des gelebten Lebens chronologisch rekonstruiert. Die Feinanalyse einzelner Textstellen, der vierte Schritt, orientiert sich am Verfahren der objektiven Hermeneutik und dient dazu, bisher Unverständliches zu verstehen und die generierten Hypothesen zu überprüfen. Fünftens erfolgt die Kontrastierung der erlebten und erzählten Lebensgeschichte, der sich sechstens eine fallübergreifende Typenbildung anschließt.

5. *Wie Männlichkeit und Identität biographisch „gemacht“ werden*

- 1 Zur Methode der kontrastierenden Fallanalyse vgl. Strauss 1999.
- 2 Falls nicht anders angegeben beziehe ich mich auf „Geschichte der DDR“ (Autorenkollektiv 1989), die in der DDR erschien und auf „Die DDR 1945-1990“ von Hermann Weber, die bereits vor der Wende in der BRD erschien und mehrfach überarbeitet wurde (Weber 1993). Die Einbeziehung einer DDR-Geschichte aus der DDR und einer aus der BRD resultiert aus der Tatsache, dass es bisher keine Geschichtsschreibung der DDR gibt, welche die ost- und die westdeutsche Perspektive vereint. Beide

Sichtweisen sind jeweils ideologisch aufgeladen. Vgl. dazu u.a. Middell, Gibas & Hadler 2000.

- 3 Die Lesart, dass es sich dabei um eine Ironisierung handelt, erwies sich im Laufe der Interpretation nicht als tragfähig.
- 4 Der VdgB ist der „Verein für gegenseitige Bauernhilfe“, der zu Beginn der 50er Jahre im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft gegründet wird.
- 5 Der Staatsaufbau der DDR ist nachzulesen in Autorenkollektiv 1989.
- 6 Interviews, die von Priker, Lepsius, Weinert und Hertle mit verschiedensten Wirtschaftsfunktionären unterschiedlicher Hierarchieebenen geführt worden sind, zeigen, dass allen Funktionären bewusst ist, dass der Volkswirtschaftsplan der DDR in hohem Maße ein Fiktion ist und trotzdem als Ganzes nicht in Frage gestellt werden darf. Der Plan fungiert als Befehl, den es ohne Widerspruch auszuführen gilt (Pirker et al. 1990). Matthias Wingens zeigt an Interviews im Rahmen eines Projektes über Berufsbiographien, dass dieses Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sich auch in den Beschreibungen der beruflichen Werdegänge findet (Wingens 1999).
- 7 Namentlich nennt er in diesem Kontext zwei Männer und eine Frau.
- 8 Um in die SED aufgenommen zu werden, bedarf es einer einjährigen Kandidatur. Jeder Kandidat bzw. Kandidatin benötigt dafür zwei Parteimitglieder, die eine schriftliche verfasste Bürgschaft für den Kandidaten bzw. die Kandidatin übernehmen.
- 9 Die beiden Ratsmitglieder, die neben ihm nicht ihr Dokument niederlegten, sind nach der Ratssitzung aus der SED ausgetreten. Ihr Verhalten wird von Dieter Schulz positiv bewertet, weil sie nicht in der Öffentlichkeit und vor allen Dingen nicht vor „Nichtparteimitgliedern“ (10/1) ihre Dokumente niederlegten.
- 10 Gemeint sind die Privilegien, die Regierungsmitglieder für sich in Anspruch genommen hatten wie die Häuser in Wandlitz, bessere Einkaufsmöglichkeiten und Jagdgebiete.
- 11 In Anlehnung an Meads Theorie zur Konstitution des Selbst, in der er „signifikante Andere“ und „generalisierte Andere“ unterscheidet (Treibel 2000), benutze ich im Folgenden die substantivierte Form von der bzw. die Andere(n).
- 12 In der Zeit vom Herbst 1989 bis Februar 1990 sind ca. 1,8 Millionen SED Mitglieder aus der Partei ausgetreten. Nach der Umbenennung der SED in PDS auf dem Sonderparteitag im Februar 1990 treten weitere 300.000 Mitglieder aus (Weber 1993, 109).
- 13 Zum Diskurs über die Diktatur bzw. SED-Diktatur in der DDR vgl. das Editorial in Badstübner 2000; Lindenberg 2000 und Middell et al. 2000.
- 14 Vgl. zu diesem Aspekt die Arbeiten von Alois Hahn (s.o.).
- 15 In der Hausarbeit „Interviewer und Interview“ im Rahmen eines von mir veranstalteten Seminars „Einführung in die Biographieforschung“ hat Jana Haase die Interaktion zwischen Dieter Schulz und der Interviewerin analysiert. Ihr verdanke ich wichtige Erkenntnisse in Bezug auf die Interaktionsprozesse in diesem Interview.
- 16 Zur historischen Verknüpfung von Staat – Politik – Männlichkeit vgl. u.a. Kreisky 1995; 2000; Schwinger 2000; Frevert 1996 und Hagemann 1996.
- 17 Vgl. zum Anteil von Frauen in der Politik für die DDR Meyer 1986, Delirien 1998 und für die BRD Hoecker 1998; 2000.

- 18 Dies gilt besonders für die deutsche Politik und den deutschen Staat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die in hohem Maße männerbündisch organisiert ist. Der Anteil an Macht ist an die rigide Unterwerfung unter den Führer des jeweiligen Männerbundes und die bündischen Regeln gebunden. Vgl. ausführlich zu diesem Aspekt u.a. Kreisky 1995; Sombart 1996; Blazek 1999 und Reulecke 2001.
- 19 Die an dieser Stelle fehlenden Seiten enthalten den ersten Nachfrageteil.
- 20 Kinder- und Jugendsportschulen gehören zum System der Sportförderung der DDR. Sportlich besonders talentierte Kinder und Jugendliche werden für diese Einrichtungen ausgewählt, die als eine Verknüpfung von Schulunterricht und Training konzipiert ist.
- 21 Er bezieht sich auf das Buch „Timur und sein Trupp“ von Arkadi Gaidar, welches in der Schule zur Pflichtlektüre gehört und die Timurbewegung der Jungen Pioniere begründet. Timur und sein Trupp helfen unentgeltlich bedürftigen Menschen.
- 22 Die Bedeutung von Filmen für die Rekonstruktion der eigenen (Lebens-)Geschichte ist bisher kaum untersucht. Harald Welzer, Karoline Tschuggnall und Sabine Moller (2002) zeigen anhand einer Untersuchung über den Nationalsozialismus und den Holocaust im Familiengedächtnis, wie bedeutsam Spiel- und Dokumentarfilme für die Rekonstruktion der eigenen Erfahrungen im Krieg sind. In den Erzählungen fließen oft Fragmente des eigenen Erlebens mit vorliegenden ästhetischen Modellen ununterscheidbar zusammen.
- 23 Gemeint ist General Heinz Hoffmann, Verteidigungsminister der DDR und Oberster Befehlshaber der NVA.
- 24 Die Mitnahme von Material aus dem Betrieb war in der DDR eine recht verbreitete soziale Praktik. Vgl. zu diesem Aspekt bspw. Diewald 1995.
- 25 Ich benutze die männliche Form, denn Sven Frodthin erzählt in keinem Fall von einer Kundin.
- 26 Alexander Schalck-Golodkowski ist in der DDR der Leiter der Kommerziellen Koordinierung (Koko), die für den Handel mit Antiquitäten und Kunstgegenständen verantwortlich ist. Nach der Wende wird er strafrechtlich verfolgt.
- 27 Vgl. zur Person Anthony Robbins die Publikation Robbins 1998 und Informationen aus dem Internet unter: [http://www.LFP/NLP/Was ist NLP.htm](http://www.LFP/NLP/Was_ist_NLP.htm).
- 28 Robbins selbst betreibt die „Anthony Robbins Stiftung“, die sich zum Ziel gestellt hat, Obdachlose, benachteiligte Kinder und Gefängnisinsassen dauerhaft zu unterstützen (Robbins 1998).
- 29 Zur Bedeutung des Sports für das Erlernen von Körperbeherrschung, Konkurrenz, Leistung und Erfolg sowie einer als männlich angesehenen Körpersprache vgl. Connell 1999. Speziell zum Fußball vgl. Albert 1991.
- 30 Zum Zusammenhang von Männlichkeit und Konsum vgl. Böhnisch & Winter 1997.
- 31 Vgl. zur Entwicklung dieser historischen Vorstellung Mehlmann 1998.
- 32 Zilbergeld zeigt in seiner Untersuchung über männliche Sexualität, dass Männer ein spezifisches kulturell vermitteltes „Sexphantasiemodell“ (Zilbergeld 1992, 42) im Kopf haben, das in starkem Kontrast zu den sexuellen Erfahrungen steht, für viele Männer aber als Norm fungiert. Zu den Hauptmythen über Sexualität und Partnerschaft vgl. insbesondere Kapitel 2.

- 33 Vgl. zur Konstitution dieser Biographie- und Identitätsmuster u.a. Schmidt 1990; Frevert 1995; Rosenbaum 1990; Kocka 1987 und Dölling 1991b. Für die Gegenwartsgesellschaft vgl. u.a. Böhnisch & Winter 1997 und Kwapis & Renz 1995.
- 34 An dieser Stelle möchte ich Folgendes anmerken. Beim Aufbau und der Strukturierung von lebensgeschichtlichen Erzählungen greifen auch Frauen auf diese „männliche“ Grammatik zurück. Der Unterschied ist, dass sie mittels dieses formalen Repertoires nicht Weiblichkeit rekonstruieren können. So zeigt bspw. die Untersuchung von Bettina Dausien, dass die Selbstrepräsentation von Frauen durch die Konstruktion eines „Ich-in-Beziehung“ (Dausien 1996, 586) erfolgt, Familie und Beruf nicht separiert werden, sondern einen gleichen Stellenwert in der Erzählung haben und die Erzählungen weniger linear strukturiert sind (vgl. zu lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen auch Dausien 1994, Becker-Schmidt 1994 und Boenisch-Brednich 2000). Zugleich sind weitere soziale Differenzierungen im Auge zu behalten. So sind die von Dausien untersuchten Lebensgeschichten Biographien von Arbeiterfrauen. In Bezug auf diese soziale Zugehörigkeit lassen sich spezifische Erzähltraditionen bestimmen, die von Männern und Frauen performativ eingesetzt werden (vgl. die Fallanalyse in Dausien 2001). Boenisch-Brednich untersucht Lebensgeschichten von deutschen Migranten und Migrantinnen in Neuseeland. Auch sie stellt Überschneidungen und geschlechtsgebundene Unterschiede im Formenrepertoire der Auswanderungsgeschichten fest.

6. *Die Fokussierung von Berufsarbeit und die Rekonstruktion beruflicher Identitäten*

- 1 Jugendwerkhöfe waren in der DDR Besserungsanstalten für Jugendliche bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres. Sie dienten der Resozialisation auffällig gewordener Jugendlicher.
- 2 RAW ist die Abkürzung für Reichsbahnausbesserungswerk. Thomas Nerbitz ist zu diesem Zeitpunkt Mitglied des Zeichenzirkels in seinem Ausbildungsbetrieb der Deutschen Reichsbahn. Der „Zeichenzirkel“ gehört zu Bewegung des künstlerischen Volksschaffens, die betriebliche Zirkel und Wettbewerbe umfasst, deren Ergebnisse in Ausstellungen des Künstlerischen Volksschaffens auf Kreis-, Bezirks- und Landesebene in einem bestimmten Turnus präsentiert werden.
- 3 In den Debatten zum Zusammenhang von Profession und Geschlecht wird immer wieder darauf verwiesen, dass Männer stärker als Frauen im beruflichen Alltagshandeln die Geschlechterdifferenz herstellen und sich von Kolleginnen abgrenzen (vgl. die folgenden Sammelbände Wetterer 1992; Wetterer 1995 und Nickel et al. 1999).
- 4 In diese Richtung argumentieren auch Miriam Schmidt (2001) und Andreas Heilmann (2001). Sie haben die Wahrnehmungsmuster von männlichen Angestellten der Deutsche Bahn AG hinsichtlich ihrer Kolleginnen untersucht. Es zeigt sich, dass die ostdeutschen gegenüber den westdeutschen Angestellten die Leistungen ihrer Kolleginnen und die Belastungen, welche die Vereinbarung von Erwerbsarbeit und Familie für die Kolleginnen mit sich bringen, wesentlich realistischer einschätzen. Das bedeutet nicht, dass traditionelle Geschlechterstereotypen aus den Wahrnehmungs-

Deutungsmustern vollständig verschwunden wären, sie werden aber in Hinblick auf die Kolleginnen kaum eingesetzt. Stattdessen kommen sie bei verallgemeinernden Begründungen hinsichtlich der Ungleichheit der Geschlechter zum Einsatz.

- 5 Ich benutze die Begriffe Eingangserzählung, lebensgeschichtliche Erzählung und Lebensgeschichte synonym.
- 6 Vgl. zum Begriff der Bastelbiographie Beck & Beck-Gernsheim 1994.
- 7 In den achtziger Jahren wird eine breite soziologische Diskussion um das „Ende der Arbeitsgesellschaft“ und die Suche nach Vergesellschaftungsformen jenseits der Erwerbsarbeit geführt (vgl. u.a. die Überblicksartikel von Helmut König 1990 und Kurz-Scherf 1998). In den neunziger Jahren setzt sich im soziologischen Diskurs erneut die Ansicht durch, dass Erwerbsarbeit der zentrale Vergesellschaftungsmodus reflexiver moderner Gesellschaften bleibt, auch wenn sich die sozialen Organisationsformen wie der Normalarbeitstag und die Normalarbeitsbiographie gravierend verändern und sich Arbeitsinhalte und individuelle Ansprüche an Arbeit wandeln (vgl. dazu u.a. Baethge 1991; Wittel 1998 und Geisen 1998). Die Debatte um eine Gesellschaft „Jenseits des Arbeitsprinzips? Am Ende der Erwerbsgesellschaft“ (Ahrens 2000) ist in den Hintergrund getreten.

7. Die Bewältigung der Armeezeit und die Erlebnisse von (männlicher) Gemeinschaft

- 1 Vgl. Anmerkung 12 Kapitel 3.
- 2 Vier Interviewpartner haben keinen Wehrdienst geleistet, drei sind auf Grund von Erkrankungen ausgemustert worden. Ein Interviewpartner ist zunächst infolge seiner Berufstätigkeit als Orchestermusiker immer wieder vom Wehrdienst zurückgestellt worden, letztendlich kam die Wende 1989 seiner Einberufung zuvor.
- 3 Beim folgenden Fallvergleich beziehe ich mich auch auf die Diplomarbeit von Christian Ripp über die soziale Konstruktion von Männlichkeit in der NVA (Ripp 2001). Ausgehend vom Lehrforschungsprojekt untersucht er u.a. mittels einer Inhaltsanalyse nach Mayring die Erfahrungen der interviewten Männer in der Zeit des Wehrdienstes. Er konzentriert sich auf die Interviewpartner, die Anfang bis Mitte der sechziger Jahre geboren sind.
- 4 Die vorliegenden Interviews zeigen, dass auch Männer, die nur ein anderthalb Jahre gedient haben, zum Studium zugelassen worden sind (vgl. die Kurzbiographien im Anhang).
- 5 Vgl. zu diesem Aspekt Gehler & Keil 1992.
- 6 Bei „Ata“ handelt es sich um das bekannteste Scheuermittel der DDR.
- 7 Vgl. zu diesem Aspekt die Untersuchung von Frank Barrett (1999) über die militärische Hierarchie in der Marine der US-Army. Barrett zeigt, dass die von ihm untersuchten Einheiten – Flieger, Flugzeugträger, Versorgung – zum einen in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Zum anderen stellt er dar, dass jede dieser Einheiten ein eigenes Männlichkeitsideal hat, welches innerhalb dieser Einheiten ein Über- und Unterordnungsverhältnis zwischen den Berufssoldaten konstituiert. Un-

tersuchungen zur Bundeswehr und zur NVA, die eine solche Perspektive fokussieren, liegen meiner Kenntnis nach bisher nicht vor.

- 8 Zu Position des Soldaten und der damit verbundenen Verweiblichung vgl. Bartjes 1996 und Däniker 1999. Zur historischen Konstitution des männlichen Subjektstatus' und der Reduzierung der Frau auf ihren Körper vgl. u.a. Mehlmann 1998 und Honegger 1996.
- 9 Vgl. dazu die Argumentation von Ute Frevert in Bezug auf das preußische Militär (Frevert 1996; 1997a; 1997b).
- 10 Vgl. dazu auch die Arbeiten von Thomas Kühne (1996; 1999), der Briefe von Wehrmachtssoldaten aus dem Zweiten Weltkrieg untersucht hat.
- 11 Vgl. zu diesem Aspekt u.a. Mattl & Sotaniemi 2001 und Reulecke 2001.
- 12 Vgl. dazu Fußnote 59.
- 13 Vgl. für die Entwicklung in der alten Bundesrepublik bspw. Kühne 1996, 1999, Frevert 2001 und Goltermann 2000. Für die DDR ist dieser Aspekt bisher kaum untersucht.
- 14 Vgl. bspw. die Untersuchungen zum Wertewandel von Friedrich 1990 und Häuser 1996.

8. Sohn, Bruder, (Ehe-)Partner, Vater

- 1 Insgesamt waren 18 Männer des Samples verheiratet, drei davon sind wieder geschieden und einer befindet sich im Trennungsjahr. Von diesen vier Männern leben drei zum Interviewzeitpunkt alleine und einer in einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft. In dieser Familienform leben zwei weitere Männer, die verbleibenden vier ledigen Männer wohnen alleine.
- 2 Dies sind Bernd Schneider, Maik Gläser, Michael Berger und Andreas Marx.
- 3 Diesem Aspekt sind in einer ersten Annäherung Alexandra Ahammer, Ina Heise und Christine Stamm im Rahmen des Lehrforschungsprojektes nachgegangen (Ahammer et al. 2000). Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung stand die Frage, welche Bedeutung die Väter für den Werdegang der Söhne haben.
- 4 Vgl. zu diesem Aspekt auch die Fallanalyse von Dieter Schulz. In der Gegenwartsgesellschaft ist eine politische Beteiligung in der SED nur dann legitim, wenn sie kritisch war. Michael Berger betont in der gesamten lebensgeschichtlichen Erzählung sein kritisches Engagement für den Sozialismus.
- 5 DSF bedeutet Deutsch Sowjetische Freundschaft und war eine gesellschaftliche Organisation der DDR.
- 6 Eine mögliche Ursache für diese Dethematisierung könnte, folgt man Hans-Joachim Lenz (2000), darin liegen, dass Unterlegenheit und damit verknüpft ein möglicher Opferstatus in der Kultur der Zweigeschlechtlichkeit weiblich konnotiert sind. Lenz legt in einer empirischen Untersuchung zum einen die Schwierigkeiten von Männern dar, über Opfererfahrungen bspw. durch sexuellen Missbrauch zu sprechen. Andererseits zeigt er, dass die soziale Umwelt den betroffenen Männern häufig den Opferstatus abspricht, denn in unserer Kultur sind Männer nicht Opfer sondern Täter (vgl.

- dazu auch Engelfried 1996). Diese Reaktionen anderer wiederum erschweren es den Männern, über diese Erfahrungen zu sprechen.
- 7 Anzumerken ist, dass Bernd Schneider sich selbst als guten Erzähler einschätzt und diese Charakteristik auch von seinem sozialen Umfeld geteilt wird. Deshalb kann davon ausgegangen werden, dass viele der erzählten Geschichten sowie der dichten Beschreibungen bereits eine verfestigte Form haben und ritualisiert sind.
 - 8 Bernd Schneider thematisiert diesen Aspekt nicht genauer. Der Tod des Vaters im Jahr 1971 fiel zeitlich in eine erneute Verstaatlichungswelle. 1972 wurden viele noch bestehende mittelständische Betriebe in Volkseigene Betriebe (VEB) umgewandelt (Weber 1993).
 - 9 Als patriarchal und nicht als bürgerlich bezeichne ich diese Vorstellung von Vaterschaft und Mutterschaft im Anschluss an die Analysen von Regina Becker-Schmidt und Ursula Beer zum doppelten Sekundärpatriarchalismus (Wolde 1995; Beer & Chalupsky 1993).
 - 10 Vgl. zu diesem Aspekt neben Rosenbaum 1990 auch Dölling 1991b; Frevert 1995, Verheyen 2000.
 - 11 Das Geburtsjahr der Eltern ist nicht erfragt worden. Bei der Annahme, dass die Mütter zwischen Mitte der 1930er bis 1955er Jahre geboren sind, gehe ich von Mittelwerten aus, die sich auf das durchschnittliche Alter bei der Geburt beziehen (Dorbritz 1993; Keiser 1997). Es ist aber davon auszugehen, dass die Mütter im Einzelfall älter sind. So ist bspw. die Mutter von Wolfgang Böhning bereits 1910 geboren.
 - 12 Ich beziehe mich im Folgenden auf die quantitativen Untersuchungen von Heike Trappe (1995) und Sabrina Keiser (1997), denen jeweils große Datenmengen zu Grunde liegen. Die Ergebnisse dieser Analysen korrespondieren mit weiteren Untersuchungen (vgl. bspw. Hahn & Scholz 1997; Dölling 2000b).
 - 13 Töchter hingegen beziehen sich stärker auf die Berufsgeschichte der Mütter (Dölling 2000b). Ob dies aber damit einhergeht, dass über die Berufsarbeit der Väter kaum gesprochen wird, ist m.E. bisher nicht untersucht worden.
 - 14 Vgl. dazu die Fallanalyse „Andreas Marx“ in Salzwedel & Scholz 2000.
 - 15 Andreas Mailänder hat im Auftrag von Theatern, Verlagen und dem Rundfunk Noten handschriftlich kopiert. Der Sozialversicherungsstatus lautete „unständig beschäftigter Werkträger“.
 - 16 Zur psychoanalytischen Entwicklungstheorie vgl. u.a. Tillmann 1997 und Chodorow 1990.
 - 17 Vgl. dazu Meuser 1998. Während der Differenzdiskurs recht häufig mit einem erneuten Anspruch auf männliche Autorität einhergeht, betont Andreas Mailänder, dass ihm die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau wichtig ist. Ein chauvinistisches Männerbild „*Macho und immer nur Hengst und solche Geschichten*“ (48/8-9) lehnt er ab.
 - 18 Vgl. dazu auch die Literatur zur männlichen Sozialisation Lothar Böhnisch und Reinhard Winter (1997) und Matthias Rudlof (1997). Siehe auch die von Anthony Giddens (1993) zitierten Befragungen männlicher Jugendlicher.

- 19 Vgl. dazu auch Michael Meusers Befragung westdeutscher Männer, die sich in einer Männergruppe engagieren. Diese Analyse zeigt, wie hochgradig verunsichert diese Männer sind durch die Forderungen feministisch orientierter Partnerinnen hinsichtlich eines Abbaus von Dominanzverhalten und einer gleichberechtigten Partnerschaft (Meuser 1998).
- 20 Darauf, dass es ein hohes Potential von Konflikten und Problemen in Partnerschaften gibt, die aus den Ansprüchen der Partnerinnen auf die Umsetzung einer gleichberechtigten Partnerschaft resultieren, verweisen einerseits die vielen Scheidungen, die in der DDR meist von Frauen initiiert werden (Schlegel 1996) und vorliegende biographische Befragungen von Frauen. Auch in den von Daphne Hahn und mir geführten Interviews im Rahmen des Sterilisationsprojektes (Hahn & Scholz 1997; Scholz 1997) erzählen die befragten Frauen ausführlich über ihre Konflikte mit den (Ehe-)Partnern.
- 21 In der soziologischen Diskussion hat die Debatte um die Abwesenheit der Väter in der modernen Familie eine lange Tradition (u.a. Knijn 1995; Stein-Hilbers 1994). So gilt die Abwesenheit des Vaters im Familienalltag nach Parsons als ein strukturelles Element der modernen Kleinfamilie (u.a. Parsons & Bales 1960; vgl. auch Meuser 1998, 53 f.). In der feministisch orientierten Debatte wird diskutiert, unter welchen Bedingungen die Anwesenheit des Vaters in der Familie ermöglicht werden kann. Mit den Begriffen *abwesender* bzw. *anwesender* Vater beziehe ich mich auf diese Auseinandersetzung, habe aber darauf verzichtet, sie ausführlich darzustellen.
- 22 Arbeiter- und Bauernfakultäten (ABF) sind Bildungseinrichtungen der DDR, an denen in einem einjährigen Kurs das Abitur abgelegt werden kann. Wie der Name sagt, sind sie vor allem für die weitere Bildung von jungen Arbeitern bzw. Arbeiterinnen und Bauern oder Bäuerinnen konzipiert worden.
- 23 Vgl. dazu auch die Untersuchung von Nicola Hawkins (1984), die in ihrer Analyse von biographischen Interviews mit Männern zu einem ganz ähnlichen Ergebnis kommt.
- 24 Während die emotionale und fürsorgliche Teilhabe an dem alltäglichen Zusammenleben mit Kindern zunächst konstitutiv für das bürgerliche Vaterideal ist (Trepp 1996; Verheyen 2000), verschwindet sie in einem längeren Prozess fast gänzlich aus der kulturellen und sozialen Vorstellung vom Vater und wird ausschließlich der Mutter zugeordnet. Bisher liegen zu diesem Aspekt nur wenige Untersuchungen vor. Diese zeigen, dass bürgerliche Väter bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts an der Kinderbetreuung beteiligt sind und enge emotionale Beziehungen zu ihren Kindern pflegen. Vgl. dazu den Literaturbericht von Till von Rahden (2000).
- 25 Eine erste umfangreiche Analyse zur Konstruktion von Männlichkeit in der Familie anhand von Familienromanen aus der Zeit von 1850-1920 wurde von Walter Erhart (2001) vorgelegt.
- 26 Werden Männer in bspw. filmischen Narrationen in der Familie situiert, so wird meist ihr Scheitern in der Familie thematisiert, das oftmals mit beruflichem Misserfolg einhergeht. Dieser gesellschaftliche „Diskurs über das Scheitern“ (Zahlmann 2002) stellt keine positiven Erzähl- und Identitätsmuster zur Verfügung. Von diesem Diskurs über das Scheitern zu differenzieren sind autobiographische Dokumente individuellen Scheiterns. Inwieweit diese Autobiographien affirmative Modelle individuellen

Scheiterns enthalten und als Deutungsangebote zur Verfügung stellen, ist bisher nicht untersucht (ebd.).

27 Diesem Hinweis verdanke ich Meike Baader.

28 Vgl. dazu auch die Spiegelreportage von Matthias Matussek (1999) und die von ihm herausgegebenen Bücher mit Erlebnisberichten sowie das Netzwerk im Internet PaPa.com.

29 Vgl. den Literaturbericht zu diesem Thema von Meike Baader (2000).

9. Prozesse des Doing Gender in der Interviewinteraktion

- 1 Nicht alle weiblichen Sozialarbeiter sind aus der Perspektive Robert Keplers naiv. Im Gegenteil, die Sozialarbeiterinnen, welche den Verein gegründet haben, in dem er angestellt ist, stellt er als ausgesprochen kompetente Fachfrauen dar. Er erzählt detailliert über die Gründung des Vereins: „*Das waren sieben Frauen, die Sozialarbeit oder Sozialpädagogik und alles sowas studiert hatten. [...] Die [haben] sich zusammengetan Räume gemietet, haben sehr viel über ihre Arbeit nachgedacht über die Standards, über ihr Konzept, über ihr Selbstverständnis [...]. Der Verein [hat] jetzt einen sehr guten Stand [...], der wird jetzt als sehr kompetent eingeschätzt*“ (43/30-44/12).
- 2 Die Fallanalyse zeigt, dass es sich um einen Scherz handelt. Wolfgang Bühring macht im Interview häufiger ironische Anmerkungen und kleine Scherze.

10. Schlussbetrachtungen

- 1 Vgl. zur Konstruktion einer soziologischen Erzählung Bude 1995.
- 2 Untersuchungen, die in diese Richtung gehen, sind die Rekonstruktion der Selbstbilder von Arbeiter und Arbeiterinnen von Alexander von Plato 1999 und Gunilla-Fredericke Budde 1999.
- 3 Vgl. dazu auch die Umfragen im Sozialreport Ostdeutschland. Frauen schätzen jedoch den Grad der Durchsetzung von Gleichberechtigung in der DDR und den Grad der Benachteiligung unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen etwas höher ein als Männer (Winkler 2001, 92 ff.).
- 4 Vgl. zu diesen Aspekt u.a. Anderson & Zinsser 1995 und Trüeb 1994.
- 5 Vgl. bspw. Welzer 1995; 2000; Bourdieu 1997d; Jureit 1999, Geulen & Tschuggnall 2000 und Breuer et al. 2002.
- 6 Vgl. bspw. folgende Darstellungen zum narrativen Interview, die vor allem in Handbücher der qualitativen Sozialforschung erschienen sind: Lamnek 1995; Hermanns 1995; Flick et al. 2000; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997; 2000 und Heinze 2001.
- 7 Vgl. zum Vorgehen in der soziologischen Ethnographie den Überblicksartikel von Stefan Hirschauer und Klaus Amann (1997). Für einen ethnographischen Ansatz im Bereich der Geschlechterforschung vgl. bspw. die Untersuchung über den Geschlechteralltag von Schulklassen von Helga Kelle und Georg Breidenstein (1998).

Anlagen

I. Überblick über das Sample

Tabelle 1: Altersstruktur

1951-1955	1956-1960	1961- 1967
4 (16 %)	9 (38 %)	11 (46 %)

Tabelle 2: Berufsabschlüsse und derzeitiger Erwerbsstatus

Schulabschluss	Erster beruflicher Abschluss	Höchster Bildungsabschluss	Derzeitiger Erwerbsstatus
8. Klasse POS: 1 (5 %)	Facharbeiter: 14 (58 %)	Facharbeiter: 8 (33 %)	Angestellter: 15 (61 %)
10. Klasse POS: 17 (70 %)	Berufsausbildung mit	Meister: 3 (13 %)	Selbständiger: 3 (13 %)
Abitur EOS: 6 (25%)	Abitur: 3 (13 %)	Fachschule: 3 (13 %)	Freiberuflicher: 3 (13 %)
	Hochschule: 7 (29 %)	Hochschule: 10 (41 %)	Erwerbsloser: 3 (13 %)

Tabelle 3: Familienstand und Lebensform

Familienstand	Derzeitige Lebensform
Verheiratet: 14 (58 %)	Verheiratet: 14 (58 %)
Geschieden: 4 (17 %)	Nichteheliche Lebensgemeinschaft: 3 (13 %)
Ledig: 6 (25 %)	Single: 7 (29 %)

II. Kurzbiographien der Interviewpartner*

<i>Name</i>	<i>Herkunft</i>	<i>Schule/Beruf</i>	<i>Familienstand</i>	<i>Interview</i>
Michael Berger	1956 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt - Vater: Kfz-Mechaniker, Meister, stellv. Betriebsteilnehmer und Parteisekretär - Mutter: Handelskauffrau - ein Geschwister	Autoverkäufer (HS) - 1975 Abitur EOS - 1975-79 HS Lehrer für Geschichte und Staatsbürgerkunde - 1979-91 Lehrer - 1991 Entlassung, vier Wochen erwerbslos - 1991-93 Qualifikation zum Sozialpädagogen - seit 1993 Autoverkäufer	Verheiratet - 1977 Heirat - 1979 Geburt einer Tochter - 1984 Geburt einer Tochter	- Interviewerin - Gruppe I
Jürgen Bruns	1955 - geboren in einer Kleinstadt, aufgewachsen in einer Großstadt in Sachsen - Vater: Dipl. Ingenieur - Mutter: Verkaufsstellenleiterin - ein Geschwister	Erwerbslos (FA) - 1972 10. Klasse POS - 1972-74 FA Zootechniker-Mechanisator - 1974-79 Schweizer - Wehrdienst (1,5 Jahre) - 1980 Zootechniker - 1981 Umzug und Zootechniker - 1989 Wechsel in die Baubrigade der LPG - 1990 Entlassung - ab 1990 Wechsel von ABM-Stellen und Erwerbslosigkeit: Koch (1,5 Jahre), ABM kirchlicher Verein (1 Jahr), ABM Gemeinde (6 Monate), Koch (9 Monate)	Verheiratet - 1977 Heirat - 1977 Geburt einer Tochter - 1980 Geburt einer Tochter	- Interviewerin - Gruppe II
Wolfgang Bühring	1954 - geboren und aufgewachsen in einer Großstadt in Brandenburg - Vater: Gärtner - Mutter: Angestellte - ein Geschwister	Leiter Materialwirtschaft und Betriebsrat (Meister) - 1970 10. Klasse POS - 1970-72 FA Elektriker - Wehrdienst (1,5 Jahre) - 1980 Betriebswechsel in eine Brauerei - 1984-86 Meisterlehrgang - 1986-90 Schichtleiter - ab 1990 Betriebsrat und Leiter Materialwirtschaft, Vorstandsmitglied einer Gewerkschaft	Verheiratet - 1976 Heirat - 1976 Geburt eines Sohnes - 1978 Geburt einer Tochter - 1981 Geburt einer Tochter	- Interviewerin - Gruppe II

* In der folgenden Darstellung sind nur 23 Interviewpartner erfasst. Das 24. Interview wurde in die Auswertung einbezogen, jedoch auf Bitte des Interviewpartners nicht für Veröffentlichungen genutzt. Dieses Interview wurde von einem Interviewer geführt und gehört zur Gruppe I.

Name	Herkunft	Schule/Beruf	Familienstand	Interview
Sven Frodhin	1965 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt in Brandenburg - Vater: Meister in der Industrie - Mutter: Facharbeiterin - Eltern geschieden - drei Geschwister	selbständiger Finanzberater (FA) - 1981 10. Klasse POS - 1981-1982 FA Baumaschinist - Wehrdienst (3 Jahre) - 1986 Baumaschinist - 1987 Entlassung, anschließend Kraftfahrer beim Rat des Bezirkes - 1990 Ausbildung und Arbeit als Versicherungskaufmann - 1995 Selbständigkeit mit Partner - seit 1997 eigenes Büro	Geschieden und Single - 1990 Heirat - 1998 Scheidung	- Interviewer - Gruppe I
Maik Gläser	1966 - geboren und aufgewachsen in einem Dorf in Sachsen-Anhalt - Vater: Landmaschinenschlosser - Mutter: Buchhalterin - zwei Geschwister	Selbständiger Kfz-Meister (Meister) - 1983 10. Klasse POS - 1983-86 FA Nachrichtentechnik mit Abitur - 1986 Wechsel zum Karosseriebau (Firma der Schwiegereltern) und Umschulung zum FA Karosseriebauer (1 Jahr) - 1987-89 Meisterlehrgang Karosseriebau - 1990 Erweiterung der Firma mit einem Autohaus - 1990-92 Meisterlehrgang Kfz	Verheiratet - 1987 Heirat - 1989 Geburt einer Tochter - 1993 Geburt eines Sohnes	- Interviewerin - Gruppe I
Hein Holm	1967 - geboren und aufgewachsen in Berlin - Vater: Ing. für Schweißtechnik - Mutter: Krankenschwester - 2 Geschwister	Ingenieur für Gebäudetechnik (HS) - 1983 10. Klasse POS - 1983-85 FA Heizungsinstallateur - Wehrdienst (1,5 Jahre) - 1988 Abiturlehrgang an der ABF - 1989-94 HS Ingenieur für Gebäudetechnik - seit 1995 drei nacheinander folgende Anstellungen in Ingenieurbüros	Lebensgemeinschaft - 1989 kennen lernen der Partnerin - 1998 Geburt eines Sohnes	- Interviewerin - Gruppe II

<i>Name</i>	<i>Herkunft</i>	<i>Schule/Beruf</i>	<i>Familienstand</i>	<i>Interview</i>
Robert Kepler	1960 - geboren und aufgewachsen in einem Dorf in Thüringen, ab 1968 in einer mittelgroßen Stadt in Brandenburg - Vater: Pfarrer - Mutter: Gemeindefürsorgerin - zwei Geschwister	Sozialarbeiter und Soziologiestudent (HS) - 1977 10. Klasse POS - 1977-81 HS Musiker - ab 1982 Orchestermusiker - 1993 Ausscheiden aus dem Orchester - 1993-97 FHS Sozialpädagogik - 1997 HS Soziologie (ab 5. Semester) - seit 1998 Tätigkeit als Familienhelfer (20 h pro Woche)	Verheiratet - 1985 Heirat - 1986 Geburt einer Tochter - 1989 Geburt eines Sohnes - 1991 Geburt einer Tochter	- Interviewer - Gruppe I
Andreas Mailänder	1957 - geboren in einer Großstadt in Sachsen, aufgewachsen in Berlin - Vater: Journalist - Mutter: nicht bekannt - ein Geschwister	Freiberuflicher Grafiker (FA) - 1971 8. Klasse POS - 1972-1975 FA Maurer - 1976 Arbeit in einer Glasschmelze - ab 1977 freiberuflicher Notenschreiber - Abschluss der 10. Klasse an der Volkshochschule - Wehrdienst (3 Jahre) - ab Mitte der achtziger Jahre Beschäftigung mit Grafik - 1987 Antrag auf Aufnahme in den VBK - 1988 Mitglied des VBK und freiberuflicher Grafiker	Geschieden und Single - 1982 Heirat - 1987 Geburt eines Sohnes - 1989 Scheidung - 1991-1995 Lebensgemeinschaft	- Interviewerin - Gruppe I
Peter Maffax	1960 - geboren und aufgewachsen in Berlin - Vater: selbständiger Elektriker - Mutter: nicht bekannt - ein Geschwister	Freiberuflicher Journalist (HS) - 1977 10. Klasse POS - 1977-80 FA Schlosser und Abitur - Wehrdienst (1,5 Jahre) - 1982- 87 HS Philosophie - 1987 Redakteur beim Jugendradio - 1991 Reporter bei einem Jugendmagazin - 1991-92 Weiterbildung PR-Journalist, Abbruch - seit 1992 selbständiger (Radio-)Journalist	Lebensgemeinschaft - 1981 Heirat - 1986 Geburt einer Tochter - 1994 Scheidung - seit 1996 Lebensgemeinschaft	- Interviewerin - Gruppe I

Name	Herkunft	Schule/Beruf	Familienstand	Interview
Andreas Marx	1963 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt - Vater: Schweißer, Schlosser, Kranfahrer - Mutter: Wirtschaftskaufmann - ein Geschwister	Drucker (FA) - 1979 10. Klasse POS - 1979-81 FA Drucker - bis 1989 Arbeit im Ausbildungsbetrieb - 1990 Betriebswechsel - 1991 Kündigung, 2 Monate erwerbslos - 1991 Betriebswechsel in eine westdeutsche Großstadt - 1992 Betriebswechsel in die Nähe des Wohnortes - 1996 Betriebswechsel - 1998 Betriebswechsel - 1999 nebenberufliche Qualifikation zum Lehrausbilder	Verheiratet - 1985 Heirat - 1985 Geburt einer Tochter - 1989 Geburt eines Sohnes	- Interviewer - Gruppe I
Gernot Meyer	1959 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt - Vater: Seefahrt - Mutter: Seefahrt - aufgewachsen bei der Großmutter, Eltern geschieden - 1976 Tod der Großmutter, bis zur Volljährigkeit bei Pflegeeltern	Handelsvertreter (FA) - 1975 10. Klasse POS - 1975-79 FA Zootechniker-Mechanisator - Wehrdienst (3 Jahre) - 1983 SED-Kreisleitung Mitarbeiter im Bereich Landwirtschaft - 1984 FS Agraringenieur (Fernstudium, ohne Abschluss) - 1991 Firmengründung Reinigungsbereich - 1992 Ausstieg aus der Firma - Handelsvertreter	Verheiratet - 1982 Heirat - 1984 Geburt eines Sohnes	- Interviewerin - Gruppe I
Dirk Michelsen	1959 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt - Vater: Diakon, als Pfarrer eingesetzt - Mutter: Katechetin - ein Geschwister	Seminarleiter Computer (FS) - 1974 10. Klasse POS - 1974-76 FA Zootechniker-Mechanisator - ab 1976 Arbeit im Ausbildungsberuf - 1980-84 FS Agraringenieur (Fernstudium) - 1983 Betriebswechsel, Forschungsingenieur - 1984-85 Bausoldat (1,5 Jahre) - 1986 HS Dipl. Agraringenieur (Fernstudium, nicht abgeschlossen) - 1992 Qualifikation Abfallwirtschaftsbeauftragter (1 Jahr)	Verheiratet - 1982 Heirat - 1983 Geburt einer Tochter - 1986 Geburt eines Sohnes - 1993 Geburt eines Sohnes	- Interviewerin - Gruppe I

Name	Herkunft	Schule/Beruf	Familienstand	Interview
		- 1993-99 freier Mitarbeiter in einem Umweltinstitut, mit Phasen von Erwerbslosigkeit - 1999 Beginn und Abbruch einer Umschulung - April 1999 Seminarleiter		
Thomas Nerbitz	1964 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt, ab 14. Lebensjahr in einer Großstadt in Brandenburg - Vater: Dipl. Ökonom - Mutter: nicht bekannt - vier Geschwister	Freiberuflicher Restaurator (FS) - 1980 10. Klasse POS - 1980-1982 FA Schlosser - Wehrdienst (3 Jahre) - 1986 LKW-Fahrer in zwei verschiedenen Betrieben - 1989 DEFA (LKW-Fahrer, Schlosser, Assistent in Szenographie) - 1991 Entlassung, 10 Monate erwerbslos - 1991-94 FS Grafik und Gestaltung - Sommer 1994 erwerbslos - 10/1994 HS Filmszenographie - 1997 Studienabbruch seitdem freiberuflicher Restaurator	Ledig und Single	- Interviewerin - Gruppe I
Udo Pietsch	1964 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt in Brandenburg - Vater: selbständiger Gärtnermeister - Mutter: Gärtnerin, mithelfende Ehefrau	Kundendienstmonteur (FA) - 1980 10. Klasse POS - 1980-82 FA Kfz-Mechaniker - Wehrdienst (1,5 Jahre) - ab 1984 Kfz-Mechaniker - seit 1990 Kundendienstmonteur	Ledig und Single - 1989 Geburt eines Sohnes, lebt bei der Mutter	- Interviewerin - Gruppe II
Ralf Ritter	1965 - geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt in Mecklenburg-Vorpommern - Vater: Bauingenieur - Mutter: Wirtschaftskaufmann	Medizintechniker (FA) - 1982 10. Klasse POS - 1982-84 FA Elektriker - Wehrdienst (1,5 Jahre) - 1986 Elektriker - 1987 Unfall, arbeitsunfähig (1 Jahr) - 1988 Tätigkeit im Materiallager, parallel an der Abendschule Abitur - 1990 HS Informationstechnik - 1991 Studienabbruch - 1991 Ausbildung zum Medizintechniker - 1993 erwerbslos	Ledig und Single - eine langjährige Beziehung	- Interviewerin - Gruppe II

Name	Herkunft	Schule/Beruf	Familienstand	Interview
		- Ende 1993 Medizintechniker in einer Firma - 1996 Betriebswechsel		
Thomas Sagold	1957 - geboren und ausgewachsen in zwei Kleinstädten in Brandenburg - Vater: Richter - Mutter: nicht bekannt	Erwerbslos (HS) - 1975 Abitur EOS - Wehrdienst (1,5 Jahre) - 1976-80 HS Kulturwissenschaft - 1980 Mitarbeiter Abteilung Kultur im Rat der Stadt - 1985 Abteilungsleiter - 1986 Leiter der Kulturabteilung im Rat des Kreises - 1990 Leiter eines Kulturhauses, Abwicklung des Kulturhauses - 1991-97 Versicherungsvertreter - 1997-98 Leiter eines Museums - 1999 erwerbslos	Verheiratet - 1980 Heirat - 1982 Geburt eines Sohnes - 1986 Geburt eines Sohnes	- Interviewer - Gruppe I
Bernd Schneider	1962 - geboren und aufgewachsen in einer Stadt in Sachsen - Vater: selbständiger Schlosser, stirbt 1971 - Mutter: mithelfende Ehefrau, später Sekretärin - ein Geschwister	Sicherheitsingenieur (HS) - 1981 Abitur EOS - Wehrdienst (3 Jahre) - 1984 HS Bauingenieur, Abbruch im ersten Studienjahr - 1985 ungelernter Arbeiter in einem Betrieb - 1986-90 HS Maschinenbau (ohne Abschluss) - 1990 Hilfsarbeiter in der Firma des Schwagers - 1991 Nachholen des Studienabschlusses - 1991 mehrere Monate erwerbslos - 1992 Hilfsarbeiter in der Firma des Schwagers - 10/1992 postgraduales Aufbaustudium (1 Jahr) - seit 1993 Sicherheitsingenieur in einer Ingenieurbüro, in den folgenden Jahren zunächst leitender Ingenieur, dann Stellvertretender Geschäftsleiter - weitere Qualifikationen: Fachkraft für Gewässerschutz (1 Jahr), Abfallbeauftragter (1 Jahr)	Verheiratet - 1987 Heirat - 1987 Geburt eines Sohnes - 1995 Geburt eines Sohnes	- Interviewerin - Gruppe I

Name	Herkunft	Schule/Beruf	Familienstand	Interview
Dieter Schulz	1954 - geboren und aufgewachsen in einem Dorf in Sachsen-Anhalt - Vater: Umsiedler, LPG-Vorsitzender - Mutter: Kindergärtnerin, Tätigkeit in der LPG, ehrenamtliche Bürgermeisterin - fünf Geschwister	Landtagsabgeordneter (HS) - 1970 POS - 1970-73 FA Agrotechniker und Abitur - Wehrdienst (3 Jahre) - 1976-81 HS Agraringenieur - 1981 Abteilungsleiter im Rat des Kreises, Ratsbereich Land-, Forst- und Nahrungsmittelgüterwirtschaft - 1983 Leiter des Ratsbereichs - 03/1990 Kandidatur zur Volkskammerwahl und 05/1990 Kommunalwahl - 05/1990 erwerbslos - 10/1990 Kandidatur Landtag PDS - Einzug in den Landtag, derzeit 3. Legislaturperiode	Verheiratet - Heirat während der Armeezeit - 1978 Geburt einer Tochter - 1981 Geburt eines Sohnes - 1987 Geburt eines Sohnes	- Interviewerin - Gruppe I
Wolfgang Schwarz	1964 - geboren und aufgewachsen in einem Dorf in Brandenburg - Vater: promovierter Physiker - Mutter: Hausfrau, später Sachbearbeiterin - zwei Geschwister	Elektroinstallateur (FA) - 1981 10. Klasse POS - 1981-84 FA Elektroinstallateur - Wehrdienst (1,5 Jahre) - seit 1986 Elektroinstallateur - 1998 Arbeitsunfall, zum Zeitpunkt des Interviews noch arbeitsunfähig	Ledig und Single	- Interviewerin - Gruppe II
Jörg Strohe	1965 - geboren und aufgewachsen in einer Großstadt in Sachsen; während der ersten zehn Lebensjahre zwei Aufenthalte in Guinea (4 Jahre) - Vater: Prof. für Medizin - Mutter: Ingenieurin für Pharmazie	Erwerbslos (HS) - 1983 Abitur EOS - Wehrdienst (1,5 Jahre) - 1985 Hilfskrankenpfleger - 1986-91 HS Medizin - 1991-96 Arzt (2 mal 1,5 Jahre) - 1997 Gutachter beim TÜV - Sommer 1998 erwerbslos	Lebensgemeinschaft - 1988 gemeinsame Wohnung mit Partnerin - 1998 Geburt eines Sohn	- Interviewerin - Gruppe II
Peter Töpfer	1967 - geboren in Berlin, aufgewachsen in Berlin und einer Großstadt in Sachsen - Vater: Prof. für Biochemie - Mutter: Sachbearbeiterin	Ingenieur für Nachrichtentechnik (HS) - 1983 10. Klasse POS - 1983-86 FA für Nachrichtentechnik - Wehrdienst (3 Jahre) - 1989 Fachabitur - 1990-94 HS Nachrichtentechnik	Verheiratet - 1998 Heirat	- Interviewerin - Gruppe I

Name	Herkunft	Schule/Beruf	Familienstand	Interview
	- ein Geschwister	- seit 1994 Ingenieur bei einem Konzern, verschiedene Abteilungen		
Frank Ullrich	1959 - geboren und aufgewachsen in Berlin - Vater: Dipl. Ökonom - Mutter: Damenschneiderin und Hausfrau - zwei Geschwister	Bauleiter (HS) - 1973 Abitur EOS - Wehrdienst (3 Jahre) - 1976-81 HS Maschinenbau - 1982-89 Konstrukteur in zwei verschiedenen Betrieben - 1989 Hilfsarbeiter in einer Schlosserei, Qualifikation zum Schweißer - 1993 Tätigkeit in einem Stahlbauunternehmen - ab 1995 Bauleiter im Bühnenbereich, derzeit dritte Firma	verheiratet - 1988 Heirat - 1989 Geburt eines Sohnes	- Interviewerin - Gruppe II
Frank Zabro	1956 - geboren und aufgewachsen in einem Dorf in Sachsen - Vater: Lehrer - Mutter: Lehrerin	selbständiger Bauprojektleiter (FH) - 1972 10. Klasse POS - 1972-1974 FA Schlosser für Motoren - Wehrdienst (3 Jahre) - 1977 neun Monate LKW-Fahrer - 1977-81 Kameraassistent beim Fernsehen (mit Ausbildung) - 1981-83 Pilot bei der Interflug mit Ausbildung - 1983-86 Gesundheits-, Arbeits- und Brandschutzinspektor - 1985-90 FH Dipl. Wirtschaftsingenieur (Fernstudium) - 1986 Betriebswechsel Abteilungsleiter Materialwirtschaft - 1988 Betriebswechsel technischer Leiter - 1991 Geschäftsleiter Immobilienfirma - 1994 Betreuung von Bauprojekten - 1995 Firmengründung Baubereich	Geschieden und Single - ca. 1982/83 Heirat und Geburt eines Kindes - ca. 1985 Scheidung	- Interviewer - Gruppe I

III. Verzeichnis der wichtigsten Abkürzungen

ABF:	Arbeiter- und Bauernfakultät
EOS:	Erweiterte Oberschule
FA:	Facharbeiter
FDJ:	Freie Deutsche Jugend
FHS:	Fachhochschule
FS:	Fachschule
HS:	Hochschule
NVA:	Nationale Volksarmee
POS:	Polytechnische Oberschule
SED:	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
VBK:	Verband der Bildenden Künstler der DDR

IV. Glossar

Die folgenden Kategorien bilden das formale Analyseinstrumentarium für die lebensgeschichtlichen Erzählungen. Sie sind in Anlehnung an Fritz Schützes kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens gebildet worden (Schütze 1984).

Biographieträger

Der Erzähler einer Lebensgeschichte wird als Biographieträger bezeichnet. In der Regel beginnt eine Lebensgeschichte mit der Selbsteinführung des Erzählers als Biographieträger und einer beschreibenden Darstellung des biographischen Rahmens wie Geburt, Elternhaus, Geschwister und Kindheit. Vom Biographieträger sind die Ereignisträger zu unterscheiden.

Ereignisträger

Die Akteure, über die der Biographieträger in seiner Lebensgeschichte erzählt, werden als Ereignisträger bezeichnet. Dies können wichtige biographische Interaktionspartner sein – Eltern, Geschwister, Ehepartner, Kinder, Vorgesetzte, Freunde – oder kollektive soziale Einheiten wie Organisationen, Gruppen etc. Aber auch unbelebte Objekte wie ein Auto oder ein Haus können in der Erzählung als Ereignisträger fungieren.

Erzählketten

Zeitlich hintereinander geordnete Einzelereignisse bilden Ereignisketten, die in einer lebensgeschichtlichen Erzählung zu Erzählketten verknüpft und in systematische Beziehung gesetzt werden. Meist bilden diese Erzählketten dominante und rezessive Erzähllinien.

Erzähllinie

In einer Lebensgeschichte erfolgt die thematische Verknüpfung von Erlebnissen und Erfahrungen unter einem oder mehreren zentralen Aspekten. Diese thematischen Verknüpfungen konstituieren eine Erzähllinie. In der Regel wird in einer Lebensgeschichte eine Erzähllinie aufgebaut, sie kann sich aber auch aus mehreren Erzähllinien zusam-

mensetzen, die meist in einem hierarchischen Verhältnis stehen. In dieser Hinsicht lassen sich dominante und rezessive Erzähllinien unterscheiden.

Suprasegmente, Segmente und Subsegmente

Eine Erzählung ist in abgegrenzte Erzählsegmente strukturiert. Sie enthält in der Regel mehrere Suprasegmente, die wiederum in Segmente und Subsegmente untergliedert sind. Die Erzählsegmente unterteilen sich jeweils in eine Einleitung, die Kerndarstellung und eine Ausleitung.

Gesamtgestalt bzw. Erzählgestalt

Lebensgeschichtliche Erzählungen haben in der Regel einen thematischen Aspekt. Diese autobiographische Thematisierung enthält den – oft moralischen bzw. evaluativen – Standpunkt des Erzählers zu seiner Lebensgeschichte. Diese autobiographische Thematisierung konstituiert die Gesamtgestalt der Erzählung.

Hintergrundkonstruktionen

Um Ereignisabläufe plausibilisieren zu können, werden Erzählsegmente eingeschoben. Diese Hintergrundkonstruktionen sind in der Regel recht kurz, können aber im Laufe der Erzählung auch zu Erzählketten und Erzähllinien ausgebaut werden.

Markierer

Eine Erzählung wird mittels Markierer strukturiert wie bspw. „na und dann“ oder „jetzt kommt etwas Wichtiges“. Im Verlauf der Erzählung wird sie mit Verwirklichungs- bzw. Verlustmarkierern, mit Veränderungs- und Kontinuitätsmarkierern, mit Markierern des Erfolgs und des Scheitern gegliedert. Durch diese Markierer erfolgt zugleich eine Evaluation der Erlebnisse und Erfahrungen in Bezug auf die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte.

Literatur

- Abercrombie, Nicholas & Longhurst, Brain (1998): Audiences. London: Sage
- Ahammer, Alexandra, Heise, Ina & Stamm, Christine (2000): Wie der Vater so der Sohn? Der Einfluss der Herkunftsfamilie auf berufliche, familiäre und persönliche Orientierungen und Werdegänge der Söhne. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Heft 1/2, 51-63
- Ahrens, Jörn (2000): Jenseits des Arbeitsprinzips? Vom Ende der Erwerbsgesellschaft. Tübingen: Edition Diskord
- Alber, Martin (1996): Alles nur ein Spiel? Über die männliche Lust am Fußball. In: Moritz. Zeitschrift für Männer, Heft 3/4, 9-13
- Alheit, Peter (1990): Der 'biographische Ansatz' in der Erwachsenenbildung. In: Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland. Mader, Wilhelm (Hg.), Bremen: Universität Bremen, 289-335
- und Hoerning, Erika M. (1989): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt am Main & New York: Campus
 - und Dausien, Bettina (1990): Biographie. In: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Sandkühler, Hans, Jörg (Hg.), Hamburg: Meiner, Band I, 405-418
 - und Dausien, Bettina (1985): Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Allmendinger, Jutta et al. (Hg.) (2000): Soziologie des Wohlfahrtsstaats. Gesellschaftliche Grundlagen, historische Zusammenhänge und aktuelle Entwicklungstendenzen. Weinheim: Juventa
- Anderson, Bonnie S. & Zinsser, Judith P. (1995): Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa. 2 Bände, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Armbruster, L. Christof (1993): Eine „Soziologie der Männlichkeit“? Antisexistische Studien von Männern über Männer im Kontext feministischer Theoriediskussion. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Bielefeld
- Autorenkollektiv unter der Leitung von Rolf Badstübner (1989): Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin: Verlag der Wissenschaften
- Baader, Meike Sophia (2000): Vaterkrise, Vatersuche, Vatersehnsucht. Zur aktuellen Debatte um die Väter. In: Feministische Studien, Heft 2, 98-108
- Badstübner, Evemaria (2000): Befremdlich anders. Leben in der DDR. Berlin: Karl Dietz Verlag
- Baethge, Martin (1991): Arbeit, Vergesellschaftung, Identität - Zur zunehmenden Subjektivierung der Arbeit. In: Soziale Welt, Heft 42, 6-19
- Barrett, Frank J. (1999): Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Army. In: Soziale Konstruktionen - Militär und Geschlechterverhältnis. Eifler, Christine & Seifert, Ruth (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 71-93
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp

- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Becker-Schmidt, Regina (1994): Diskontinuität und Nachträglichkeit. Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Diezinger, Angelika et al. (Hg.), Freiburg (i. Br.): Kore, 155-182
- Beer, Ursula & Chalupsky, Jutta (1993): Vom Realsozialismus zum Privatkapitalismus. Formierungstendenzen im Geschlechterverhältnis. In: Transformationen im Geschlechterverhältnis: Beiträge zur industriellen und gesellschaftlichen Entwicklung. Aulenbacher, Brigitte & Goldmann, Monika (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 184-230
- Behnke, Cornelia (1997): „Frauen sind wie andere Planeten“ Das Geschlechterverhältnis aus männlicher Sicht. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Belwe, Katharina & Klinger, Fred (1986): Der Wert der Arbeit. Aspekte des sozialen Wandels in der industriellen Arbeitswelt der DDR. In: Tradition und Fortschritt in der DDR. Neunzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland 20. bis 25. Mai 1986. Köln: Edition Deutschland Archiv, 61-86
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1994): Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Bereswill, Mechthild (i.E.): Zwischen Transformationsprozess und Adoleszenzkrise: Biographische Entwürfe ostdeutscher und westdeutscher junger Männer. Erscheint im Tagungsband: „Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biographische Perspektiven“. Herausgeber ZIFG
- Brandes, Holger (2002): Kann man von unterschiedlichen hegemonialen Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland sprechen? In: Arbeitskreis für interdisziplinäre Männerforschung (Aim Gender). Verfügbar unter: <http://www.ruendal.de/aim/pdfs/Brandespdf>
- Blazek, Helmut (1999): Männerbünde. Eine Geschichte von Faszination und Macht. Berlin: Christoph Links Verlag
- Boenisch-Brednich, Brigitte (2000): Deutschland – Neuseeland. Eine ethnologische Migrationsstudie (1936-1996). Unveröffentlichte Habilitationsschrift, eingereicht und anerkannt an der Universität Göttingen
- Böhnisch, Lothar (2000): Körperlichkeit und Hegemonialität – Zur Neuverortung des Mannseins in der segmentierten Arbeitsgesellschaft. In: Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung. Doris Janshen (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 106-128
- und Winter, Reinhard (1997): Männliche Sozialisation, Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim: Juventa
- Bohnsack, Ralf (1993): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske und Budrich
- Bourdieu, Pierre (1997a): Männliche Herrschaft. In: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Dölling, Irene & Krais, Beate (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153-217

- (1997b): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margarete Steinrück. In: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Dölling, Irene & Kraus, Beate (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 218-230
- (1997c): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien, Heft 2, 88-99
- (1997d): Verstehen. In: Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Ders. et al., Konstanz: UVK Universitätsverlag, 779-822
- (1990): Die biographische Illusion. In: Bios, Heft 1, 75-81
- & Wacquant, Loïc J. D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Barckhausen, Christiane (1989): Männer erzählen ... Tonbandprotokolle aus sieben Ländern. Berlin: Verlag der Nation
- Breidenstein, Georg & Kelle, Helga (1998): Geschlechteralltag in einer Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. Weinheim & München: Juventa
- Breuer, Franz, Mruck, Katja & Roth, Wolf-Michael (2002): Subjektivität und Reflexivität: Eine Einleitung (10 Absätze). In: Forum Qualitative Sozialforschung (Online Journal), Heft 3, Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>
- Brockmeier, Jens (1999): Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozeß. In: Journal für Psychologie, Heft 1, 22-42
- Brockmeier, Jens & Mattes, Peter (1999): Diskurs und Erzählung: Forschungsgegenstand, intellektueller Stil oder nach-positivistisches Paradigma? Einleitende Bemerkungen. In: Journal für Psychologie, Heft 1, 3-10
- Brose, Hanns-Georg & Hildenbrand, Bruno (1988a): Biographisierung von Erleben und Handeln. In: Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Dies. (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 11-32
- (1988b): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Budrich
- Brunner, Jerome S. (1999): Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden. In: Zeitschrift für Psychologie, Heft 1, 11-12
- Budde, Gunilla-Fredericke (1999): Heldinnen der Arbeit. Öffentliche Fremd- und Selbstdarstellungen von Arbeiterinnen in der DDR. In: Arbeiter in der SBZ-DDR. Peter Hübner & Tenfelde, Klaus (Hg.), Essen: Klartext Verlag, 849-866
- (Hg.) (1997): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht
- Bude, Heinz (1995): Die soziologische Erzählung. In: „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Jung, Thomas & Müller-Dohm, Stefan (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 409-429
- (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 37, 327-336
- Bundesministerium für Verteidigung (2000): Frauen in der Bundeswehr. Bonn: Druckhaus Bachem
- Carrigan, Tim, Connell, Robert W. & Lee, John (1996): Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit. In: Kritische Männerforschung. BauSteineMänner (Hg.), Hamburg: Argument-Verlag, 38-75

- Chodorow, Nancy (1990): *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Frauenoffensive
- Cockburn, Cynthia (1991): *Das Material männlicher Macht*. In: *Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte*. Barrow, Logie (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 67-84
- Connell, Robert W. (2000): *Die Wissenschaft von der Männlichkeit*. In: *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*. Bosse, Hans & King, Vera (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 17-28
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*. Opladen: Leske und Budrich
- (1998): *Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung*. In: *Widersprüche*, Heft 67, Bielefeld: Kleine Verlag, 91-106
 - (1996): „The Big Picture“: *Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte*. In: *Widersprüche*, Heft 56 & 57, Bielefeld: Kleine Verlag, 23-45
 - (1995): *Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik*. In: *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*. Armbruster, Christof L., Müller, Ursula & Stein-Hilbers, Marlene (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 61-83
 - (1986): *Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse*. In: *Das Argument*, Heft 157, 330-344
- Däniker, Kathrin, (1999): *Die Truppe – ein Weib? Geschlechtsspezifische Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende*. In: *Soziale Konstruktionen - Militär und Geschlechterverhältnis*. Eifler, Christine & Seifert, Ruth (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 110-134
- Das Bertelsmann Lexikon in 24 Bänden (1994), Redaktionsleitung Keienburg, Wolf, Stuttgart: Verlagshaus GmbH
- Dausien, Bettina (2001): *Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? Aspekte der narrativen Konstruktion von Geschlecht im Kontext der Biographieforschung*. In: *Feministische Studien*, Heft 2, 57-73
- (1999): „Geschlechtsspezifische Sozialisation“ – *Konstruktivistische Ideen zur Karriere und Kritik eines Konzeptes*. In: *Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft*. Dies. et al., Opladen: Leske und Budrich, 216-246
 - (1998): *Die biographische Konstruktion von Geschlecht*. In: *Einheit und Vielfalt. Das Verstehen der Kulturen*. Schneider, Notkar et al., Amsterdam, Atlanta & GA: Rodopi, 256-275
 - (1996): *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat Verlag
 - (1994): *Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung*. In: *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*. Diezinger, Angelika et al. (Hg.), Freiburg (i. Br.): Kore, 129-154
 - & Kelle, Helga (2001): *Rekonstruktive Geschlechterforschung*. In: *Feministische Studien*, Heft 2, 4-9
- Der Duden. Deutsches Wörterbuch (1996). Mannheim, Wien & Zürich: Dudenverlag

- Derlien, Hans-Ulrich (1998): Elitenzirkulation in Ostdeutschland 1989-1995. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 5, 3-17
- Diemer, Susanne (1994): Patriarchalismus in der DDR. Opladen: Leske und Budrich
- Dietzsch, Ina & Dölling, Irene (1996): Selbstverständlichkeiten im biografischen Konzept ostdeutscher Frauen. Ein Vergleich 1990-1994. In: *Berliner Debatte Initial*, Heft 2, 11-20
- Diewald, Martin, (1995): „Kollektiv“, „Vitamin B“ oder „Nische“? Persönliche Netzwerke in der DDR. In: *Kollektiv und Eigensinn: Lebensverläufe in der DDR und danach*. Huninik, Johannes et al. (Hg.), Berlin: Akademie Verlag, 223-260
- Dölling, Irene (2001): 10 Jahre danach: Geschlechterverhältnisse in Veränderung. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 1, 19-30
- (2000a): Das Geschlechterverhältnis im Sozialismus. Unveröffentlichtes Manuskript
 - (2000b): „Ganz neue Inhalte werden im Vordergrund stehen: die Arbeit zuerst“. Erfahrungen junger ostdeutscher Frauen mit dem Vereinbarkeitsmodell (1990-1997). In: *Geschlecht, Arbeit, Zukunft*. Lenz, Ilse, Nickel, Hildegard, Maria & Riegraf, Birgit (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 222-242
 - (1999): „Geschlecht“ – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften? In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, Heft 1, 17-26
 - (1993): Gespaltenes Bewußtsein – Frauen- und Männerbilder in der DDR In: *Frauen in Deutschland 1945-1992*. Helwig, Gisela & Nickel, Hildegard Maria (Hg.), Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 23-53
 - (1991a): Über den Patriarchalismus staatssozialistischer Gesellschaften und die Geschlechterfrage im gesellschaftlichen Umbruch. In: *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Soziologentages in Frankfurt am Main 1990*. Zapf, Wolfgang (Hg.), Frankfurt am Main: Campus, 407-417
 - (1991b): *Der Mensch und sein Weib. Geschichtliche Ursprünge und Perspektiven*. Berlin: Dietz
- Dorbritz, Jürgen (1993): Sozialer Systemwandel und die Folgen für die Familienbildung. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 33, 355-368
- (1992): Nuptialität, Fertilität und familiäre Lebensformen in der sozialen Transformation – Übergang in eine neue Bevölkerungsweise in Ostdeutschland. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, Heft 2, 167-196
 - und Schwarz, Karl (1996): Kinderlosigkeit in Deutschland – ein Massenphänomen? Analysen zu Erscheinungsformen und Ursachen. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, Heft 3, 231-261
- Eifler, Christine (1999): Die Rede vom Frieden in der DDR. Unveröffentlichtes Redemanuskript der Tagung: Frauen und Männer im geteilten Deutschland, 30.09.-02.10.1999, Heinrich Böll Stiftung Berlin
- (1995): „... es schützt Dich mein Gewehr.“ Frauenbilder in der NVA Propaganda. In: *Unter Hammer und Zirkel: Frauenbiographien vor dem Hintergrund ostdeutscher Sozialisationserfahrungen*. Zentrum für Interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.), Pfaffenweiler: Centaurus, 269-276

- & Seifert, Ruth (1999): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Etmann, Anette (1998): Die Zivilgesellschaft zwischen Revolution und Demokratie: die „samtene“ Revolution im Lichte Antonio Gramscis Kategorien der „società civile“. Hamburg: Argument-Verlag
- Engelfried, Constanze (1996): Männlichkeiten. Die Öffnung des feministischen Blicks auf den Mann. Weinheim & München: Juventa
- Engler, Stefanie (1999): Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes. In: Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in einer akademischen Welt. Kraus, Beate (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 121- 47
- Engler, Wolfgang (2002): Die Ostdeutschen als Avantgarde. Berlin: Aufbau-Verlag
- (1999): Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin: Aufbau-Verlag
- Erhart, Walter (2001): Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit. München: Wilhelm Fink Verlag
- Erikson, Erik H. (1970): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart: Klett
- (1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (2000): Address Lost: How to Fix a Live. Biographical Structuring in the European Modern Age. In: Biographies and the Division of Europe. Experience, Action, and Chance on the 'Eastern Side'. Breckner, Roswitha et al. (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 55-75
- (1996): Strukturelle Analyse biographischer Texte. In: Qualitative Einzelfallanalyse und qualitative Verfahren. Brähler, Elmar (Hg.), Gießen: Psychosozial-Verlag, 99-161
- (1992): Biographie als theoretisches Konstrukt und soziales Phänomen. Vortrag auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung in der DGS, Bremen 27.-29.2.1992, unveröffentlichtes Manuskript
- & Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstrepräsentation. In: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Hitzler, Roland & Honer, Anne (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 217-238
- Flick, Uwe (1995): Handbuch qualitativer Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim & Beltz, Psychologie Verlag-Union
- & Kardorff, Ernst v. & Steinke, Ines (Hg.) (2000): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag
- Forster, Edgar J. (2001): Realitätsproduktion im Forschungsprozess. In: Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften, Heft 1, 50-73
- Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Frevert, Ute (2001): Die kasernierte Nation: Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland. München: C.H. Beck
- Frevert, Ute (2000): Männer(T)räume: Die allgemeine Wehrpflicht und ihre geschlechtergeschichtlichen Implikationen. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Heft 3, 11-124

- (1997a): Das jacobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationenbildung in Preußen-Deutschland. In: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Dies. (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 17-47
 - (1997b): Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Dies. (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 145-173
 - (1996): Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit. In: Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Kühne, Thomas (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 69-87
 - (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München: Beck
- Friedrich, Walter (1990): Mentalitätswandel der Jugend der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 16-17, 25-37
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Fuhrmann, Elisabeth (1995): Ostdeutsche Schülerinnen und Lehrerinnen vor und nach der Wende. In: Verschieden und doch gleich. Schule und Geschlechterverhältnis in Ost und West. Hempel, Marlies (Hg.), Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 217-236
- Garfinkel Harold (1967): Studies in Ethnomethodologie. Englewood Cliffs: Prentice Hall
- Gehler, Ralf & Keil, Dirk (1992): Die andere Realität. Alltagserfahrungen Wehrdienstleistender in den Kasernen der DDR. In: Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland. Kaschuba, Wolfgang & Mohrmann, Ute (Hg.), Tübingen: Verein für Volkskunde e.V., 326-338
- Geisen, Thomas, Kraus, Katrin & Ziegelmayer, Veronika (Hg.) (1998): Zukunft ohne Arbeit? Beiträge zur Krise der Arbeitsgesellschaft. Frankfurt am Main: IKO
- Geißler, Rainer (1992): Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur sozialstrukturellen Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Gergen, Kenneth J. (1998): Erzählung, moralische Identität und historisches Bewußtsein. Eine sozialkonstruktivistische Darstellung. In: Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Straub, Jürgen (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 170-202
- Gerhard, Ute (1994): Die staatlich institutionalisierte „Lösung“ der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR. In: Sozialgeschichte der DDR. Kaeble, Hartmut et al. (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 383-403
- Geulen, Christian & Tschuggnall, Karoline (Hg.) (2000): Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews. Tübingen: Edition Discord
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Giegel, Hans-Joachim, Frank, Gerhard & Billerbeck, Ulrich (1988): Industriearbeit und Selbstbehauptung. Berufsbiographische Orientierungen und Gesundheitsverhalten in gefährdeten Lebensverhältnissen. Opladen: Leske und Budrich
- Gieseke, Jens (1997): „Kämpfer an der unsichtbaren Front“. Militarisierung und Überwachungsstaat. In: Berliner Debatte Initial, Heft 6, 45-56

- Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In: *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Rademacher, Claudia & Wiechens, Peter (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 65-90
- & Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: *Traditionen Brüche*. Knapp, Gurdun-Axeli & dies. (Hg.), Freiburg (i. Br.): Kore: 201-254
- Goffman, Erving (2001): *Interaktion und Geschlecht*. Herausgegeben und eingeleitet von Knoblauch, Hubert A., Frankfurt am Main & New York: Campus
- Goltermann, Svenja (2000): Die Beherrschung der Männlichkeit. Zur Deutung psychischer Leiden bei den Heimkehrern des Zweiten Weltkrieges. In: *Feministische Studien*, Heft 2, 7-19
- Grimm, Elfriede (1991): Mädchensozialisation. In: *Kinder und Jugendliche im Systemumbruch*. Gotschlich, Helga et al. (Hg.), Berlin: Tribüne, 37-44
- Gysi, Jutta & Meyer, Dagmar (1993): Leitbild: berufstätige Mutter - DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: *Frauen in Deutschland 1945 - 1992*. Helwig, Gisela & Nickel, Hildegard Maria (Hg.), Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 166-191
- Hagemann, Karen (2001): Von Männern, Frauen und Militärgeschichte. In: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, Heft 1, 144-153
- (1996): Nation, Krieg und Geschlechterordnung. In: *Zeitschrift für Geschichte und Gesellschaft*, Heft 22, 562-591
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation. Männlich-Weiblich?* Opladen: Leske und Budrich
- Hahn, Alois (2001): Alois Hahn im Gespräch mit Carlos Kölbl und Anne Scheloske: Wissenschaft als Passion. In: *Handlung. Kultur. Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften*, 10.Jg., Heft 1, 138-158
- (2000): *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- (1995): Identität und Biographie. In: *Biographie und Religion*. Wohlrab-Sahr, Monika (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 127-151
- (1988): Biographie und Lebenslauf. In: *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Brose, Hanns-Georg & Hildenbrand, Bruno (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 91-105
- (1987): Identität und Selbstthematization. In: *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Hahn, Alois & Kapp, Volker (Hg.) Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9-25
- Hahn, Daphne & Scholz, Sylka (1997): Anpassung oder Eigensinn: Sterilisation im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse. In: *Veränderungen - Identitätsfindung im Prozeß: Frauenforschung im Jahre sieben nach der Wende*. Diedrich, Ulrike & Strecker, Heidi (Hg.), Bielefeld: Kleine Verlag, 67-98
- Hausen, Karin (1997): Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Conze, Werner (Hg.), Stuttgart: Ernst Klett, 363-393

- Häuser, Iris (1996): Gegenidentitäten. Zur Vorbereitung des politischen Umbruchs in der DDR. Lebensstile und politische Soziokultur in der DDR-Gesellschaft der achtziger Jahre. Münster: Lit
- Hark, Sabine (1999): Deviante Subjekte. Normalisierung und Subjektformung. In: Normalität und Abweichung: Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft. Sohn, Werner & Mertens, Herbert (Hg.), Opladen & Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 65-84
- Hawkins, Nicola (1984): Die Relevanz der Familie in der biographischen Selbstdeutung von Männern. In: Biographie und soziale Wirklichkeit. Kohli, Martin & Robert, Günter (Hg.), Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 217-238
- Heilmann, Andreas (2001): Männliche Perspektiven auf Frauen in der Deutsche Bahn AG. In: Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung. Bulletin, Heft 22, 83-100
- Heinze, Thomas (2001): Qualitative Sozialforschung: Einführung, Methodologie und Forschungspraxis. München, Wien & Oldenburg: Wissenschaftsverlag GmbH
- Hempel, Marlies (1995): Geschlechterverhältnisse und pädagogische Frauenforschung in der DDR. In: Verschieden und doch gleich. Schule und Geschlechterverhältnis in Ost und West. Dies. (Hg.), Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 94-120
- Hermanns, Harry (2000): Interviewen als Tätigkeit. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Flick, Uwe, Kardorff, Ernst v. & Steinke, Ines (Hg.) Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 360-368
- (1995): Das narrative Interview. In: Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Flick, Uwe (Hg.), Weinheim & Beltz: Psychologie Verlag-Union, 182-205
 - und Tkocz, Christian & Winkler, Helmut (Hg.) (1984): Berufsverlauf von Ingenieuren. Biographieanalytische Auswertung von narrativen Interviews. Frankfurt am Main: Campus
- Heyne, Dietmar (1991): Entmilitarisierung in der DDR. In: Die Zukunft des Militärs in Industriegesellschaften. Karl, Wilfried & Nielebock, Thomas (Hg.), Baden-Baden: Nomos, 241-254
- Hirschauer, Stefan & Amann, Klaus (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Dies. (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7-52
- Hoecker, Beate (2000): Geschlechterdemokratie im europäischen Vergleich. Die Konzepte der Europäischen Union zur Förderung der politischen Beteiligung von Frauen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31-32, 30-38
- (1998): Zwischen Macht und Ohnmacht: Politische Partizipation von Frauen in Deutschland. In: Handbuch politischer Partizipation von Frauen in Europa, Dies. (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 65-90
- Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie. Stuttgart: Reclam
- Hollstein, Walter (1992): Die Männer. Vorwärts oder zurück? München: Knaur
- Honegger, Claudia (1996): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib 1750-1850. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Höyng, Stephan & Puchert, Ralf (1998): Die Verhinderung beruflicher Gleichstellung. Männliche Verhaltensweisen und männerbündische Kultur. Bielefeld: Kleine Verlag

- Hübner, Peter (1994): Die Zukunft war gestern: Soziale und mentale Trends in der DDR-Industriearbeiterschaft. In: Sozialgeschichte der DDR. Kaeble, Hartmut et al., Stuttgart: Klett-Cotta, 171-187
- (1996): „Sozialistischer Fordismus?“ Oder: Unerwartete Ergebnisse eines Kopiervorganges. Zur Geschichte der Produktionsbrigaden in der DDR. In: Amerikanisierung? Die Mehrdeutigkeit moderner Lebensformen in Deutschland. Lüdtke, Alf (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 96-115
- Huinink, Johannes & Wagner, Michael (1995): Partnerschaft, Ehe und Familie in der DDR. In: Kollektiv und Eigensinn: Lebensverläufe in der DDR und danach. Ders. et al. (Hg.), Berlin: Akademie Verlag, 145-188
- & Mayer, Karl Ulrich & Trappe, Heike (1995): Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe. In: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Ders. et al. (Hg.), Berlin: Akademie Verlag, 89-142
- Hüning, Hasko, Nickel, Hildegard Maria & Peinl, Ines (2001): Erwerbsintegration und Geschlechterpolitik. Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung. Bulletin, Heft 22, 1-22
- Jureit, Ulrike (1999): Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Hamburg: Erlebnisse Verlag
- Kaufmann, Jean-Claude (1999): Das verstehende Interview. Theorie und Praxis. Konstanz: UVK
- Kebir, Sabine (1991): Antoni Gramscis Zivilgesellschaft. Alltag, Ökonomie, Kultur, Politik. Hamburg: VSA-Verlag
- Keiser, Sabrina (1997): Ostdeutsche Frauen zwischen Individualisierung und Re-Traditionalisierung. Ein Generationsvergleich. Hamburg: Kovac
- Kelle, Helga (2001): „Ich bin der, die das macht“ Oder: Über die Schwierigkeit, „doing gender“-Prozesse zu erforschen. In: Feministische Studien, Heft 2, 39-56
- (1997): Mädchenkultur - Jungenkultur oder eine Kultur der Zweigeschlechtlichkeit? Zur Methodologie ethnographischer Kindheits- und Geschlechterforschung. In: Feministische Studien, Heft 2, 131-142
- Kelle, Udo & Kluge, Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Opladen: Leske und Budrich
- Keupp, Heiner et al. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag
- Knapp, Gudrun-Axeli (1999): Geschlechterdifferenzen und Dekonstruktion. Anmerkungen zur Verwendung des Dekonstruktionsbegriffs in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung. In: Transformationen - Unternehmensreorganisation - Geschlechterforschung. Nickel, Hildegard, Maria, Völker, Susanne & Hüning, Hasko (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 35-53
- Knijn, Trudie (1995): Hat die Vaterschaft noch eine Zukunft? Eine theoretische Betrachtung zu veränderter Vaterschaft. In: Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse. Armbruster, Christof L., Müller, Ursula & Stein-Hilbers, Marlene (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 171-192

- Koch, Thomas (2000): Der neue Mittelstand Ost: Von Natur aus flugunfähig oder Vogel mit gestutzten Schwingen? In: Berliner Debatte Initial. Heft 11, 59-68
- Koch, Uwe (o. J.): Expertise „Die Baueinheiten in der Nationalen Volksarmee der DDR – Einrichtung, Entwicklung und Bedeutung“. Erstellt im Auftrag des Deutschen Bundestages, Enquetekommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“
- & Eschler Stephan (1994): Zähne hoch, Kopf zusammenbeißen. Dokumente zur Wehrdienstverweigerung in der DDR 1962-1990. Kückenshagen: Scheunen-Verlag
- Kocka, Jürgen (1987): Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert. In: Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Ders. (Hg.), Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 21-63
- Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Sozialgeschichte der DDR. Kaeble, Hartmut et al., Stuttgart: Klett-Cotta, 31-61
- (1988): Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Brose, Hanns-Georg & Hildenbrandt, Bruno, Opladen: Leske und Budrich, 33-53
 - (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufes. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 37, 1-29
 - (1981): Wie es zur biographischen Methode kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 10, 273-293
 - & Robert, Günter (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
- Koller, Hans-Christoph (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: Bios, Heft 1, 33-45
- König, Helmut (1990): Die Krise der Arbeitsgesellschaft und die Zukunft der Arbeit: Zur Kritik der aktuellen Debatte. In: Leviathan, Sonderheft 11, 322-349
- Kracht, Günter (1999): Was nun, Held der Arbeit? Ostdeutsche Männlichkeit in Krise und Wandel. In: Berliner Debatte Initial, Heft 10, 51-61
- (1995): Der DDR-Mann. In: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung (MFK), Heft 36, 130-142
- Krais, Beate (1999): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In: Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in einer akademischen Welt. Dies. (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 31-53
- Kraus, Wolfgang (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim: Centaurus
- Kreisky, Eva (2000): Geschlechtliche Fundierung von Politik und Staat. In: Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung. Doris Janshen (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 167-192

- (1995): Der Stoff, aus dem die Staaten sind. Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung. In: Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 85-124
- Krüger, Helga (2001): Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Soziale Verortung der Geschlechter. Knapp, Gudrun-Axeli & Wetterer, Angelika (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 63-90
- (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen, In: Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 195-220
- Kühne, Thomas (1999): Der Soldat. In: Frevert, Ute: Der Mensch des 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main & New York: Campus, 344-372
- (1996): „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“ Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert. In: Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Ders. (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 174-192
- Kurz-Scherf, Ingrid (1998): Ende der Arbeitsgesellschaft? Oder: Wenn der bürgerlichen Demokratie die kapitalistische Arbeit ausgeht. In: Zukunft ohne Arbeit? Beiträge zur Krise der Arbeitsgesellschaft. Thomas Geisen, Kraus, Katrin & Ziegelmayer, Veronika (Hg.), Frankfurt am Main: IKO, 17-62
- Kwapis, Jörg & Renz, Mike (1995): Zur Bedeutung von (Erwerbs-)Arbeit für männliche Identität. Diplomarbeit am Institut für Sozialpädagogik der Technischen Universität Berlin
- Lambrecht, Christine (1986): Männerbekenntschaften. Freimütige Protokolle. Halle & Leipzig: Mitteldeutscher Verlag
- Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken. Weinheim & Betz: Psychologie Verlag-Union
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Lehmann, Albrecht (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Lemke, Jürgen (1989): Ganz normal anders. Auskünfte schwuler Männer. Berlin & Weimar: Aufbau-Verlag
- Lenz, Hans Joachim (2000): Männer als Opfer. In: Mabuse, Heft 125, 46-50
- Lenz, Ilse, Nickel, Hildegard, Maria & Riegraf, Birgit (Hg.) (2000): Geschlecht, Arbeit, Zukunft. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Lindberger, Thomas (2000): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Das Alltagsleben der DDR und sein Platz in der Erinnerungskultur des vereinten Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40, 5-12
- Link, Jürgen (1986): Noch einmal: Diskurs, Interdiskurs. Macht. In: kultuRRRevolution, Heft 11, 4-7
- Link, Jürgen (1984): Über ein Modell synchroner Kollektivsymbole sowie seine Rolle bei der Diskurs-Konstitution. In: Bewegung in Stillstand und Metapher. Ders. & Wülfing, Wulf (Hg.), Stuttgart: Klett Cotta, 63-92

- Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Leske und Budrich
- Lüdtke, Alf (1994): „Helden der Arbeit“ – Mühen beim Arbeiten. Zur mißmutigen Loyalität von Industriearbeitern. In: Sozialgeschichte der DDR. Kaeble, Hartmut et al., Stuttgart: Klett-Cotta, 188-213
- Maihofer, Andrea (1994): Geschlecht als Existenzweise. In: Geschlechterverhältnisse und Politik. Institut für Sozialforschung (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 168-187
- Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generationen. In: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Kurt H. Wolff (Hg.), Berlin & Neuwied: Luchterhand, 509-565
- Maruani, Margaret (1997): Die gewöhnliche Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt. In: Ein alltägliches Spiel, Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Dölling, Irene & Krais, Beate (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 48-74
- Mattl, Siegfried & Sotaniemi, Noora (2001): „Kameradschaft“. Funktion und Entwicklung eines Dispositivs im Nachkriegsösterreich. In: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaften, Heft 1, 34-50
- Matussek, Matthias (1999): Die vaterlose Gesellschaft. Überfällige Anmerkungen zum Geschlechterkampf. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag
- Meier, Artur (1990): Abschied von der sozialistischen Ständegesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 16-17, 2-13
- Mehlmann, Sabine (1998): Das vergeschlechtlichte Individuum – Thesen zur historischen Genese des Konzepts männlicher Geschlechtsidentität. In: Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. Bublitz, Hannelore (Hg.), Frankfurt am Main & New York, 95-119
- Merkel, Ina (1999): Arbeiter und Konsum im real existierenden Sozialismus. In: Arbeiter in der SBZ. Hübner, Peter & Tenfelde, Klaus (Hg.), Essen: Klartext-Verlag, 527-553
- (1995): Modernisierte Gesellschafts-„Bilder“ in den DDR-Printmedien der fünfziger Jahre. In: Biographien in Deutschland. Fischer-Rosenthal, Wolfram & Alheit, Peter (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 171-176
- Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, Heft 2, 3-32
- (2000): Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit. In: Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung. Doris Janshen (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 47-78
- (1999a): Gewalt, hegemoniale Männlichkeit und „doing masculinity“. In: Kriminologisches Journal, 7. Beiheft, 49-65
- (1999b): Männer ohne Körper? Wissenssoziologische Anmerkungen zum Verhältnis von Körper und Geschlecht. In: Zeitschrift für politische Psychologie, Sonderheft: Sozialisation und Identitäten – Politische Kultur im Umbruch?, 23-36
- (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen: Leske und Budrich
- Meyer, Gerd (1986): Frauen in den Machthierarchien der DDR oder: Der lange Weg zur Parität. Empirische Befunde 1971-1985. In: Deutsches Archiv, Heft 3, 294-305
- Michel, Gabriele (1985): Biographisches Erzählen - zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition. Tübingen: Max Niemeyer Verlag

- Middell, Matthias, Gibas, Monika & Hadler, Frank (2000): Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen: Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen der Vergangenheit. In: *Comparativ: Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung*, Heft 2, 7-36
- Moller, Sabine, Rudlof, Matthias, Tschuggnall, Karoline & Scholz, Sylka (2002): Autobiographie zwischen Erinnerung und Erzählung. Symposium im Rahmen des Internationalen Kongresses „Psychologische Konstruktionen – Politiken der Erkenntnis“, Freie Universität Berlin, 19.-23.02.2002, Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript
- Möller, Kurt (2000): Modernisierung von Arbeit – Modernisierung von Männlichkeit. Herausforderungen für die nachwachsende Generation. In: *Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*. Doris Janshen (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 143-167
- Mühlberg, Dietrich (2000): Das Verständnis von Väterlichkeit jenseits der „Bürgerlichen Mittelschichten“. In: *Mütterlichkeit und Väterlichkeit in West und Ost. Dokumentation einer Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung in Zusammenarbeit mit Katrin Rohnstock vom 4.-5. Februar 1999 in Berlin*. Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), Berlin, 35-42
- (1999): Die 68er und wir (aus östlicher Sicht). Oder: Wer waren die 68er im Osten. In: *Berliner Blätter*, Heft 19, 44-58
 - (1995): Sexualität und ostdeutscher Alltag. In: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung (MFK)*, Heft 36, 8-39
- Müller, Christine (1985): *Männer Protokolle*. Berlin: Buchverlag Der Morgen.
- Müller-Funk, Wolfgang (2002): *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. Wien & New York: Springer
- Mushaven, Joyce, Marie (1998): *Ost-West-Identitäten. Generationsprobleme zwischen Wende und Wandel*. Vortrag vom 09.07.1998 an der Universität Potsdam, unveröffentlichtes Manuskript
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: *Bios*, Heft 1, 46-63
- Neusel, Aylä & Wetterer, Angelika (Hg.) (1999): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Nickel, Hildegard, Maria (1999): Erosion und Persistenz. Gegen die Ausblendung des gesellschaftlichen Transformationsprozesses in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: *Transformationen – Unternehmensreorganisation – Geschlechterforschung*. Dies., Völker, Susanne & Hüning, Hasko (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 9-35
- (1997): Der Transformationsprozeß in Ost- und Westdeutschland und seine Folgen für das Geschlechterverhältnis. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 51, 20-29
 - (1993): „Mitgestalterin des Sozialismus“ – Frauenarbeit in der DDR. In: *Frauen in Deutschland 1945-1992*. Helwig, Gisela & dies., Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 233-256
 - & Völker, Susanne & Hüning, Hasko (1999): *Transformationen – Unternehmensreorganisation – Geschlechterforschung*. Opladen: Leske und Budrich
 - & Schenk, Sabine (1994): Prozesse geschlechtlicher Differenzierung im Erwerbssystem. In: *Erwerbsarbeit im Umbruch*. Dies. et al. (Hg.), Berlin: Akademie-Verlag, 259-282

- Notz, Gisela (1991): Auf der Suche nach den neuen Vätern. Ausflüge von Männern in Frauenräume. Frankfurt am Main: VAS
- Osterland, Martin, (1983): Die Mythologisierung des Lebenslaufs. Zur Problematik des Erinnerns. In: Soziologie. Entdeckungen im Alltäglichen. Hans Paul Bahrdt, Festschrift zu seinem 65. Geburtstag. Baethge, Martin & Essbach, Wolfgang (Hg.), Frankfurt am Main & New York, Campus, 279-290
- Parsons, Talcott & Bales, Robert F. (1960): Family, Socialization and Interaction Process. Glencoe: The Free Press
- Pirker, Theo, Lepsius, M. Rainer, Weinert, Rainer & Hertle, Hans-Hermann (1995): Der Plan als Befehl und Fiktion. Wirtschaftsführung in der DDR. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Plato, Alexander von (1999): Arbeiter-Selbstbilder in der DDR. In: Arbeiter in der SBZ. Hübner, Peter & Tenfelde, Klaus (Hg.), Essen: Klartext-Verlag, 867-883
- Polkinghorne, Donald E. (1998): Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In: Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Straub, Jürgen (Hg.), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 12-46
- Pfau-Effinger, Birgit (1993): Macht des Patriarchats oder Geschlechterkontrakt? Arbeitsmarkt-Integration von Frauen im internationalen Vergleich. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 4, 633-663
- Rahden, Till von (2000): Vaterschaft, Männlichkeit und private Räume. Neue Perspektiven zur Geschlechtergeschichte des 19. Jahrhunderts. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Heft 3, 147- 56
- Reulecke, Jürgen (2001): „Ich möchte einer werden so wie die...“ Männerbünde im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Campus
- Ripp, Christian (2001): Die „sozialistische Soldatenpersönlichkeit“. Die soziale Konstruktion von Männlichkeit im Militär – am Beispiel der NVA. Diplomarbeit an der Universität Potsdam, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
- (2000): Die „sozialistische Soldatenpersönlichkeit“. Die soziale Konstruktion des preußischen Wehrpflichtigen in der DDR. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung. Heft 1/2 , 82-97
- Robbins, Anthony (1998): Das Prinzip des geistigen Erfolgs. Der Schlüssel zum Power-Programm. München: Wilhelm Heyne Verlag
- Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Texte zur Fremdheit und Macht. Berlin: Orlando Frauenverlag
- Rohnstock, Katrin (1995): Der Bierbauch oder das Konstrukt „Männlichkeit“. In: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung (MFK), Heft 36, 121-130
- Rosenbaum, Heidi (1990): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Rosenthal, Gabriele & Fischer-Rosenthal, Wolfram (2000): Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Flick, Uwe, Kardorff, Ernst von & Steinke, Ines (Hg.), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 456-469

- Rosenthal, Gabriele, (1995): *Erzählte und erlebte Lebensgeschichte*. Frankfurt am Main & New York: Campus
- (1987): „...wenn alles in Scherben fällt...“ *Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration*. Opladen: Leske und Budrich
- Rousseau, Jean-Jaques (1981): *Emile oder über die Erziehung*. Paderborn: Schöningh-Verlag UTB für Wissenschaft
- Rudlof, Matthias (2002): *Männlichkeiten und Milieus in der Sozialen Arbeit. Autobiographische und pädagogische Narrationen von männlichen Jugendsozialarbeitern in diskurspsychologischer und wissenssoziologischer Perspektive im Rahmen qualitativer-rekonstruktiver Geschlechterforschung*. Dissertation an der Freien Universität Berlin.
- Rudlof, Matthias (1997): *Die Produktion von Männlichkeit. Zur Gefühls- und Körpersozialisation des Jungen in der Moderne*. In: Sie und Er. Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich. Völger, Gisela (Hg.), Köln: Rautenstrauch-Joest-Museum, 53-60
- Salzwedel, Manuela & Scholz, Sylka (2000): „Diese Aufgabe ist nun mal das wichtigste, was ich mache: der Beruf.“ *Die Bedeutung von Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktionen ostdeutscher Männer*, In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Heft 1/2, 22-50
- Schäffen, Katrin (2000): *Die Verdopplung der Ungleichheit. Sozialstruktur und Geschlechterverhältnisse in der Bundesrepublik und in der DDR*. Opladen: Leske und Budrich
- Schenk, Sabine (2000): *Familienstrukturen, Geschlechterverhältnisse und die Flexibilisierung der Beschäftigung in Ostdeutschland*. In: *Geschlecht, Arbeit, Zukunft*. Lenz, Ilse, Nickel, Hildegard, Maria & Riegraf, Birgit (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 180-221
- (1995): *Neu- oder Restrukturierung des Geschlechterverhältnisses in Ostdeutschland?* In: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 4, 475-488
- Schlegel, Uta (1997): *Gleichberechtigung der Geschlechter in der DDR – Mythos und Realität*. In: *Ansichten zur Geschichte der DDR*. Elm, Ludwig, Keller, Dieter & Mocek, Reinhard (Hg.), Bonn & Berlin: Verlag Matthias Kirchner, 201-236
- Schmidt, Miriam (2001): *Männer im Dienstleistungsunternehmen DB AG – Positionierungen von Männern im Kampf um Erwerbsarbeit*. Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung. Bulletin, Heft 22, 74-83
- Schmidt, Pia (1990): *Warum Frauen nicht arbeiten und was das mit der Arbeit der Männer zu tun hat. Arbeit in der bürgerlichen Geschlechtertheorie*. In: *Leviathan*, Sonderheft 11, 258-270
- Scholz, Sylka (2001): *Basar der Männlichkeiten. Erste Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung in Stuttgart-Hohenheim, 1. bis 3. Februar 2001*. In: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaften*, Heft 1, 160-164
- (2000a): *Männlichkeiten erforschen. Eine Einführung in das Lehrforschungsprojekt*. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, Heft 1/2, 6-21
- (2000b): *Das Geschlecht der Arbeit(enden) und die Zukunft der Männlichkeit*. In: *Jenseits des Arbeitsprinzips? Vom Ende der Erwerbsgesellschaft*. Ahrens, Jörn (Hg.), Tübingen: Edition Diskord, 134-148

- (1997): „Als die ganze Lawine anrollte im Betrieb“ – gesellschaftliche und biographische Hintergründe der Sterilisationsentscheidung. Eine Fallrekonstruktion. In: Veränderungen – Identitätsfindung im Prozeß: Frauenforschung im Jahre sieben nach der Wende. Diedrich, Ulrike & Strecker, Heidi (Hg.), Bielefeld: Kleine Verlag, 99-122
- & Mangold, Anne (2000): Können Frauen nicht kampfschwimmen? In: Perspektive 21. Brandenburgische Hefte für Wissenschaft und Politik. Heft 12, 42-52
- Schütze, Fritz (2001): Rätselhafte Stellen im narrativen Interview und ihre Analyse. In: Handlung. Kultur. Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften, Heft 1, 12-29
- (1995): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand einer interpretativen Soziologie. In: Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Krüger, Heinz-Herrmann & Marotzki, Winfried (Hg.), Opladen: Leske und Budrich, 116-158
- (1984): Kognitive Figuren autobiographischen Stegreiferzählens. In: Biographie und soziale Wirklichkeit. Kohli, Martin & Robert, Günter (Hg.), Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 217-238
- (1982): Narrative Repräsentationen kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Erzählforschung. Ein Symposium. Lämmert, Eberhard (Hg.), Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 568-590
- (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1
- Schrötte, Peter (1989): Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene“. In: Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion alltagsgeschichtlicher Erfahrungen und Lebensweisen. Lüdtkke, Alf (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 85-136
- Schwärzel, Renate (1990): Beginn der Strukturkrise? Investitionspolitik und wissenschaftlich-technischer Fortschritt. In: Brüche, Krisen, Wendepunkte. Neubefragung von DDR-Geschichte. Cerny, Jochen (Hg.), Leipzig, Jena & Berlin: Urania, 265-273
- Schwinger, Elke (2000): „Politisches Handeln“: Ein Beruf? Eine Frage des Geschlechts oder etwa eine Frage spezifischer Handlungskompetenz? In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2, 81-100
- Segert, Astrid & Zierke, Irene (1997): Sozialstruktur und Milieuerfahrungen. Empirische und theoretische Aspekte des alltagskulturellen Wandels in Ostdeutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Seubert, Heribert (1997): Die Entmilitarisierung des sicherheitspolitischen Denkens in der späten DDR. In: Berliner Debatte Initial, Heft 6, 57-66
- Seifert, Ruth 2001: „Militär und Geschlecht“ in den deutschen Sozialwissenschaften. Eine Skizzierung der aktuellen Forschungssituation. In: L’Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, Heft 1, 134-143
- (1999): Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte. In: Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Eifler, Christine & dies. (Hg.), Münster: Westfälisches Dampfboot, 44-70
- (1996): Militär, Kultur, Identität: Individualisierung, Geschlechterverhältnis und die soziale Konstruktion des Soldaten. Bremen: Edition Temmen.

- Sill, Oliver (2000): Lebensgeschichte und Kommunikation. Ein literaturwissenschaftlicher Interpretationsansatz. In: Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews. Geulen, Christian & Tschuggnall, Karoline (Hg.), Tübingen: Edition Discord, 121-145
- (1996): Gabriele Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung. In: Bios, Heft 9, 275-280
- Sombart, Nicolaus (1996): Männerbund und politische Kultur in Deutschland. In: Männergeschichte - Geschlechtergeschichte. Kühne, Thomas (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 136-155
- Sørensen, Annemette & Trappe, Heike (1995): Frauen und Männer: Gleichberechtigung - Gleichstellung - Gleichheit. In: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Huinink, Johannes et al. (Hg.), Berlin: Akademie Verlag, 189-122
- Stacey, Jackey (1994): Star Gazing: Hollywood Cinema and Femal Spectators. London: Routledge
- Stein-Hilbers, Marlene (1994): Wem „gehört“ das Kind? Neue Familienstrukturen und veränderte Eltern-Kind-Beziehungen. Frankfurt am Main & New York: Campus
- (1991): Die sogenannten 'Neuen Väter': Veränderungen und Überhöhungen eines Eltern-Kind-Verhältnisses. In: Widersprüche, Heft 40, 43-51
- Stolt, Susanne (2000): Zwischen Arbeit und Liebe. Eine empirische Studie zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in Ostdeutschland nach der Wende. Kassel: kassel univ. press
- Straub, Jürgen (Hg.) (1998): Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Strauss, Anselm (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Wilhelm Fink Verlag
- Thinius, Bert (1995): Paul und Paul im Sozialismus. Zum Alltag schwuler Männer aus der DDR und Deutschland Ost. In: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung (MFK), Heft 36, 143-170
- Thompson, John B. (1995): Self and Experience in a Mediated World. The Media and Modernity. Stanford: Stanford University Press
- Tiedtke, Michael (1991): Die Schule - rechtliche Grundlagen, bildungspolitische Prämissen und pädagogisch-theoretische Legitimation. In: Kinder und Jugendliche im Systemumbruch. Gotschlich, Helga et al. (Hg.), Berlin: Tribüne, 44-47
- Tillmann, Klaus-Jürgen (1997): Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Reinbek bei Hamburg: Rowo
- Trappe, Heike, (1995): Emanzipation oder Zwang. Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin: Akademie-Verlag
- Treibel, Annette (2000): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen: Leske und Budrich
- Trepp, Anne-Charlott (1996): Männerwelten privat. Vaterschaft im späten 18. Jahrhundert und frühem 19. Jahrhundert. In: Männergeschichte - Geschlechtergeschichte. Kühne, Thomas (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 31-50

- Trüeb, Kuno (1994): Von der merkwürdigen Absenz der Frauen in männlichen Lebensgeschichten. In: Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History. Spuhler, Gregor (Hg.), Zürich: Chronos Verlag, 79-94
- Verheyen, Nina (2000): Männliche Emotionen als bürgerliche Distinktion? Die Inszenierung väterlicher Gefühle im Deutschen Bürgertum (1170-1820). In: Arbeitskreis für interdisziplinäre Männerforschung (Aim Gender). Verfügbar unter: <http://www.ruendal.de/aim/pdfs/Verheyenpdf>
- Vester, Michael (1994): Der ostdeutsche Transformationsprozess als Herausforderung für die politische Kultur Ostdeutschlands. In: Von der Arbeitsgesellschaft zur Bildungsgesellschaft? Alheit, Peter et al. (Hg.), Bremen: Universität Bremen, 639-669
- Vordernach, Gerd (1994): Lebenssituation nach dem Unfall. Biographievergegenwärtigung und Bewältigungsweise – Schrittfolge einer Fallanalyse. In: Qualitative Biographieforschung am Beispiel eines beruflichen Rehabilitanten. Ders. (Hg.), Bamberg: Wissenschaftlicher Verlag, 49-90
- Waburg, Wiebke (2000): Das schwache 'starke' Geschlecht? Männlichkeit und Krankheit. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Heft 1/2, 64-82
- Wagner, Birgit (2000): Das Ich der Texte. In: Quo vadis, Romania? Zeitschrift für aktuelle Romanistik, Heft 14, verfügbar über: <http://wk.philo.at/BWIch.html>
- Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Walter, Willi (2000): Gender, Geschlecht, Männerforschung. In: Gender-Studien: Eine Einführung. Braun, Christina von & Stephan, Inge (Hg.), Stuttgart & Weimar: Metzler, 97-115
- Wander, Maxie (1980): „Guten Morgen, du Schöne“ Frauen in der DDR. Protokolle. Frankfurt am Main: Luchterhand
- Weber, Hermann (1993): Die DDR 1945-1990. München: Oldenbourg
- Welzer, Harald (2000): Die Konstruktion des „anderen Nazis“. Über die dialogische Verfertigung der Vergangenheit in einem Zeitzeugeninterview. In: Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews. Geulen, Christian & Tschuggnall, Karoline (Hg.), Tübingen: Edition Discord, 74-85
- & (1995): „Ist das ein Hörspiel?“ Methodologische Anmerkungen zur interpretativen Sozialforschung. In: Soziale Welt, Heft 2, 181-196
- & Moller, Sabine & Tschuggnall, Karoline (2002): „Opa war kein Nazi“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Wetterer Angelika (Hg.) (1995): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt am Main & New York: Campus
- (Hg.) (1992): Profession und Geschlecht: Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt am Main & New York: Campus
- Wingens, Matthias (1999): Der „gelernte DDR-Bürger“: biographischer Modernisierungsrückstand als Transformationsblockade? Planwirtschaftliche Semantik, Gesellschaftsstruktur und Biographie. In: Soziale Welt, Heft 50, 255-280
- Winkler, Gunnar (Hg.) (2001): Sozialreport 2001. Daten und Fakten zur Lage in den neuen Bundesländern. Berlin: Trafo-Verlag Weist

- (Hg.) (1999): Sozialreport 1999. Daten und Fakten zur sozialen Lage in den neuen Bundesländern. Berlin: Verlag am Turm
- (Hg.) (1997): Sozialreport 1997. Daten und Fakten zur Lage in den neuen Bundesländern, Berlin: Verlag am Turm
- (Hg.) (1990): Frauenreport '90. Berlin: Die Wirtschaft
- Wittel, Andreas (1998): Gruppenarbeit und Arbeitshabitus. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 3, 178-192
- Wolde, Anja (1995): Geschlechterverhältnisse und gesellschaftliche Transformationsprozesse. In: Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), Frankfurt am Main & New York: Campus, 279-308
- Zachmann, Karin (1997): Frauen für die technische Revolution. Studentinnen und Absolventinnen Technischer Hochschulen in der SBZ/DDR. In: Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Budde, Gunilla-Friederike (Hg.), Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 121-156
- Zahlmann, Stefan (2002): Schöner Scheitern. Zur Selbstaneignung erlittenen Lebens in der autobiographischen Repräsentation. Unveröffentlichtes Manuskript
- (2000): Nichts als Arbeit? Männliche Identität und Berufstätigkeit in den DEFA-Spielfilmen „Bis das der Tod Euch scheidet“ (1979) und „Die Architekten“ (1990). In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Heft 1/2, 125-139
- Zilbergeld, Bernie (1992): The New male Sexuality - The Truth about Men, Sex and Pleasure. New York: Bantam Books
- Zilch, Dorle (1991): FDJ - Die „Last“ der Vergangenheit. In: Kinder und Jugendliche im Systemumbruch. Gotschlich, Helga et al. (Hg.), Berlin: Tribüne, 50-54
- Zwahr, Hartmut (1994): Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch: Die DDR auf dem Höhepunkt ihrer Staatskrise 1989. In: Sozialgeschichte der DDR. Kaeble, Hartmut et al. (Hg.), Stuttgart: Klett-Cotta, 426-465